Präsentation

impEct ist das elektronische Journal des „Dortmund Institute for European and International Studies“ an der Fachhochschule Dortmund. Das Institut ist im Jahre 2004 von den Dozenten des Fachbereichs Wirtschaft, die im internationalen Bereich lehren und forschen, ins Leben gerufen worden.

impEct ist nicht allein ein Publikationsorgan Dortmunder Dozenten, sondern versteht sich als Plattform für alle Forscher, die auf europäischen und internationalen „Baustellen“ arbeiten. Insbesondere laden wir die Kolleginnen und Kollegen unserer internationalen Partnerhochschulen eingeladen, sich mit Beiträgen in **impEct** zu Wort zu melden. Auf diese Weise möchte das „Dortmund Institute for European and International Studies“ den Austausch der unterschiedlichen, bislang noch durch kein gemeinsames Publikationsmedium verbundenen Disziplinen fördern.

impEct publiziert Beiträge in den gängigen westlichen Verkehrssprachen Englisch, Spanisch, Französisch und Deutsch, und zwar voraussichtlich zweimal pro Jahr. Die Details für die Veröffentlichung von Manuskripten werden unten erläutert.

impEct versteht sich als ein Open-access-journal, wie es von der Budapest Open Access Initiative (www.soros.org/openaccess) definiert worden ist.

Presentation

impEct is the electronic journal of the “Dortmund Institute for European and International Studies” at University of Applied Sciences Dortmund (Fachhochschule). The Institute was set up in 2004 by the lecturers of the Business School with teaching commitments and research interests in the international field.

impEct is not only a publication medium of the Dortmund lecturers but is also meant to be a forum for all those researchers working on European and international aspects. In particular we invite the colleagues of our international partner schools to become involved in **impEct** with their own contributions. In this way the “Dortmund Institute for European and International Studies” strives to promote the exchange between different disciplines which are not yet connected by a joint publication medium.

impEct publishes articles in the largest western languages English, Spanish, French and German, probably twice a year. The details regarding the conditions of publication of manuscripts are explained below.

impEct sees itself as an open access journal as it has been defined by the Budapest Open Access Initiative (www.soros.org/openaccess).

Zielsetzung (English version below)

impEct – dieser Titel ist zu lesen als „international management papers – European contributions“.

impEct lädt alle interessierten Kolleginnen und Kollegen ein, sich an der Diskussion über die Rolle Europas in der Welt zu beteiligen und insbesondere folgende Bereiche zu beleuchten: Rechtliche und institutionelle Rahmenbedingungen, International Business und Management, politische Ökonomie, politische Philosophie, Human Resources, Gender Studies, interkulturelle Kommunikation, Wirtschaftsethik sowie sprachliche und kulturelle Kompetenzen.

Ohne einem Eurozentrismus das Wort zu reden, versteht sich impEct als ein Katalysator für das, was Europa zum globalen Konzert der wissenschaftlichen Gemeinschaft beitragen kann. Hinter dieser Position steht die Überzeugung, dass Europa sich zu einem guten Teil neu entdecken, neu besinnen und neu orientieren muss, um seinen Platz im 21. Jahrhundert zu finden. Der inzwischen relativierte, aber noch nicht zurück genommene Anspruch, den die Europäische Kommission zum offiziellen Ziel der Europäischen Union erklärt hat, nämlich die EU bis zum Jahre 2010 zum leistungsstärksten Wirtschaftsraum des Globus zu machen, ist nicht nur sehr ehrgeizig, sondern verlangt auch nach wissenschaftlicher Analyse und Kritik. Der Absicht der EU-Kommission, die USA zu übertreffen, wird durchaus kontrovers diskutiert und steht für die überwiegende Mehrheit der EU-Bürger in einem weitgehend ungeklärten Verhältnis zu der Frage, inwieweit davon die anderen Gemeinschaftspolitiken tangiert sind. Insbesondere ist ungeklärt, ob mit jener Zielsetzung die Übernahme oder die Verfolgung eines einheitlichen wirtschaftlichen und sozialen Modells gemeint ist.

Die Absicht des „Dortmund Institute for European and International Studies“ einen Masterstudiengang für internationales Management ins Leben zu rufen, unterstreicht die Notwendigkeit, verstärkt die strategischen und operativen Steuerungsgrößen des internationalen Managements zu erforschen. Der Weg zu einem vertieften Verständnis wird nicht Sache einer Disziplin allein sein, sondern setzt die Bereitschaft zu einem interdisziplinären Dialog voraus. Deshalb sind Kommentare und Kritik zu erschienenen Beiträgen ausdrücklich erwünscht: Gerade kontroverse Debatten können auch für Studierende das Interesse für verantwortliches Management beleben.

Darüber hinaus wird der Dokumentierung von Konferenzen und Kolloquien, in denen Fragen des europäischen und internationalen Wirtschaftslebens thematisiert werden, besondere Aufmerksamkeit gewidmet.

Objectives

impEct – this title stands for „international management papers – European contributions“.

ImpEct invites all interested colleagues to participate in a discussion on Europe’s role in the world with a particular focus on these areas: Legal and Institutional Environments, Global Business Studies, International Management, Political Economics, Political Philosophy, Human Resources and Gender Studies, Intercultural Communication and Ethics, Language and cultural competencies.

ImpEct does not attempt to promote any kind of eurocentrism, it does, however, regard itself as a catalyst for extending the European contribution to the global exchange of the academic community. This position is based on the conviction that Europe needs to some extent to rediscover itself, to reflect upon its identity and to reorientate itself in order to identify its appropriate place in the 21st century. The objective formulated by the European Commission, meanwhile weakened but not revoked, to transform the EU into the most powerful economic area of the globe by 2010 is not only highly ambitious but also calls for academic analysis and critique. The intention of the EU-Commission to overtake the USA has resulted in a controversial discussion: For the majority of European citizens this objective raises the question to which extent the other common policies are affected . Above all it seems open whether this objective implies the adoption or the pursuit of a uniform economic and social model.

The intention of the „Dortmund Institute for European and International Studies" to develop a master course in International Management reflects the necessity to conduct more research concerning the strategic and operative functions of international management. The quest for a more profound understanding cannot be the charge of just one discipline but requires a readiness to become involved in an interdisciplinary dialogue. For that reason we would particularly welcome commentaries and critiques concerning published articles. Controversial debates are a good way to stimulate an interest in responsible management among students.

In addition to this we will focus on the documentation of conferences and meetings dedicated to questions of European and international business.

Editorial

impEct Nr. 1 umfasst fünf **Artikel** zur politischen Philosophie (globale Verteilungsgerechtigkeit), zur philosophischen Ideologiekritik (Situationen vs. Konstellationen), zur Volkswirtschaftslehre (Spieltheorie), zur Betriebswirtschaftslehre (Internet-Nutzung) sowie zur Praxis des Fremdsprachenerwerbs.

Besondere Aufmerksamkeit verdient der in **impEct** dokumentierte Start des Studienprogramms der **Deutsch-Jordanischen Hochschule**, das im Bereich Wirtschaft federführend vom Fachbereich Wirtschaft der Fachhochschule Dortmund koordiniert wird und damit unser internationales Profil in hervorragender Weise unterstreicht. Darüber hinaus veröffentlichen wir die Ankündigung eines **Forschungsprojektes** der betriebswirtschaftlichen Fakultät der Universität Guanajuato und dem Fachbereich Wirtschaft der Fachhochschule Dortmund sowie eines **Kolloquiums** am IUT der Universität 13 (Saint Denis). Schließlich finden sich **Mitteilungen** zum Leben am Fachbereich.

Zu den Artikeln

Die Artikel der ersten Nummer von **impEct** weisen eine Besonderheit auf: Die Autoren stehen in einem engen Verhältnis zum Fachbereich Wirtschaft: Sie sind Dozenten (Erhard Jürke, Werner Müller-Pelzer) oder Absolventen des Studienganges International Business (Dirk Haubrich, Fritjof Pils). Einer von ihnen (Thomas Heiland) kombiniert beides: Er ist Absolvent des Studienganges Wirtschaft, Doktor der Betriebswirtschaftlehre und zusätzlich zu seinem Hauptberuf seit einigen Jahren Lehrbeauftragter am Fachbereich Wirtschaft.

Darüber hinaus freuen wir uns, dass als Koautoren Frau Prof. Dr. Brigitta Wolff von der Universität Magdeburg (zusammen mit F. Pils) und Herr Bjoern Mayland von der F. Porsche AG (zusammen mit T. Heiland) in der ersten Ausgabe von **impEct** mit Beiträgen vertreten sind und damit unsere Intention dokumentieren, auch externe Forscher und Entwickler anzusprechen. Dies möge alle mit der Fachhochschule Dortmund verbundenen Kolleginnen und Kollegen ermutigen, unserer Einladung zur Veröffentlichung von Forschungsergebnissen und Projekten zu folgen.

Mit seinem Plädoyer für Pogges „Global Resource Dividend“ liefert Dirk Haubrich ein Beispiel für die gedankliche Anstrengung, die betriebliche Praxis mit der Legitimationsproblematik der Marktwirtschaft zu verbinden.

Werner Müller-Pelzer lotet die Konsequenzen aus, die aus einer unkritischen Übernahme des „Ubiquitous Computing“ für die Lebenswelt erwachsen und erläutert die Chancen, die Schmitz’ Theorie der Situationen eröffnen.

Frithjof Pils und Brigitta Wolff thematisieren das Problem der Informationsasymmetrie gesellschaftlicher Akteure und erläutern den Nutzen einer Modellierung am Beispiel des deutschen Energiemarktes.

Das Potential einer digitalen Verknüpfung von Absatzfunktion und Kfz-Konfiguration stellen Thomas Heiland und Bjoern Mayland am Beispiel des Porsche Car Configurators vor.

Erhard Jürke geht in seinem Beitrag der Frage nach, inwiefern die Theorie des autonomen Lernens operationalisiert werden kann, um im Fall des Fachenglischen zu einer Verbesserung der Kompetenz zu gelangen.

Werner Müller-Pelzer

Dortmund, im Oktober 2005

Global Poverty and the Moral Obligations of Businesses – A Viewpoint from Political Philosophy

Dirk Haubrich[1]

Abstract

Increasingly visible global distributive inequalities and famine pose considerable challenges for policy makers and wider society alike. This article aims to outline obligations that businesses might have to remedy this situation. It scrutinises various debates that have been carried out in political philosophy over the past decades in order to define the desired ends towards which corporate behaviour should be directed. From various metrics on offer, impersonal natural resources are identified as the type of equality least objectionable from a normative point of view. One proposal using this yardstick, Thomas Pogge's 'Global Resource Dividend (GRD)', is further analysed for its potential to be institutionalised in the real world. A multi-phased implementation, which is the scenario most likely to occur, unveils hitherto unacknowledged obligations that businesses, particularly those located in countries with multilateral approaches to international politics, might face towards the eradication of global poverty. Those duties are more stringent and more demanding than the development aid currently provided by rich countries.

Key Terms:

Global Distributive Justice; Equality; Natural Resources; Taxation; Poverty; Thomas Pogge; Business Ethics

[1] Biographical Note:
Dr. Dirk Haubrich is Research Officer at the Department of Politics and International Relations and an associate member of Nuffield College, University of Oxford, UK. His academic research focuses on diverse topics at the intersection of philosophy, politics and economics, such as global distributive Justice; terrorism and its counter-measures; as well as local governance and public service delivery. His work has appeared in academic journals and edited volumes in the UK, USA, Germany and Spain. Prior to his current position, he was Research Fellow at the Department of Philosophy, University College London (2003-05), and an executive with management consultants Accenture (1995-2003). He holds a Ph.D. in International Relations and Political Theory (Reading), an M.A. in Politics (Warwick), a BA (Hons) in International Business (Plymouth) and a Diplom-Betriebswirt (Dortmund).

Introduction

There has never been, and is not now, agreement on the nature of distributive justice. Political philosophers, policy makers and citizens alike find themselves in all sorts of disagreements about what justice requires of sound social institutions, and, indeed, what importance these institutions should give to the virtue of justice in the first place. While there are today many established theoretical traditions on the topic of domestic distributive justice – some of which, like Plato's writings on the 'Republic' and Aristotle's ethical theory, date back to ancient Greece – the literature on *global* distributive justice is comparatively new. Earlier debates in philosophy about global justice had more centred on conflict-related issues in world politics, such as the efforts to develop a 'just war' theory with which armed struggles could be assessed. A concern for the distributive dimension of global justice, however, has only an insignificant precedent existence and only very few cosmopolitan traditions of global equality therefore exist (for an overview of the few existing cosmopolitan traditions see the edited volume by Nussbaum M., and Cohen, J. 1996.)

This should not come as a surprise for various reasons. As statistics published by the United Nations (UN) show, the huge inequalities that currently characterise the international system have only developed in the past 150 years or so. Inequalities across countries were relatively insignificant until the twentieth century and certainly smaller than inequalities within countries. The income gap between the poorest fifth and the richest fifth of the world's population was a mere 3 to 1 in 1820 and still only 7 to 1 in 1870. Only in the 20th century did the gap widen drastically: from 13 to 1 in 1913, 30 to 1 in 1960, 60 to 1 in 1990, to 74 to 1 in 1997 (UNDP 1999: 3). The de-colonisation after World War Two and the emergence of numerous new sovereign states with unequal socio-economic positions contributed to this development.

For a long time there had thus been no reason to engage in scholarly research on the topic. What is more, global control or distribution of wealth is, in practice, only a fairly recent possibility: in the great empires of the past it was impossible to use a surplus in one region to redress a deficit in another. Although many were destitute, only local remedies were available before modern transport infrastructures and global financial institutions existed that could reach across borders. Finally, within the discipline of International Relations (IR), as the academic forum that would most likely concern itself with the question how a more equal distribution of wealth could be brought about, scholars have for a long time refused to consider global justice as a matter worthy of investigation. Its orthodox proponents, who later became known as the 'Realist' fraction of thinkers, have dominated the field and always claimed that socioeconomic power is one of many means for states to maintain their national security and independence vis-à-vis other states in an international system of anarchy (Haubrich 2002). Global redistribution of wealth was seen as counterproductive to states' self-interests, would thus not be supported by them, and was, eventually, considered an elusive ideal not worthy of further scholarly examination.

Hence, conceptions that supported international development assistance as a means to alleviate global poverty rested, from the 1950s onwards, more on general notions of benevolence and charity rather than on the morally more demanding requirements that a justice-based concept of global redistribution might stipulate. Establishing an obligation that the globally rich might have towards the poor – or, conversely, an enti-

tlement that the globally poor might have towards the rich – was never high on the agenda.

With significant debates on the topic of poverty eradication thus not carried out in political philosophy, it is not surprising that the related, and much younger, discipline of Business Ethics, too, has dedicated relatively little effort to define corporate obligations towards global justice. In trying to determine what a good, socially responsible corporation is, Business Ethics has traditionally tended to examine different issues. According to Milton Friedman's classical view (Friedmann 1970), for example, a corporation's primary purpose is to maximise profits for its owners. His account, which was inspired by arguments from Utilitarianism as well as Property Rights Theory, heralded the maximisation of good consequences through profit maximisation and assigned to owners the right to decide on what happens to their property (Bowie 1982: 18-26). Friedman believed that this arrangement maximises economic freedom and that economic freedom is a necessary condition for political freedom. Poverty eradication, particularly on a global level, was not an issue he was particularly worried about. And if it was a possibility at all, it would, on this view, be left for corporate owners to decide whether or not to engage in voluntary charity contributions to achieve such aims.

As is well known, to many scholars and practitioners this account of business ethics was much too lenient and the need for rules that would govern the competitive process was increasingly recognised. Soon proposals were offered emphasising that firms have to adhere to certain minimal moral standards which would act as constraints to the profit maximisation goal (see, for example, Simon *et al*. 1993: 62-5). Other theories tried to gradually extend the scope of individuals that should be subjected to the constraints of corporate responsibility. Tenets that went the longest way down this path would later become known as stakeholder theorists. From all schools of thought in the discipline, stakeholder theory has arguably had the biggest impact, not only on the community of those concerned with the topic on a professional level but on wider society as a whole. Its proponents believe that a firm's product or service is the result of the productive efforts of employees, managers, customers, suppliers, the local community, and stockholders as owners. Each of these stakeholders has a contractual relationship with the firm: in return for their services, the managers and employees, for example, are paid in the form of wages; the local community is paid in the form of taxes; suppliers, under the constraints of supply and demand, negotiate the prices for their inputs.

Much work in the 1990s was aimed at investigating the various duties that these groups of individuals would owe to each other in terms of remuneration, environmental safety, non-discrimination in the workplace and safety standards, to mention but a few, and how their sometimes contradicting interests could be harmonised. Even among that research, however, distributive obligations to individuals elsewhere on the globe that had *no* contractual relationship with the firm did not enter the calculation. Discussions of global corporate duties centred more on issues such as the exportation of hazardous substances, the fundamental rights of workers in less developed countries to avoid exploitation, or the bribing of foreign government officials. Considerations of global distributive justice did not enter the picture.

This article aims to fill this gap by specifying, in the first section, the type of equality that social institutions should bring about on a global level. This is a crucial first step

because, in order to outline the type of actions that firms should perform, it is necessary to define the desired ends towards which their measures should be directed. In so doing we will compare various proposals that have been forwarded in conventional (i.e. domestic) political philosophy over the past decades so to identify the type of equality least objectionable from a normative point of view. With the adequate metric thus obtained the article then proceeds, in the second section, to deduct the obligations that corporations might face once proposals applying such a metric are implemented in the real world. As will be shown, these duties might be more stringent than most of us are prepared to admit and are, at any rate, more extensive than most current policies of corporate benevolence on offer.

Which Equality for Global Distributive Justice ?

Equality is a highly complex concept, there being as many forms of equality as there are ways of comparing the conditions of human existence. As one moves from the level of the ideal to practical social policy it becomes apparent that equality is in itself too general a concept to support concrete policy choices. Political philosophy has engaged in intensive debates to define the type of equality that should be brought about on the domestic level. This section introduces the various proposals that have been offered in these debates, compares their respective merits and pitfalls, and narrows down the available options to the one that is most likely to be applicable and succeed if applied to the global sphere.

Two notes of caution are merited at the outset however. Firstly, this section cannot offer an exhaustive rehearsal but merely a modest summary of a debate that is not only still ongoing but very multi-facetted. To obtain a more detailed insight into the respective arguments the reader is encouraged to consult the ample literature references stated in the bibliography. Secondly, this article will not argue why distributive justice is an ideal worth pursuing on a global (as opposed to domestic) level in the first place. The debate between so-called ‘Communitarians’ on the one hand and ‘Cosmopolitans’ on the other will not be rehearsed here, nor will the latter be defended. Rather, we take it as given that principles of justice extend beyond the borders of a state and that, thus, the obligations and entitlements that derive from them apply also to the interactions *between* states and the inhabitants residing inside them. For very competent and insightful review articles of this separate debate see, for example, Brown (1997) or, more recently, Caney (2002), and the literature references stated therein.

Context, Value and Content

The structure of this first section follows the typology tree depicted in figure 1 below, where we have illustrated the various taxonomies and decisions that we will be taking to specify the type of equality corporations should want to bring about. The tree does not represent the only constellation of types of equality possible. Some taxonomies might, in fact, cut across each other, and other chronological orders from the top to the bottom levels are possible. As can be seen in the figure, the first and obvious decision to be taken is on what we might call the context of equality. We are, of course, not concerned with political equality, such as the right to vote, stand for office, be treated equally before the law etc., but only with what Arneson (1997: 489) has called

'equality of condition', i.e. the provision of equal life prospects through a yet undefined type of social goods. On the second level we prefer to interpret equality as an instrumental, not an intrinsic value to be pursued. Equality is, hence, seen as a good thing because of its implications for values other than intrinsic equality itself, such as individual choice or personal autonomy. The desirability of a more equal distribution is due, not to the fact that it is more equal but that it is expected to promote that other value (for a forceful criticism against intrinsic equality, known as the 'Levelling Down Objection', see Nagel, T. 2000: 63, and Parfit, D. 2000: 100-2).
On the next level we advocate equality in a substantive sense, not as a procedural endeavour. This follows because the latter is too insensitive towards differences in ambition, talents, capabilities and family backgrounds to be able to stand alone as a concept of egalitarian justice and is, on its own, insufficient to guarantee any meaningful equality at all. Egalitarian justice needs to be complemented by a notion of equality that does not only establish rules but also provides some sort of goods to achieve that equality. Substantive equality, as the other alternative on offer, requires a further distinction, namely between features predominantly deriving from an individual's voluntary choices and actions and those from social and natural circumstances, a complexity that extends the analysis to the next level of the typology tree. In line with the majority of egalitarians we claim that it is unfair if, to employ a term coined by John Rawls, 'morally arbitrary factors' differentially influence the course of people's lives and it justifies distributive equality as a way of neutralising them. The fundamental aim of equality should be to compensate people for undeserved bad luck, for aspects of their situations for which they are not responsible; differences that are owed to acts that people *are* responsible for should not fall into the jurisdiction of an egalitarian theory. There is a moral warrant to level the inequalities in the distribution of social goods that are generated by differing endowments while leaving intact those inequalities generated by differential effort, planning and risk taking (for an explanation of this strain of thought, see Dworkin, R. 1981, 285; for a critique, see Anderson 1999 and her alternative account of 'Democratic Equality'; for a forceful refutation of Andersen's argument, see Kymlicka, W. 2001: 94-5). Egalitarians try to formulate theories that equalise people's circumstances while allowing them to reap the benefits, but also pay the costs, of their freely made choices.

Responsibility and Avoidablility

As the next level in the typology tree illustrates, luck should here only be interpreted in the sense of what Dworkin (1981: 293) has termed 'brute luck', i.e. luck that could not have been foreseen. Of no concern to egalitarian justice is, by contrast, 'option luck': the luck to arrive at good or bad outcomes depending on people's voluntary choices to engage, say, in gambling activities. Brute luck is luck (good or bad) that no reasonable person could have taken into account in past choices. No one deserves their genetic endowments or other accidents of birth, such as who their parents are and where they were born. The advantages that flow from those blessed with such fortunes must not be retained exclusively by them.

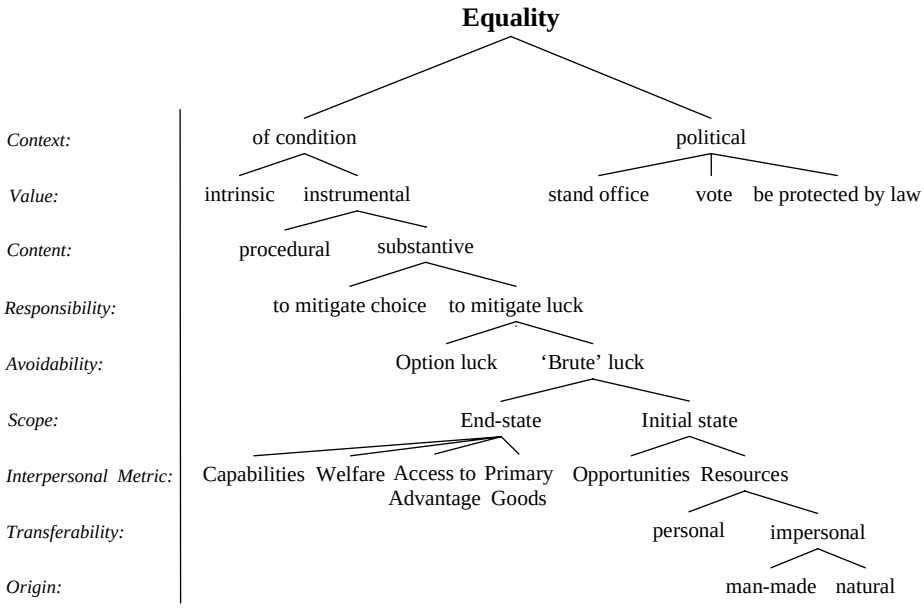

Figure 1: A Typology of Equality

Scope and Interpersonal Metric

In order to come to a decision how inequalities that are caused by morally arbitrary factors should be equalised, a more elaborate analysis is required than hitherto offered. For the business of sorting out just how much of a distribution of social goods results from differential endowments and how much from different choices is a rather tricky one. Much work in political theory has been dedicated to this question so to establish the appropriate standard of interpersonal comparison, or 'currency' of egalitarian justice as it is sometimes called, a problem most notably addressed by Nobel laureate Armatya Sen (1997 [1980]) in his famous essay 'Equality of What?'. Several suggestions have been made to this end. John Rawls (1999 [1971]: 62) proposes what he calls 'primary goods': income, wealth, opportunity, and the bases of self respect. Sen (1997: 482-4) himself concentrates on 'capabilities' to choose between various 'functionings' that a person is able to realise in her life. Further accounts are Richard Arneson's work on 'opportunity' (Arneson 1988: 79) and G.A. Cohen's concept of 'access to advantage' (Cohen 1989: 916). Finally, van Parijs (1995), Ronald Dworkin (1981: 303), Hillel Steiner (1999), and Thomas Pogge (1998) all propose what they call 'resources', although they respectively attach different meanings to that term. Whereas Dworkin speaks not only of material resources but of mental and physical capacities as well, Pogge and Steiner prefer to limit their proposals to natural and scarce resources only.

The diversity of these proposals shows how difficult it is to assess the features of an individual's conditions that are to be rendered equal: they all have different causes and require compensation in a different way. And it is not easy to decide which of the features 'count' more than others. To clarify their respective properties it is helpful to distinguish between two further categories of equality, as illustrated in the next level in figure 1. We can separate concepts that focus on an equal end-state of affairs, or outcome, from those that are content with equality achieved at some initial point in

time, irrespective of what level of equality is achieved thereafter. Initial state concepts of equality are, for example, those concerned with either 'opportunities' or 'resources', whereas proposals arguing for either 'welfare', 'primary goods', 'capabilities' or 'access to advantage' are more concerned with end-states. All these yardsticks have their respective merits and downsides which, each in turn, we shall be examining now.

Initial-state Metrics

The idea of equality of opportunity, as the first proposal, is widely endorsed by modern democratic ideologies as a fundamental principle and has been defended as applicable not only to the domestic but to the global level as well (Caney 2001). Equality of opportunity proposes that social position should be based strictly on individual effort and ability and that, for example, the educational system should offer all children an equal chance to realise their talents. The widespread belief is that equality of opportunity exists when persons with the same ability and talents, and who expend roughly the same effort, have roughly the same prospects for success. Race, religion, sex and family background should not be relevant to one's success or failure in competitive struggle for social goods. In a global context the principle implies, accordingly, that persons should not face worse opportunities in life because of where they are born. Overall, the concept is concerned principally with initial conditions, with the starting point in life. To confine equality to the initial circumstances of life can have radically inegalitarian implications, for where individuals end up in their lives is of no concern to believers in equality of opportunity, at least in its pure sense.

Several issues, however, have been noted. First, 'Equality of opportunity' as a concept is empty without any specification as to its exact meaning, for it may refer to quite diverse affairs, such as educational opportunity, occupational opportunity, opportunity for self fulfilment etc. And attaining one might only be possible by sacrificing some other. Second, if equal opportunity proposes a world in which all have equal chances to become, say, physicians, concert pianist, movie actors etc., irrespective of physical endowments and talents, then this is clearly unworkable. Equality of opportunity can only mean that the opportunity is open, not to all, but to those capable of achieving the desired state. It should not require that opportunities are equal for all but that they are equal for persons with similar skills and talents. Talents and skills, however, introduce significant complexities as our discussion further below shows. Finally, creating a society where no one is privileged or disadvantaged by their circumstances might not be sufficient. As Will Kymlicka (2001: 58) remarks, circumstances might not only entail social circumstances such as class, sex, race, family background, or religion. Differences in talents are equally undeserved from a moral point of view. For not all of them are developed through individual choices as the opportunity concept seems to assume. Some talents we are born with, and no one deserves to be born handicapped or with an IQ of 140. The injustice is the same in each case: distributive shares should not be influenced by factors which are arbitrary from a moral point of view. Natural talents and social circumstances are both matters of 'brute luck' as defined above, and people's moral claims should not depend on brute luck.

The instability of the opportunity concept exposed in this last point has informed some egalitarians to argue for an alternative concept of initial-state equality. Re-

source egalitarianism, the second type on offer, holds that equality of opportunity for welfare is too general a concept because the distinction between arbitrary and non-arbitrary factors influencing the course of one's life, which is necessary for the opportunity concept to get off the ground, can not easily be made in real life. Human talents and tastes, for example, are not only initially assigned to us as genetic endowments and are therefore undeserved. They also get created with a lot of effort and labour throughout human development, in which case, of course, they should not be part of any principle of redistributive justice. As Douglas Rae (1981: 70) put it: "Inequality of talents is not a phenomenon of nature, but a phenomenon of nature as mediated and reified by human culture". How can we possibly differentiate between raw biological talent and those derived from hard labour and ambition? Which of our talents are self-developed and which are pre-self developed ones? Even if we were able to do make such a distinction, Charles Beitz (1990: 290) would argue that the decisions a person takes in her life to develop certain talents are important elements of her effort to shape an identity: it might be said to constitute the self. On these accounts even talents that were developed — and the efforts to do so successfully — might have to be excluded from any sort of redistribution.

End-state Metrics

We defer, for the moment, a more detailed analysis of what exactly resources as a yardstick of equality should entail and turn to a third category worth examining, the equality of primary goods articulated, for example, by John Rawls (1999 [1971]: 54). In so doing we also shift from initial state to end-state concepts of egalitarian justice. Rawls' general conception of justice consists of the central idea that "all social primary goods – liberty and opportunity, income and wealth, and the bases of self respect – are to be distributed equally". Not all inequalities should be removed but only those which disadvantage someone. Unequal distribution is allowed if it is to the advantage of the least favoured. This approach differs from the equality of opportunity concept in two important ways. First, although Rawls also demands that positions are open to all, once these positions are allotted he grants the office-holders no automatic entitlement to a greater pay. Under his difference principle, people only have a claim to a greater share of the cake if they can show that it benefits those who have lesser shares. Under the prevailing idea of equality of opportunity, by contrast, the less well off have no veto over these inequalities, and no right to expect to benefit from them. Second – and closer to our discussion on the adequate currency of justice – income, wealth and respect emphasise not only equal starting positions but specific means that are essential to the people under a 'veil of ignorance' to fulfil their particular conception of the good, whatever conception that will be once the veil is lifted. "They are things that every rational man is presumed to want" (Rawls 1999: 55). A concern with primary goods rather than opportunities or resources therefore shifts attention away from the starting point of life to its end results, from chances to rewards.

Several objections have been articulated against Rawls' approach. Kymlicka (2000: 72-5) has shown that while Rawls endorses the general idea that individuals should pay for their choices but not for their circumstances, his difference principle violates it in two important ways. It is supposed, so Kymlicka, to mitigate the effect of one's place in the distribution of natural assets. But because Rawls only includes *social* primary goods –- and not *natural* primary goods such as natural talents, health, intel-

ligence and vigour –- on the index which determines who is least well off, there is in fact no compensation for those who suffer undeserved natural advantages. A second criticism, in turm, has been raised by Sen, and the discussion of his objection leads us to the fourth proposal on offer, 'capabilities'. To Sen, individuals vary in their ability to convert primary goods into what is really important to them, namely, the freedom or capability to do or to be what they choose. This variability in the ability of people to convert primary goods into capabilities suggests that the primary goods are 'inflexible' and ultimately miss what is of fundamental concern to individuals, namely, greater equality of capabilities. While Rawls takes primary goods as the embodiment of advantage, Sen prefers to focus on the relationship between persons and goods (Sen, 1997 [1980]: 482-5). He complains that the concept of 'need' does not get adequate coverage through the information on primary goods and argues for a notion of 'basic capabilities' that enable a person to do certain things. The ability to move about is the most relevant, so Sen, but others can be considered also, such as the ability to meet one's nutritional requirements, to be clothed and sheltered, and the power to participate in the social life of the community. Hence, he extends Rawls' concern by judging advantage, not in terms of income itself, but in terms of what income does; not in terms of self respect itself but on the social bases of that respect. As Sen (1985: 197) expressed in a later essay, in this way the capabilities stand for "the actual freedom of choice a person has over alternative lives that she or he can lead".

Sen's capability proposal, however, is vulnerable to the objection that it is not sufficiently distinguishable from those concerned with either resources or welfare (to be explained below). Dworkin has elucidated this deficiency. If capability represents a person's freedom to choose from possible livings by equalising their capacity to realise the complex achievements of happiness, self-respect, and a significant role in the community, then, so Dworkin (2000: 301) "it advocates not something new, but only a form of equality of welfare". For people vary in their capability for happiness for many reasons, including their wealth and talents. Another problem with his approach is that we do not know how to index the basis capabilities bundles. As with Rawlsian primary goods, indexing is required to establish a uniform order of personal preferences according to some set conventions of relative importance. The ideas of relative importance are, of course, conditional upon the nature of the society. As a means to establish global standards of distributive equality, Sen's approach seems therefore particularly open to criticism. A multitude of indexes for each society would be required, which is clearly an unworkable provision for a global redistribution scheme.

Welfare egalitarianism, the next metric scrutinised, is popular among those who are attracted to the idea that human welfare is ultimately the most important morally relevant feature of a community, a view most prominently, but not exclusively, articulated by utilitarians. The idea of an equality of welfare is the most radical and controversial face of egalitarianism. Welfare egalitarianism is guided by the idea that a distribution should count as equal if, and only if, it induces the same welfare or desire-satisfaction level for each person concerned. Welfarism creates the problem of expensive, malformed or cheap tastes, however. Some spoiled people have preferences that are expensive. It takes a lot more resources to satisfy them to the same degree as those that lead a more modest, self-controlled life. Others again. might exhibit the same level of satisfaction because subconscious psychological processes have tailored their preferences to their modest circumstances. Individuals should be regarded as capable of taking responsibility for their ends, so Williams and Clayton (2000) ex-

plain, but equality of welfare takes tastes, and their underlying preferences, as given, as though they were beyond the power of individuals to control. If welfare were the *equalisandum*, tastes were taken to be fixed, and scarce resources were to be divided so that persons with different desires (which put varying pressure on those resources) end up at the same level of desire satisfaction, then modest individuals with cheap tastes would be penalised, and those acquiring a taste for the high-life would be at an advantage. Without an account of *authentic* preference formation a welfarist metric for equality is incomplete.

Resource egalitarians argue, therefore, that people should be entitled to equal resources but be held responsible, i.e. enjoy the benefits but also pay the costs, for developing their tastes so that they can live satisfactorily. They accept that, while individuals are entitled to acquire more expensive tastes, they are not entitled to more resources than others merely because their ambitions are more costly to attain. Whether resourcists are also vulnerable to the expensive taste objection, a claim made for example by Williams (1999: 447-51), depends on the exact definition of 'resources' as a metric for interpersonal comparison. As we will show later, a focus on impersonal resources circumvents this objection.

The final proposal for an egalitarian currency we shall assess is what Cohen (1989) has called 'access to advantage', where advantage is understood to include, but to be wider than, welfare. Cohen tries to distinguish himself from concepts of equality that are based on either welfare, resources or capabilities. He rejects various forms of welfarism, most notably for the known objection of expensive tastes: it is nobody else's business to pick up the tab for those who develop expensive tastes. Yet he does not want to embrace equality of resources either, as it is a doctrine that is subject to objections which are just as strong as those which defeat equality of welfare. For, to Cohen, resource egalitarians wrongly refuse compensation for individuals' *involuntary* expensive tastes. 'Access to advantage' can, so Cohen, also be demarcated from Sen's capabilities in that Sen identifies capabilities with what goods do for human beings. Cohen, by contrast, intends to go one step further to argue that it is not what goods do to, or for, people that matters but "what they are able to do with them"(Cohen 1989: 944). Cohen is reluctant to specify what exactly 'access to advantage' should in practice entail. As he himself freely admits: "I affirm equality of access to advantage, whatever advantage is rightly considered to be, but I cannot say, in a pleasingly systematic way, exactly what should count as an advantage. […] One hopes that there is a currency more fundamental than either resources or welfare […]. But I certainly have not discovered it" (Cohen 1989: 920-1). Yet, a systematic currency is what is required if the implementation of a global redistribution scheme is to be successful.

What this short outline of the debate on the currency of equality shows is that equality of life prospects might be an elusive ideal. Versions of it abound and there is no agreement on what the measurement should be. Undoubtedly, all accounts are mistaken in some places. However, our aim was to identify the best approximations overall and, from the six propositions surveyed, we therefore tentatively endorse equality of resources as a distributive objective. In so doing we are well aware that an initially egalitarian distribution of resources might have non-egalitarian outcomes as individuals will not be equally efficient in converting resources into wellbeing. We arrive at our conclusion nonetheless, on the grounds that nobody has succeeded in contesting that the mere existence of natural resources is an undeserved asset. Like

most talents, resource endowments are arbitrary in the sense that they are not deserved. But unlike talents, resources are not naturally attached to persons. Resources are found 'out there', available to the first taker.

The natural distribution of resources is a purer case of something being arbitrary from a moral point of view. Resources must be appropriated before they can be used, whereas, in the talents case, the appropriation might, but does not necessarily have to, be a *fait accompli* of nature over which persons have no direct control. The impossibility to define natural talents –- that is, to distinguish between those that are deserved (because developed) and those that are undeserved (because natural) –- results in four of the six proposals failing what we might call the arbitrariness test: welfare, capabilities, opportunity and primary goods are dependent on successfully carrying out that distinction. The fifth contender, Cohen's 'Access to Advantage', in turn, is, as he himself admits, too unspecific as a metric for a global redistribution scheme.

Transferability and Origin

Our choosing of resources as the superior metric of equality for a global redistribution scheme needs further definition to avoid confusion. As the next level in figure 1 above indicates, we limit our understanding to *impersonal* resources only, that is to resources that are external to the individual, parts of the environment that can be owned and transferred, such as land, houses, educational services etc. They can be contrasted with other forms sometimes also referred to as resources: those that are constitutive of a person, intrinsic and thus non-transferable. Intrinsic resources are qualities of mind and body that affect people's success in achieving their plans and projects. At the ultimate level of the typology tree, impersonal resources can be further distinguished, depending on their origin, into either natural resources or man-made artefacts. At this injunction we opt for natural resources because the creation of artefacts is highly dependent on the set of talents available to their creators to convert natural resources into manufactured goods, which would yet again invite the talent-related objections.

Although possibly the smallest common denominator in terms of outcome after transfers, natural resources are thus the least objectionable base for redistribution from a moral point of view. All these arguments carry substantial conviction and recommend natural resources as the adequate type of equality on which a concept of global distributive justice should be based. However, it becomes quickly apparent that a redistribution of natural resources *in kind* poses extraordinary problems, not least on the global level. There is no practical way of sharing out unique resources either by means of land transfers or by means of multiple sovereignty over particular areas of territory which does not challenge the integrity of established communities. Nor is it a position held by many. The alternative of transferring resources from one country to another is similarly difficult and financially costly, not least since the technology for the efficient exploitation of resources such as minerals has become most concentrated in those regions where the resource assets themselves are located. Principles of distributive justice must therefore address the problem of resource entitlements indirectly, and it can do so by compensating, through taxation and subsequent redistribution of the revenues, certain communities and individuals for their lack of access to resources and the benefits that would result from them. With this preliminary con-

clusion developed we have identified the desired end at which corporate obligations should be directed. We are now able, in the second section of the paper, to deduct from it the means by which this end should be brought about.

Coportate Duties Identified

Thomas Pogge, a philosopher at Columbia University, has forwarded a proposal how a tax-and-transfer scheme as the one suggested in the previous section could be construed. According to Pogge (1998: 502), humanity has the obligation to redistribute funds globally by taxing the exploitation of natural resources. With a device that he calls the 'Global Resources Dividend (GRD)' he specifies an obligation that is much stronger than the notion of charity which underlies the current development policies and monetary transfers of industrialised countries. In his view, we currently do not only fail to fulfil a positive duty to help persons in acute distress. We also fail to fulfil the more stringent negative duty not to uphold injustice, not to contribute to or profit from the unjust impoverishment of others. Compliance with that duty is much more costly as it might imply having to give up certain practices, independent of whether or not this is in line with our choices.

Pogge calls his concept of the GRD 'a moderate proposal' as it accepts many features of the existing state system. Control over natural resources, for example, remains in the hands of states and decisions regarding the extent to which resources should be exploited are not interfered with. The suggestion is that the globally poor have an inalienable stake in all scarce natural resources. As with any dividend, the Global Resources Dividend entitles the holders – including the global poor, but also the rich – to have a share in the economic benefits from the use of the resources but, and this is crucial for the task of gaining acceptance among governments, does not bring about a stake in the decision about how, or whether or not, the resources are used.

Institutionalising Pogge's GRD

Pogge assumes that the dividend principle can be applied to any resources that are eroded, worn down, or occupied. Pogge (1989: 512) estimates that a mere 1 percent GRD tax levied at the exploitation stage of resources could raise about $300 billion per year, which would be equivalent to $250 per person per year for the world's poorest quintile (equivalent to 1 billion individuals). Such a redistribution system, so he claims, would yield several advantages: firstly, the creation of a continuous revenue stream without requiring drastic changes in the current economic system; secondly, the avoidance of any arrogant generosity and dependence as found in conventional programs because the GRD merely incorporates into international law the moral claim of the poor to partake in the benefits of the use of natural resources; and finally, through a sanction system of tariffs and duties, the disciplining of governments that are not efficient in distributing the received capital amongst the poor in their country.

Clearly, potential issues for Pogge's GRD are quickly identified, some of which were already addressed in Pogge's original text. One such issue is the question which of the various resources that exist in the natural world should be subjected to GRD

taxation. Should it include renewables (e.g. crop, livestock, fish), non-renewables (e.g. minerals), and/or indestructibles (sun, air, water)? And should the tax be applied, not only to resource exploitation but to degradation also? How do we obtain the data to measure the value of these resources, not all of which are traded in a market? Further, given that resource taxation can be construed in several ways, which of the various direct and indirect tax types is most suitable? And finally, what are the institutional requirements for the launch of a 'Global GRD Agency' that would set up and maintain the scheme.

These questions should not give the impression, however, that the task of institutionalising the GRD is insurmountable: a global tax on resource extraction faces obstacles that are similar to those that many other institutional change programmes have faced on the global stage in recent decades. Not all of them succeeded, but neither did they all fail. Important lessons are constantly learned from failures as well as successes. The feasibility to institutionalise the GRD should therefore not be discounted.

So, how does the corporation enter the picture of global poverty eradication then? According to Pogge himself it does not enter it at all. Pogge's assumption is that the world's major economic centres, and the USA and Europe in particular, sign up to the scheme at the same time (Pogge 1989: 518). He therefore expects most of the exploitation tax to be passed on to the companies that buy the resources. At the resource buyer stage, the tax will be again passed on until it eventually reaches the end consumers. It is at this final stage of the production-consumption chain where the tax is paid for. This follows, so Pogge, because the GRD is implemented uniformly across the globe at the same time. Resource buyers, in their ambition to circumvent the cost increase, would not be able to switch to other suppliers who do not have to pay the tax. Resource exploiting firms could, *ceteris paribus,* maintain their existing profit margins and shift the tax forward to their customers. The resource buyers, in turn, would also be able to shift the tax forward to their customer, until eventually the end-consumers pick up the tab. Depending on the price elasticity of the demand for the end products (which are, by and large, dependent on the availability of substitutes and the magnitude of the price escalation rippling through the value creation chain) the end consumer will have to pay most of the GRD burden. No corporate duty to carry the burden of the tax would have been established.

Contrary to Pogge, and as we extensively explained elsewhere (Haubrich 2004), we believe that this is a wrong assumption to make and that Pogge ignores many lessons learned in world politics since the end of World War Two. On no occasion have all major economic powers ever signed up at the same time to an international regime, particularly as far reaching as the GRD would be. As previous treaties on climate control, arms control or international trade have shown, a regime's ratification process might stretch over decades and some important countries might even never join. It is therefore doubtful whether Pogge's vision of full compliance from the start of the implementation process is realistic. It seems more rational to assume that some states, such as the USA, are unlikely to be among the initial signatory members of a regime to which they would have to surrender such a high degree of national fiscal autonomy, unless the treaty furthers her own economic interests.

States with traditionally more multilateral approaches to public policy are more likely candidates to incorporate the GRD proposal early. We therefore predict that at the outset of the implementation process not all resource producers of a given resource

are subjected to the scheme and that therefore the tax will be imposed on some earlier than on others. Quite another tax shifting scenario becomes apparent under this assumption then: the shifting of the tax burden from the exploitation stage to the end-consumer is largely prevented because resource exploiting firms in the countries that have signed up to the scheme find themselves incapable of compensating their increased cost base through an increase in prices that they could charge to their resource buyers. Resource buyers, if faced with increased prices, can switch to suppliers elsewhere where prices have not increased, because the GRD is *not* implemented uniformly across the globe at the same time.

And there is not much that the companies thus affected would be able to do about it. The threat of relocation to less developed, low- tax countries, which is often put to governments that announce rises in corporate taxes, does not cut the ice in the industry sectors we are concerned with here. The exploitation of natural resources is usually tied to a fixed territory where the reserves of the resource in question was geologically identified. It also requires substantial prior investments to be made into facilities such as mines or oilfields, which tend to pay off much later than in many other sectors of the economy. This fact represents a considerable obstacle to the quick exit strategies pursued, for example, by many firms selling easy-to-manufacture consumer goods.

Not all of the tax burden will therefore be shouldered by the end-consumer, as Pogge assumed, but corporations are impacted also: suppliers in countries where the tax is introduced will have to bear some burden of the tax, in effect reducing their profit margins. By introducing a resource tax, national law would have thus been the public's agency for translating morality into explicit corporate guidelines and practices.

As to the industry sectors affected, a quite significant part of a country's economy might be impacted. The exact scope would depend on the resource classes that would be subjected to the tax. However, companies extracting minerals such as gold, platinum, iron, copper, aluminium etc., or rocks and fuels such as salts, clays, coal, oil, gas and uranium would surely be among them. Less obvious candidates such as paper mills chopping trees, farmers harvesting crop and raising livestock, or fishermen catching marine and freshwater fish might also have to be included, depending on the set-up of the scheme.

The European Union as early adopter

Which countries would be most likely to adopt the GRD early and, thus, make resource exploiting firms inside their territories shoulder some of the burden of global pverty alleviation? Our assessment indicates that these would be the Member States of the European Union (EU), making corporations inside the Union the first ones to have to bear the burden of the GRD tax. This assumption is based on several observations. First, the GRD requires the surrendering of a crucial element of national fiscal policy making, namely taxation, to a supranational agency. The EU is a prominent example how, over time, such giving up of national sovereignty can prove to be more feasible than often assumed. From the foundation of the European Coal and Steel Community (ECSC) in 1951 to the codification of the European Union in 1993 there has been the progressive development of instruments that have given the EU the ability to operate internationally as an independent actor. No other international gov-

ernmental organisation has achieved the same scope and depth in supranational policy making.

Second, the EU has become a powerful political actor on the global stage, potentially shaping policy implemented by other actors. Contrary to what 'Balance of Power' theories might predict when a new power emerges, Europe has drawn, and is drawing, more and more nations into its web of economic and political associations. 'Countries want to join or to be linked with Europe, not to oppose it. Peripheral countries have been centripetally attracted to the European centre, not driven away from it' (Rosecrance 1997: 2). In the Bretton Woods Institutions, for example, EU member states today make up the largest block with 23 percent of the votes in the World Bank and 29 percent of the votes in the International Monetary Fund. It is thus well placed to exert influence to argue for the merits of the GRD proposal and advocate a later adoption of the tax on a global scale. And with the establishment of the World Trade Organisation (WTO) in 1995, the EU and its member states became founding members of a major new international institution where the EU has now the largest collective number of votes as a regional grouping. It is clear evidence for its renewed impetus in commercial policy, conducted predominantly through the Commission.

Third, the EU is a strong economic power providing 51 percent of World outflows of Foreign Direct Investment, 38 percent of exports of goods and services, and a share of 36 percent of World GDP. The EU also provides the largest proportion of financial aid transfers to developing countries. In 1996, 66 percent of global Official Development Assistance (ODA) was provided directly by the European Commission or the EU's member states (Van Reisen 1999: 28, 42). According to the ratio of ODA to Gross National Product, the EU is leading the table with 0.33 percent, compared to, for example, the US with 0.09 percent and Japan with 0.27 percent (*Spiegel*, 2001). Although her contributions, too, fall short of the 0.7 percent mark recommended by the UN, they remain yet unsurpassed by any other donor.

Finally, applying a tax to natural resources would not be too novel a vehicle for the EU, suggesting less resistance than might have initially been expected. A look into reports by the EU Commission (2000: 14-7) reveals that the EU's budget of currently 90 billion Euro annually is financed by customs duties, agricultural duties and sugar levies (20 percent), VAT resources (35 percent) and GNP-based resources (45 percent). Duties and levies are established by the member states, which keep 10 percent to cover collection costs. Custom duties are levied on trade with non-member countries, at rates based on the EU's Common Customs Tariff. Agricultural duties are charged when a member state imports agricultural products from a non-member country. Producers of sugar pay levies on production to cover market-support arrangements and to finance a system for the equalisation of sugar-storage costs, thus ensuring that sugar supplies reach the market steadily throughout the year. VAT resources are calculated by applying a uniform rate to the national VAT bases, which are determined in accordance with Community rules, and is currently set at 1.00 percent to the VAT base. Finally, GNP-based resources are also determined by Community rules and, in 1999, each member state paid 0.4752 percent of its GNP to cofinance the EU budget. These fiscal measures indicate that, in order to finance its operations, the EU employs fiscal instruments, and uses statistical data in its support, that are strikingly similar to what will be required from a tax imposed on natural resource exploitation. Implementing a GRD in the EU is therefore not an endeavour that starts from square one.

All these arguments carry sufficient conviction to support our assumption that the EU member states will be the first ones to adopt the GRD. The tax would be applied to resource exploitation inside EU member states and inside third countries where the EU can, through conditionality imposed within the framework of existing preferential trade agreements, enforce the GRD scheme.

Confining the tax initially to a certain geographic region is more than simply a political or practical necessity, however. In fact, piloting and testing should be seen as a beneficial and important step towards implementation of the GRD. For the more complex and turbulent the environment of a new political, technical, or entrepreneurial scheme is likely to be, the more important testing and experimentation becomes. While some aspects of the new scheme might work right from the start as planned, others will have to be modified and adapted to the circumstances as they evolve. The final solution for a global resource taxation scheme will be the result of a gradual process of adjustment and improvement that will continuously incorporate the lessons learned from previous implementation steps. It is therefore advisable to start the institutionalisation of the GRD tax on a smaller scale than eventually aimed at, with fewer participating countries. The initially limited scope allows for a better 'controllability' of the actors involved and provides a clearer understanding of the processes that are triggered, or changed, by the tax.

Conclusion

Eventually the GRD is meant to be a global tax, however, and although it might take a long time, it nonetheless constitutes the envisaged final stage of the scheme. With some resources, such as gold or oil, the geophysical stocks of which are not as widely distributed as more commonly available resources such as coal, livestock or crops, this milestone might be reached rather soon: subjecting their exploitation to GRD taxation will require the consent of relatively few governments only. Once the governments of these countries have started to apply the GRD to that resource, tax shifting *does* become possible and end-consumers will be held liable too.

Until that stage is reached, firms inside the EU will have to carry major parts of the tax burden. Through the imposition of a resource tax, the EU would have established a corporate obligation towards the eradication of global poverty hitherto unacknowledged. This paper has shown why, if implemented, the GRD is a sound and philosophically defensible mechanism to redistribute wealth from some parts of the globe to others. We have justified why impersonal natural resources is the superior choice among various alternatives of egalitarian metrics and why an implementation in an initially confined region is not only the most likely but also most desirable scenario. With his proposal, Pogge has come a long way from the abstract theoretical level on which debates in political philosophy are often conducted and offers a practical suggestion how ideals of international ethics can be implemented in the real world. To be sure, formidable obstacles await the policy maker if his proposal is institutionalised. But visions and social ideals are necessary to describe a goal toward which efforts at political change should aim, including concrete steps to pursue that change. And corporations will have to shoulder some of that burden.

BIBLIOGRAPHY

Anderson, E. 1999. 'What Is the Point of Equality ?'. *Ethics.* 109:2, 287-336.

Arneson, R.J. 1988. 'Equality and Equal Opportunity for Welfare'. *Philosophical Studies.* 54, 79-95.

—- 1997. 'Equality'. In Goodin, R. and Pettit, P. (Eds.). *A Companion to Contemporary Political Philosophy.* Oxford: Blackwell.

Beitz, C. 1990. 'Justice and International Relations'. In Beitz, C. *et al.* (Eds.). *International Ethics:* 282-310. Chichester: Princeton University Press.

Bowie, N.E. 1982. *Business Ethics*. New Jersey: Prentice Hall.

Brown, C. 1997. 'Review Article: Theories of International Justice'. *British Journal of Political Science*, 27, 273-98.

Cohen, G.A. 1989. 'On the Currency of Egalitarian Justice', *Ethics*, 99, 906-943.

Caney, S. 2001. 'Cosmopolitan Justice and Equalizing Opportunities'. *Metaphilosophy.* 31, 113-34.

—- 2002. 'Review Article: International Distributive Justice', *Political Studies*, 49, 974-96.

Dworkin, R. 1981. 'What is Equality?: Equality of Resources'. *Philosophy and Public Affairs.* 10, 285.

—- 2000. *Sovereign Virtue - The Theory and Practice of Equality.* Cambridge, Mass.: Harvard University Press.

European Commission (2000). *Financial Report 1999.* Luxembourg: Office for Official Publications of the European Communities.

Friedmann, M. 1970. 'The Social Responsibility of Business Is to Increase Its Profits', *New York Times Magazine.*

Haubrich, D. 2002. 'Normative Concepts of Global Distributive Justice & the State of International Relations Theory', *Cambridge Review of International Affairs*, 15(2), 183-201.

—- 2004. ''Global Distributive Justice and the Taxation of Natural Resources: Who should pick up the tab?', *Contemporary Political Theory,* 3(1), 48-69.

Kymlicka, W. 2001. *Contemporary Political Philosophy*. Oxford University Press.

Nagel, T. 2000. 'Equality'. In Williams, A. and Clayton, M. (Eds.). *Ideals of Equality:* 60-81. London: MacMillan. Originally published in 1979.

Nussbaum, M. and Cohen, J. (Eds.) 1996. *For Love of Country*. Boston: Beacon Press.

Parfit, D. 'Equality or Priority?'. 2000. In Williams, A. and Clayton, M. (Eds.). *Ideals of Equality:* 1-21. London: MacMillan. Originally published in 1995.

Pogge, T. 1998. 'A Global Resources Dividend'. In Crocker D. and Linden T. (Eds.). *Ethics of Consumption. The Good Life, Justice, and Global Stewardship*: 501-36. New York: Rowman and Littlefield.

Rae, D. 1981. *Equalities.* Harvard University Press.

Rawls, J. 1999. *A Theory of Justice.* 1999. Oxford University Press. Original Edition published in 1971.

Rosecrance, R. 1997. 'Paradoxes of European foreign policy: The European Union - a new type of international actor'. *EUI Working Paper*: 97/64. Florence: European University Institute.

Sen, A. 1985. 'Wellbeing, Agency, and Freedom'. *Journal of Philosophy.* 82: 169-220.

—- 1993. 'Capability and Well-Being'. In Nussbaum, M. and Sen, A. (Eds.). *The Quality of Life:* 30-53. Oxford: Clarendon Press.

—- 1997. ‘Equality of What?’. In Goodin R. and Petit, P. (Eds.), *Contemporary Political Philosophy – An Anthology*: 476-87. London: Blackwell. Originally published in 1980.
Simon, J., Power, C., and Gunnemann J. 1993. ‘The Responsibilities of Corporations and their Owners‘. In Beauchamp T.L. and Bowie, N.E. (Eds.). *Ethical Theory and Business*, New Jersey: Simon & Schuster. Originally published in 1972.
Spiegel 2001. ‘Tendenz fallend”. 31: 26-7.
Steiner, H. 1999. ‘Just Taxation and International Redistribution’. In Shapiro I. and Brilmayer L. (Eds.). *Global Justice* : 171-91. New York University Press.
United Nations Development Programme (UNDP) 1999. *Human Development Report 1999*. New York: Oxford University Press.
Van Parijs, P. 1995. *Real Freedom For All*. Oxford: Clarendon.
Van Reisen, M. 1999. *EU ‘Global Player’ – The North-South Policy of the European Union.* Utrecht: International Books.
Williams, A. 1999. ‘Egalitarian Justice and Interpersonal Comparison’. *European Journal of Political Research* 35, 447-51.
Williams, A and Clayton, M. 2000. ‘Introduction’. In Williams, A and Clayton, M. (Eds.), *Ideals of Equality: 1-20.* London: St. Martins Press.

Correspondence Details:

Dr. Dirk Haubrich
Department of Politics and International Relations
University of Oxford
Manor Street Building
Oxford OX1 3UQ

Totale Vernetzung durch „Ubiquitous Computing“ – epochaler Fortschritt oder epochaler Irrweg?

Werner Müller-Pelzer[2]

Abstract

In the field of computational dissemination there are three tendencies which have to be distinguished. On the one hand, connecting an increasing number of business areas with “smart labels” or intelligent sensors is obviously a further development of present technical standards. But on the other hand, the governments of western countries reacting against terrorism which has hit them for some years now, made use as well of the new technologies and have contributed to blur the boundary between the private and the public sphere in these countries. This has created an alarming situation for the citizens. Finally some of the spokesmen of “ubiquitous computing” pretend that an evolution in which a universal net of *constellations* will model or possibly substitute the relations between Nature, Society and Man is at hand. Starting from relevant publications (F. Mattern et al., P. Ström) the author examines the question how to explain the peculiar helplessness concerning the dilution of norms and habits by the pervasive computing, - an attitude which characterizes even the critics of excessive “ubiquitous computing”. The philosophical reference is the New Phenomenology of Hermann Schmitz who, after having submitted the main traditions of occidental thought to a fundamental critique, shows the western *constellationism* to be the failure which is responsible of the present helplessness. Schmitz’ philosophy provides as well the fundamentals of a competence in situations enabling alternative practical solutions.

Key Words:

Ubiquitous Computing; Vernetzung; Konstellationismus; Neue Phänomenologie; Hermann Schmitz; Situationsontologie; Situationskompetenz

[2] Biographical Note:
Dr. Werner Müller-Pelzer is professor of Business French and Business Spanish at the Business department of the University of Applied Sciences Dortmund, Germany. His academic research focuses on diverse topics at the intersection of philosophy, history and communication, especially in francophone and hispanophone countries, such as intercultural communication, economic styles, and business ethics. He orients his research on the New Phenomenology of Hermann Schmitz. He holds a PhD in French literary studies (Bonn).

Einleitung

Die fortschreitende Vernetzung der Welt stützt sich vor allem auf die Miniaturisierung von Computern und die Infrarot- bzw. Funkverknüpfung einzelner Sensoren und Aufnahmegeräte. Immer mehr Lebensbereiche können so durchgängig digital modelliert werden. Während bereits heute Verteilte Systeme in bestimmten Bereichen der betrieblichen Praxis zur Normalität gehören, greift das so genannte „Ubiquitous Computing“ oder „Pervasive Computing“ auf die ganze Welt – Natur, Gesellschaft, Individuum - aus. Deshalb erscheint es mir lohnend, die Konsequenzen der Vernetzung für die Bereiche zu beleuchten, die nicht im engeren Sinn technisch oder betrieblich bestimmt sind.

Meine Absicht ist es, unter Rückgriff auf drei (zwischen 2003 und 2005 erschienene) Bücher die von einflussreichen Wissenschaftlern und Managern verbreitete Zuversicht zu erschüttern, dass das, was z.B. für die Logistik von Vorteil ist, im Prinzip auch von Vorteil für die Welt ist. Es geht also um die Prüfung des Anspruchs, der Alltag insgesamt sei aus bestimmten Gründen zu informatisieren, d. h. durch allgegenwärtige („ubiquitous“) Computer die gesamte Welt zu durchdringen („pervasive“).

Diese Sicht kommt im Titel des Sammelbandes **Total vernetzt. Szenarien einer informatisierten Welt** (Berlin / Heidelberg / New York 2003) zum Ausdruck. Das Buch ist von Friedemann Mattern herausgegeben, Professor am Institut für Pervasive Computing der Eidgenössischen Technischen Hochschule (ETH) Zürich.

Neun, vom Herausgeber eingeleitete Beiträge beschäftigen sich mit dem Thema aus der Sicht einzelner Branchen (Telekommunikation, Fahrzeugtechnik), einzelner Tätigkeits- bzw. Forschungsbereiche (mobiles Arbeiten, Patientenmanagement, Serviceroboter, digitale Weltmodelle) sowie einzelner wissenschaftlicher Disziplinen (Betriebswirtschaftlehre, Technikphilosophie, Kulturwissenschaft). Hier soll in erster Linie auf den betriebswirtschaftlichen, den philosophischen sowie den kulturwissenschaftlichen Beitrag kritisch eingegangen werden.

1. Betriebswirtschaftliche Anwendungen des „Ubiquitous Computing“

Nach dem Einzug integrierter betrieblicher Informationssysteme in das Management von Unternehmen (wie z. B. R/3 von SAP®) oder dem Einsatz über die Unternehmensgrenzen hinaus (Internet, e-Business-Systeme oder Supply-Chain-Management-Systeme) ist für Elgar Fleisch und Markus Dierkes (*Betriebswirtschaftliche Anwendungen des Ubiquitous Computing – Beispiele, Auswirkungen und Visionen*, 143-157) Ubiquitous Computing „ein zwingender nächster Entwicklungsschritt in der betrieblichen Informationsverarbeitung“ (143). Zwingend deshalb, weil „die heute in vielen Fällen sehr kostspielige Lücke zwischen Informationssystem und Realität“ geschlossen wird. Da nunmehr faktenbasierte Echtzeitdaten die Übertragung in andere Medien überflüssig machen, entfallen „Medienbrüche“ (144), die neben Kosten und Zeit auch einen Mangel an Flexibilität und Qualitätsverluste bedeuten.

Der entscheidende Unterschied zur computergestützten Simulation besteht darin, dass diese eine virtuelle Realität neben der Realität erzeugt, während Ubiquitous Computing eine „reale Virtualität“ (146) erzeugt:

> „Eine UbiComp-Anwendung besteht immer aus einem realen und einem virtuellen Teil, die untrennbar sind. Die dominierende Welt ist hier die reale Welt, die virtuelle Welt bekommt einen unterstützenden Charakter zugewiesen. In UbiComp-Anwendungen haben virtuelle Welten immer einen direkten, unmittelbaren Realitätsbezug.“ (146)

Dies schlägt sich z. B. darin nieder, dass Sensoren ohne manuelle Dateneingabe miteinander kommunizieren und Kontexte automatisch erfassen, d.h. in letzter Instanz, dass Entscheidungen an die „smarten Dinge“ delegiert werden:

> „Smarte Dinge werden mittels UbiComp in die Lage versetzt, quasi als Agenten, selbst Situationen zu erfassen und entsprechend ihrer Konfiguration Entscheidungen zu treffen. Dies führt zu einer Entlastung der Ressourcen wie Datenspeicher, Prozessoren und Datenbanken. […] Denkt man diese Entwicklung zu Ende, so lassen sich die Vorgänge in der realen Welt nicht mehr von den Vorgängen in der virtuellen Welt trennen.“ (149)

Damit können stark kontextabhängige Prozesse, die bislang nur schwach strukturiert waren, in stabile, wiederholbare Prozesse überführt werden. „Chaotische Abläufe gewinnen Struktur.“ (150)

Da der Konsument durch sein bislang noch nicht vollständig geschientes Verhalten einen guten Teil dieser Unübersichtlichkeit verursacht, können die „smarten Gegenstände“ auch einen Teil der kommerziellen Kommunikation substituieren:

> „*Gute Produkte wollen kommunizieren*. […] Produzenten wollen, dass ihre Produkte kommunizieren und damit Wettbewerbsvorteile schaffen. Sie nutzen das Produkt als Agenten, dem sie die Fähigkeit mit auf den Weg geben, seiner Umgebung, insbesondere dem Kunden, aber auch dem Produzenten, durch Kommunikation Nutzen zu stiften.“ (153)

Eine Vielfalt von Anreizen (Ersparnis, Sicherheit, Garantie etc.) soll den Konsumenten dazu bewegen, dem Produzenten (und Händler) Informationen über sein Verhalten automatisch zukommen zu lassen. Wie dehnbar der Begriff des Kundennutzens ist, erläutern die Autoren mit folgender Überlegung, mit der sie eher unbeabsichtigt einen Vorgeschmack auf diese schöne neue Kundenwelt gibt:

> „Noch unbeantwortet scheint die Frage, ob smarte Dinge durch ihr größeres Kommunikationsvermögen gegenüber dummen Dingen auch im geschäftlichen Bereich eine höhere emotionale Bindung auslösen. Der Ladenmitarbeiter, dessen Suche nach Kiste A738 durch ein Blinken derselben drastisch abgekürzt wird, freut sich über die smarte, autonome und kooperative Kiste und reagiert u.U. ähnlich emotional wie ein Konsument, z.B. ein Kind, das bei Betreten des Raumes von seiner Puppe angesprochen wird.“ (156)

Dieses Zitat schlägt eine Brücke zur Alltagswirklichkeit, die als das Feld zukünftiger Vernetzung im Visier ist.

2. Apercu über die Konsequenzen für die Alltagswelt

In seiner Einleitung des Sammelbandes verheißt Friedemann Mattern (*Vom Verschwinden des Computers – Die Vision des Ubiquitous Computing,* 1-41) dem Leser, dass das Verschmelzen von wahrgenommener Wirklichkeit und verborgener digitaler Modellierung zu einer höheren, potenzierten Realität („augmented reality“) führen werde.

> „Dabei werden Elemente einer virtuellen, informationsbasierten Welt der gegenständlichen Welt passend überlagert – indem beispielsweise einem Benutzer Zusatzinformationen in eine Brille eingespiegelt werden –, so dass die reale Welt nicht ausgeschlossen, sondern angereichert wird. M. Satyanarayanan hat die sich dann ergebenden Möglichkeiten der augmented reality in leicht sarkastischer Weise einmal so geschildert: <You could wear a pair of glasses with a small amount of face recognition built-in, look at a person, and his name would pop up in a balloon above his head. You could know instantly who the person is, even if you don’t immediately recognize him. I look at my tree, and a little balloon pops up saying, ‘Water me’, I look at my dog, it says, ‘Take me out’, or I look at my wife, it says, Don’t forget my birthday!’>” (4)

Diese und andere Beispiele von Lebensbereichen, in denen die Kommunikation von Datenkonstellationen die unmittelbar erlebte Wirklichkeit überlagert, nimmt Mattern zum Anlass, um „Ubiquitous Computing“ als eine „schleichende Revolution“ (A.a.O. 36) mit hoher politischer Brisanz zu bezeichnen. Brisant ist vor allem, dass nicht von Zwecken die Rede ist, so dass die Frage unbeantwortet bleibt: Wozu brauchen wir das? Es sieht so aus, als sei der Autor der Auffassung, dass sich diese Zwecke schon noch finden lassen werden.

Immerhin erwähnt Mattern im erwähnten Sammelband am Rande auch einige kritische Stimmen, die die in vielen Bereichen nützlichen Auswirkungen des Ubiquitous Computing mit den bereits deutlich erkennbaren oder absehbaren Gefahren konfrontieren:

- Die Veränderung der Kundenbeziehungen kann dazu führen, dass der für den Anbieter „gläserne Konsument“ übervorteilt wird (verschärfte Informationsasymmetrie).
- Die hinterlegten Informationen unterliegen keiner Kontrolle und können zu manipulativen Zwecken verwendet werden.
- Die vertikal gespaltene Klassengesellschaft kann durch eine horizontal gespaltene Gesellschaft überlagert werden, die Menschen mit und ohne Zugang zu den maßgeblichen Informationsquellen unterscheidet (Alain Touraine).
- Der Datenschutz des „vor-ubiquitären Zeitalters“ (Mattern) ist in keiner Weise auf der Höhe der neuen technischen Möglichkeiten.
- Die Übergänge zwischen einem smarten Marketinginstrument und einem Überwachungsinstrument sind unauffällig und lassen alle digitalen Applikationen zu „dual use“-Produkten werden.
- Die Privatsphäre droht Opfer des Ubiquitous Computing zu werden und zu einem verstärktem Ohnmachtsgefühl und Orientierungslosigkeit zu führen. „[…] nicht zuletzt besteht die Gefahr, dass wir das Vertrauen in eine kaum mehr durchschaubare, allzu smarte Umgebung verlieren und so grundlegend unsere Einstellung zu der uns umgebenden Welt ändern“. (37)

Diese Sorge umtreibt Pär Ström in dem Sachbuch **Die Überwachungsmafia. Das gute Geschäft mit unseren Daten** (München / Wien 2005), das in den Medien eine gewisse Resonanz gefunden hat. Pär Ström ist Firmenberater und freier Journalist. Er hat sein Buch zuerst im Jahre 2003 in Schweden unter dem Titel „Övervakad. Elektroniska fotspår och snokarsamhället" (etwa: Überwacht. Elektronische Fußspur und Ausspionierung) veröffentlicht. Insofern gibt der suggestive Titel der deutschen Ausgabe die Absicht des Autors nicht korrekt wieder, weil er selbst nicht von einer Mafia spricht.

3. Der überwachte Bürger und Konsument

Ström untersucht, inwieweit die Verfügbarkeit von immer mehr und immer stärker vernetzten Daten das öffentliche und private Leben der Menschen verändert. Er kommt zu dem Ergebnis, dass trotz beeindruckender Vorteile der neuen technologischen Möglichkeiten die Risiken von großen Teilen der Bevölkerung bei weitem unterschätzt werden. Dem Nichtwissen und Nicht-wissen-wollen der Betroffenen korrespondiert die systematische Zweckentfremdung verfügbarer Daten durch Unternehmen, Interessengruppen und Staaten mit offenbar unstillbarem Datenhunger. Mehr als einzelne Personen, die Datenmissbrauch betreiben, werden jene zu einer akuten Gefahr für das Zusammenleben.

Der Autor geht von der Feststellung aus, dass bereits heute jede Nutzung eines informationstechnischen Mediums eine Datenspur hinterlässt, den „digitalen Fingerabdruck", der verwertet werden kann. In dem Maße wie die Umwelt zunehmend mit einem Netz von Sensoren überzogen wird und Ereignisse wie die terroristischen Attentate von New York und Madrid Schübe von staatlichen Eingriffen in bislang geschützte Bereiche begünstigen, wächst der Grad einer Länder übergreifenden Überwachung in dramatischer Weise.

Der Autor belegt seine These im ersten Teil seines Buches (21-240) mit einer großen Anzahl von Beobachtungen, beginnend mit der aktuellen Regierungspolitik der USA:

- das „Total Information Awareness"-Projekt (TIA), das auch andere Länder erfasst und durch Profilerstellung bestimmter Verhaltensmuster bereits im Vorfeld terroristische Bedrohungen verhindern soll,
- die Profilerstellung von Flugpassagieren mit dem „Computer Assisted Passenger Prescreening System" (CAPPS II),
- das globale Überwachungssystem „Echelon" zur globalen Überwachung elektronischer Kommunikation.

Desweiteren analysiert Ström Entwicklungen in einzelnen europäischen Ländern:

- die Erstellung von Kundenprofilen beim Einkauf,
- die Erfassung von Daten aus U-Bahnbenutzung und Autoverkehr,
- die Standortübertragung durch implantierte Mikrochips
- Gesichtserkennung und Verhaltensdeutung durch neue Software,
- die biometrische Personenerkennung,
- das Protokollieren von Computer-, Telefon- und TV-Benutzung
- die elektronische Überwachung am Arbeitsplatz,

- die dauerhafte Speicherung aller einmal erfassten Daten,
- der Zuwachs von Spionageprogrammen und „backdoors“ in Softwareprodukten (geheime digitale Hintertüren zu Überwachungszwecken).

Im zweiten Teil (241-330) zieht Ström Bilanz und wägt Nutzen und Gefahren der neuen Technik gegeneinander ab. In den Bereichen, die er untersucht hat, kommt er zu einem überwiegend negativen Ergebnis, weil die beanspruchten nützlichen Erkenntnisse mit einem hohen Maß an Diskriminierung, Verunsicherung und Unfreiheit erkauft werden. Ström zitiert in diesem Zusammenhang die Aussage von Lee Tien von der Bürgerrechtsorganisation Electronic Frontier Foundation:

> „Es wäre katastrophal für die Bürgerrechte, wenn der Bürger keine Möglichkeit mehr hätte, zu erfahren, wer Zugang zu den eigenen persönlichen Daten hat, und diese Daten selbst nicht einsehen und bei Bedarf ändern lassen kann. Ich möchte nicht ein System verwirklicht sehen, das auf der einen Seite unfähig ist, geplante Terroranschläge rechtzeitig zu erkennen, da die enorme Datenmenge die Informationskanäle schlichtweg verstopft, und auf der anderen Seite ausgezeichnet funktioniert, wenn es gilt, normale Bürger oder Aktivisten zu bespitzeln wie Martin Luther King [der in den 60er Jahren von amerikanischen Behörden umfassend überwacht und abgehört wurde – Anm. d. Verf.].“ (P. Ström 2005, 33) (Vgl. auch die aktuellen Artikel „Fischzug im Datensee“ in Der Spiegel Nr. 33, 15.08.2005, 110, sowie „Feindliches Element“ in Der Spiegel Nr. 38, 19.09.2005, in dem berichtet wird, dass die US-Firmen Yahoo und Cisco Chinas Machthabern seit Jahren helfen, ihr Volk auszuspionieren.)

Auch in Deutschland wird ab 1. November 2005 ein neuer Reisepass (ePass) eingeführt. Er enthält erstmals als biometrisches Datum das Bild des Passinhabers in elektronischer Form. Diese Information wird auf einem Funk-Mikrochip (RFID) gespeichert. Ab dem Jahr 2007 wird zusätzlich der elektronische Fingerabdruck aufgenommen. Bürgerrechtsorganisationen wie die Humanistische Union (HU), der Chaos Computer Club e.V. (CCC), das Forum InformatikerInnen für Frieden und gesellschaftliche Verantwortung (FifF), die JungdemokratInnen/Junge Linke sowie das Netzwerk Neue Medien e.V. geben in ihrer Pressemitteilung vom 4. Oktober 2005 zu bedenken, dass in Folge der Einführung der biometrischen Ausweisdokumente das Grundrecht auf Informationelle Selbstbestimmung verletzt wird, denn die im ePass gespeicherten Daten können an internationalen Grenzen ausgelesen und in Datenbanken gespeichert werden. Niemand weiß, wer Zugriff darauf hat und was mit den sensiblen biometrischen Daten weiter passiert. Nach der Einschätzung der genannten Organisationen wird hier ein Sicherheitsplacebo mit inakzeptablen bürgerrechtlichen Nebenwirkungen zwangsverabreicht. "Kein Bürger sollte glauben, durch die Biometrie in Ausweisen könnten Terroristen gefangen werden. Schließlich haben die Täter in der Vergangenheit immer einen gültigen Pass besessen", sagt Andy Müller-Maguhn, Sprecher des CCC.

Ström versucht, das Interesse demokratischer Staaten, die Bürger gegen terroristische Angriffe zu schützen, und die Einwände von Bürgerrechtlern abzuwägen. Dabei ist er sich bewusst, dass der Schutz der Privatsphäre nicht total sein kann und plädiert deshalb für einen angemessenen Ausgleich mit den öffentlichen Interessen. Aber es dürfe nicht toleriert werden, dass das Klima der Bespitzelung - ausgedrückt in der Frage: “Haben Sie denn etwas zu verbergen?“ – weiter um sich greift, indem vom Einzelnen eine Rechtfertigung dafür verlangt wird, warum er sich den Eingriff in

seine Privatsphäre verbittet, und zwar weil „der Schutz der Privatsphäre ein Recht ist, das nicht motiviert zu werden braucht." (P. Ström 2005, A.a.O. 248) Ein Mittel, um dem Missbrauch vorzubeugen, sieht Ström im Recht auf Chiffrierung persönlicher Daten:

> „Das Recht auf Chiffrierung ist langfristig eine absolute Notwendigkeit, um uns in der digitalen Gesellschaft eine private Sphäre erhalten zu können […]. Eine solche Chiffrierung muss gleichzeitig robust sein, d.h. niemand darf einen ‚Zweitschlüssel' haben, um die Chiffrierung bei Bedarf in Klartext umzuwandeln." (A.a.O. 261)

Die Relevanz dieser Forderung untermauert der Autor mit der Beobachtung, dass menschliches Verhalten nicht mehr von Menschen, sondern von vorgegebener Software beurteilt wird, die ohne die Standardisierung „normalen" Verhaltens nicht auskommt. Dann stellt sich die Frage: „Wessen Normen sind es, die den Rahmen für ‚normales' Verhalten setzen?" (A.a.O. 263) Aus der Standardisierung erwächst – so sieht es der Autor - die Tendenz zu sozialem und gedanklichem Opportunismus, zu vorauseilendem Gehorsam gegenüber einer obendrein nur vermuteten Norm.

> „Die Angst vor abweichendem Verhalten kann zur Gefahr für die Demokratie werden. Das Risiko, in die ‚Gefahrenzone gelb' irgendeines Registers zu gelangen, kann Menschen davon abhalten, bestimmte politische Ansichten zu äußern, bestimmte Websites zu besuchen, bestimmte Zeitungen zu kaufen usw. Oder ein Mensch könnte davon abgehalten werden, ein Buch wie das vorliegende zu schreiben, da man während des Schreibens eine Menge digitaler Fingerabdrücke hinterlässt, die von einer Software fälschlicherweise als ‚staatsgefährdend' gedeutet werden usw." (A.a.O. 264s.) (Vgl. auch den aktuellen Artikel „Der Musterhäftling" in Der Spiegel Nr. 33, 15.08.2005, 135)

Die Warnung vor einer Gefährdung des demokratischen Lebens in einer Gesellschaft konkretisiert Ström anhand eines besonders sensiblen Bereichs, dem der Rechtspflege. Auch hier wird an softwaregestützten automatisch ergehenden Bescheiden gearbeitet, die zum Teil bereits erprobt werden. Fehlerhafte Entscheidungen der Software können von den Betroffenen u.U. gar nicht oder nur mit einem großen Aufwand rückgängig gemacht werden. Diese punktuelle Schwächung der Rechtssicherheit hat aber weitreichende Folgen:

> „Die neue, vorbeugende Arbeitsweise von Polizei und Behörden droht sogar eine Gruppe von Bürgern zweiter Klasse zu schaffen – die sog. ‚Abgestempelten'. Dies sind Menschen, die keiner Tat angeklagt, aber auch nicht 100-prozentig unschuldig sind; ihr seltsamer Status liegt in der Ungewissheit. Es sind Menschen, die in irgendeinem Zusammenhang eine ‚Profilerstellung' durchmachen mussten und dabei in die ‚Gefahrenstufe gelb' eingestuft wurden, was bedeutet, dass ihnen gegenüber Misstrauen angebracht ist. Dieser Status, der nicht in Frage gestellt und noch nicht einmal schwarz auf weiß dokumentiert werden kann, wurde ihnen von einer Software erteilt, die ohne jegliche juristische Befugnisse handelte." (P. Ström 2005, 266)

Die Erfahrung einer solchen Fremdbestimmung führt in letzter Instanz, so befürchtet Ström, zum Verlust des Verantwortungsgefühls, und dies verbindet sich in unseliger Weise mit dem Trend zur opportunistischen Preisgabe aller möglichen Arten von digi-

talen Fingerabdrücken. Er spricht von der „schiefen Ebene“, die unmerklich in den Überwachungsstaat mündet:

> „Ist dieser Weg erst einmal beschritten, ist es äußerst schwer, die Entwicklung zu stoppen, so dass auch immer geringere Delikte erfasst werden. Somit landen wir auf einer ‚schiefen Ebene’ und schlittern geradewegs in den Überwachungsstaat hinein. Wer eine solche Entwicklung nicht will, sollte es sich also genau überlegen, bevor er Überwachungssysteme zu nutzen beginnt.“ (A.a.O. 274)

Ein eigenes Kapitel widmet der Autor der Problematik von Datenbanken, die aufgrund ihrer geringen Qualität schon heute eine „ständige Plage“ (A.a.O. 282) sind und es bleiben werden. Die wichtigsten Vorwürfe lassen sich folgendermaßen zusammenfassen:

- Daten werden aus ihrem Zusammenhang gerissen und führen zu Fehlinterpretationen mit weitreichenden Folgen.
- Informationen sind der dauernden Gefahr des Diebstahls ausgesetzt.
- Informationen werden irrtümlich verbreitet.
- Informationen werden missbraucht.
- Datenbanken werden zweckentfremdet.
- Informationen, auch falsche, hinterlassen stets eine Spur.
- Anonyme Daten können rückidentifiziert werden.
- Die Verdoppelung der Kapazität eines Mikroprozessors alle 18 Monate („Moores Gesetz“) werden in Zukunft zu einer kaum vorstellbaren Steigerung möglicher Speicherung und Vernetzung von Daten führen.

Abschließend würdigt Ström den Nutzen der neuen Technologie für die Schaffung von Wohlstand und Lebensqualität, weil er sich von simpler Technologiefeindlichkeit distanzieren möchte. Gleichwohl gilt seine Hauptsorge der Anonymisierung der Macht und dem unverantwortlichen Umgang mit dem IT-Potenzial, dessen Entwicklung sich bereits von der Frage nach dem Nutzen abgekoppelt hat.

> „Aber kann eine Entwicklung überhaupt kontrolliert werden? Erfolgt sie nicht sozusagen im Selbstlauf? Dies lässt sich behaupten. Was ich meine, ist die Kontrolle darüber, wie gesellschaftliche Institutionen (staatliche und private) die neue Technologie anwenden. Eine solche Kontrolle ist machbar. Ein informationstechnologischer Verhaltenskodex muss her, und ihm muss gleichzeitig eine wichtige Rolle zugewiesen werden.“ (328)

Der Autor begnügt sich nicht mit einem allgemeinen Appell, sondern präsentiert einen Katalog von Maßnahmen unter den Überschriften „Was können Regierung und Abgeordnete tun?“ (278-280), „Checkliste für einen IT-Verhaltenskodex“ (299s.) sowie Empfehlungen für die an der IT-Entwicklung Beteiligten. Didaktisch sehr geschickt gibt er ferner dem Leser exemplarisch „Argumente für und wider den Schutz der Privatsphäre“ (305-313) sowie Empfehlungen „Wie man sich vor Schnüfflern schützt“ (314-321).

Nimmt man die bereits referierten Ergebnisse des Sammelbandes „Total vernetzt“ und des Buches von Pär Ström zusammen, fragt man sich, wie die Menschheit in die missliche Lage gekommen ist, das Danaer-Geschenk der IT-Technologie nicht abweisen, aber auch nicht einfach annehmen zu können. Hier deutet der Sammelband

mit zwei Beiträgen an, dass es auch Autoren gibt, die sich darüber Gedanken gemacht haben. Der erste Beitrag stammt von Christoph Hubig (*Selbständige Nutzer oder verselbständigte Medien – Die neue Qualität der Vernetzung*, 211-230), Professor am Institut für Philosophie, Abt. Wissenschaftstheorie und Technikphilosophie, Universität Stuttgart.

4. Entfremdung und Autonomie

Für Hubig stellen sich zwei philosophische Fragen an das „Ubiquitous Computing“:

- Inwieweit lassen sich bestimmte IT-Realisierungen als gewollte rekonstruieren bzw. als nicht gewollt verwerfen?
- Lassen sich die Normen und Leitbilder hinter den Realisierungen rechtfertigen oder müssen sie kritisiert werden?

Um diese Fragen sachgerecht prüfen zu können, ist nach Hubig eine Staffelung von ineinander übergehenden Szenarien in Erinnerung zu rufen:

- Das erste Szenario betrifft einzelne Bereiche der Wirklichkeit, wo die neuen IT-Realisierungen vorhandene Defizite beheben - „zur Unterstützung bereits praktizierter, typischer Handlungsvollzüge, die auf diese Weise effizienter, schneller, zielführender und erfolgsträchtiger gestaltet werden können“. (F. Mattern 2003, 212)
- Das zweite Szenario umfasst „Handlungsvollzüge eines völlig neuen Typs in einer neu strukturierten Umwelt (bis hin zu einer ‚neuen Kultur’)“. (A.a.O.)
  - „Weitreichende Entlastung (1)“ (A.a.O.) von bisher notwendigen Handlungen durch Interaktionen von Gegenständen;
  - „weitreichende Erweiterungen (2) […] durch Interaktionen mit Gegenständen in virtuellen Kontexten der Vergangenheit, Zukunft oder fernen Räumen“ (A.a.O.);
  - „darüber hinaus sind (3) völlig neue Handlungsvollzüge modellierbar, die bisher nicht vorstellbare Zwecke verfolgen, weil beim Planen, Ausprobieren, Vergleichen der Zugriff auf eine entsprechende Informationsbasis nicht möglich war.“ (A.a.O.) Bei diesem Punkt meldet Hubig im Interesse „der Subjektposition des Handelnden“ (A.a.O.) Vorbehalte an.

Kritikern der sich damit abzeichnenden Position hält der Autor vorsorglich entgegen, dass das erste und das zweite Szenario, Punkt 1 und 2, nicht über die allseits akzeptierte technisierte Welt hinausgehen, dass nämlich

> „unsere Lebenswelt als ‚Kultur’ in verschiedenster Hinsicht menschlich geformt und überformt ist (und selbst dort, wo sich ihre Widerständigkeit meldet, meistens deren Ursprung sich als anthropogen erweisen lässt)“. (A.a.O. 213)

Was für Hubig in Frage steht, ist

> „die neue Qualität der Vernetzung, wobei ich als Essential der Vernetzung die Möglichkeit des Funktionstransfers erachte. Funktionstransfer bedeutet Entlastung, aber auch, sobald er vollzogen ist, Delegation von Selbstständigkeit. Im Zuge der Kulturalisierung als Institutionalisierung fand solcherlei immer statt.

> Erhobenen Hauptes in die Entfremdung einzutreten (Gehlen 1952) ermöglicht allererst menschliches Handeln, weil dieses auf institutionelle Vorleistungen angewiesen ist.“ (A.a.O. 214)

Deshalb liegt für ihn der kritische Punkt dort, wo die IT-Systeme über die delegierte Selbstständigkeit hinausgehen. Als Ursache möglicher Überschreitungen bezeichnet der Autor die neue Medialität, die das „Ubiquitous Computing“ mit sich bringt. Anders als bei bisheriger Technik ist „Ubiquitous Computing“ nicht mehr nur ein neutrales Mittel zur Erreichung von Zwecken, sondern tendiert aufgrund der Vernetzung zu Selbstorganisationsprozessen, die von den interagierenden Subjekten nicht mehr kontrollierbar sind (Vgl. A.a.O. 218). Die Komplexität bestimmter kommerzieller Angebote z.B. züchtet gleichsam bestimmte stereotype Verhaltensweisen (z.B. des „Schnäppchenjägers“) und schließt andere Adressaten, die dieser Komplexität nicht gewachsen sind, als Kunden zweiter Klasse aus.

> „Bezüglich des Subjektstatus als auch der Lebenswelten lassen sich also zwei gegenläufige Tendenzen ausmachen, die in problematischer Weise gekoppelt sein können: a) eine Individualisierung/Partikularisierung ineins mit Verlusten an institutioneller Absicherung, b) eine neue Art von Standardisierung und Stereotypenbildung unabhängig von expliziten Anerkennungsprozessen qua anonymer Vergemeinschaftung.“ (A.a.O. 222)

Den zweiten kritischen Punkt sieht Hubig in der Verwischung des Unterschiedes zwischen Tatsachen und virtuellen Sachverhalten. Ohne diese Differenz gehe auch die Erfahrung des Scheiterns und Sichbesinnens verloren, so dass den Menschen unmerklich die Kontrolle über ihre Lebensführung entgleiten kann. Der Einzelne läuft Gefahr, sich in der nicht mehr „geerdeten“ Netzrelation zu verfangen und den existenziellen Grund des eigenen Lebens zu verlieren, auf dem „er seine kleine subjektive Wirklichkeit zu konstituieren hat“. (A.a.O. 224)

In diesen Fällen werde die Verantwortungsdelegation an die neuen Medien problematisch, weil der Nutzungszweck für den Einzelnen nicht mehr problematisiert wird, die Ablehnung des Zweckes ist nicht mehr vorgesehen ist. Damit seien Wahlmöglichkeiten aufgehoben bzw. auf eine einzige Option reduziert. Hubig kommt so zu dem Schluss: „Ubiquitous Computing“-Medien müssen auf ihre Zweckerfüllung hin befragt werden können, um bei Bewährung fortgeschrieben oder bei Misserfolg verworfen werden zu können. Metakommunikation und Transparenzbildung müssten in den Medien selbst vorgesehen sein.

5. Vision oder Arroganz?

Während Hubig darauf bedacht ist, das „Ubiquitous Computing“ lediglich von Fall zu Fall in die Schranken zu weisen, nämlich wenn die Verselbständigung der Medien erkennbar wird, kritisiert Natascha Adamowsky, Professorin am Kulturwissenschaftlichen Institut der Humboldt Universität Berlin, in ihrem Beitrag (*Smarte Götter und magische Maschinen – zur Virulenz vormoderner Argumentationsmuster in Ubiquitous-computing-Visionen*, 231-247) die hochfahrende Attitüde maßgeblicher Vertreter der neuen Technologien als symptomatisch für die Fehleinschätzung, „dass eine technische Innovation bereits Freiheit ermögliche“ (A.a.O. 244):

> „Unlängst ließ uns der amerikanische Bestseller-Autor Michael Crichton in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung wissen, dass unser Mangel an Voraussicht bereits die Besorgnis der Fachleute errege. So zitiert er ‚den bedeutendsten Befürworter der nanotechnologischen Forschung, K. Eric Drexler vom Foresight Institute […]: <Es gibt viele Leute - zu denen ich auch zähle -, denen es angesichts der möglichen zukünftigen Konsequenzen dieser Technik sehr mulmig wird. Es geht hier um eine Veränderung in so vielen Bereichen, dass das Risiko sehr groß ist, die Gesellschaft könnte wegen mangelnder Vorbereitung vollkommen ungeschickt mit dieser Umwälzung umgehen.>' Und Crichton selbst: ‚Wir wissen, dass diese Maschinen auf uns zukommen. […] Historisch gesehen, hat die Menschheit fast immer versagt, wenn es darum ging, sich der Risiken einer sich abzeichnenden neuen Technologie bewusst zu werden'". (A.a.O. 231)

Die Autorin formuliert folgende Vorbehalte:

- Vertreter wie Drexler stellen die Dinge auf den Kopf: Solange die Gesellschaft der Notwendigkeit neuer Technologien nicht ausdrücklich zustimmt, könne der Gesellschaft nicht ein falscher Umgang mit diesen Technologien vorgeworfen werden.
- Etliche Protagonisten des „Ubiquitous Computing" verhielten sich wie Propheten einer neuen Offenbarung: Wer sich ihr verschließt, werde denunziert: Das Neue komme ohnehin wie ein Naturereignis. Die beanspruchte Allgegenwart, Unsichtbarkeit und Totalität seien Indizien für ein quasi-göttliches Geschehen.
- Der Fortschrittsglaube sei ungebrochen, und dies angesichts einer frappierende gedanklichen Leere: "Dass es winzige *smarte* labels gibt, die drahtlos Daten austauschen können, ist zweifellos interessant. Mit Interesse ist allerdings auch die Forderung zur Kenntnis zu nehmen, dass deshalb die ganze Welt damit auszurüsten sei. Warum muss es gleich die ganze Welt sein, wenn es kaum eine Hand voll guter Ideen gibt? Abgesehen von einigen Sinn-Inseln der Anwendung, z.B. im medizinischen Bereich, überrascht eine Durchsicht der Forschungsliteratur vor allem durch die Vagheit der Visionen. […] Eine Revolution anzuzetteln ohne Angabe, was dadurch zu gewinnen sei, ist bemerkenswert." (233)
- Gesellschaft und Individuen (z. B. durch einen unter der Haut implantierten Chip) mit einem Netzwerk von Sensoren zu überziehen, führe dazu, dass dann nur noch Kommunikation zwischen Dingen stattfindet.

6. Bilanz

Der in Ausschnitten vorgestellte, von F. Mattern herausgegebene Sammelband illustriert neben einigen Anwendungsfeldern auch die gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse, unter denen die Diskussion über „Ubiquitous Computing" stattfindet. Während der philosophische Vertreter Defizite bei der Selbstbestimmung abzuschätzen versucht und die Kulturwissenschaftlerin die Fadenscheinigkeit so genannter „Visionen" beklagt, verkündet Thomas Weber, 2003 stellvertretendes Vorstandsmitglied der DaimlerChrysler AG, im Geleitwort:

- „[…] daran, dass wir uns auf eine Welt des Ubiquitous Computing hinbewegen, herrscht kein Zweifel – wie schnell wir sie erreichen, hängt von der Zuverlässigkeit der Technik ab und von dem daraus resultierenden Vertrauen, das

> wir in sie setzen. Kaum eine Industrie ist hier so berufen, einerseits die großen Chancen zu betonen, andererseits aber auch den warnenden Zeigefinger zu heben, wie der Automobilbau.“ (F. Mattern 2003, VIII) […] „Man muss sich auf dem Weg zum Ubiquitous Computing genauer damit auseinander setzen, dass sich in einer von Informationstechnik geprägten Welt die Maßstäbe verschieben.“ (A.a.O. IX) „Dies alles bringt uns einen Schritt näher zu einer Vision, die gerade unser Haus mit großer Hartnäckigkeit verfolgt: dem unfallfreien Verkehr. Ubiquitous Computing ist für uns ein wichtiger Bestandteil beim Erreichen dieses Ziels.“ (A.a.O. X)

Der Unternehmensvertreter nimmt gelassen die Kritik zur Kenntnis, weicht aber keinen Handbreit von seinen Plänen ab. Und da Pär Ströms Buch plausibel gemacht hat, dass alle „UbiComp“-Lösungen „dual use“-Lösungen für einen bestimmten technischen Bereich UND den Rest der Welt sein können, liegen bereits heute genügend Gründe vor, um ein Gefühl der „Ohnmacht“ angesichts der Anonymisierung der gesellschaftlichen und politischen Macht zu empfinden, das Mattern (A.a.O. 35) erst für die Zukunft einer überzogenen Einführung von „Ubiquitous Computing“ erwogen hatte.

Es genügt aber nicht, die gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse zu beschreiben und zu beklagen. Ein Teil der Verantwortung für das genannte Ohnmachtsgefühl liegt in der Tat bei den Kritikern selbst. Entweder sehen Sie keine Möglichkeit, dem von Naturwissenschaft und Technik verlangten Eintritt in die Entfremdung (Hubig) zu widersprechen, oder aber es gelingt es ihnen nicht, von der Kritik (Adamowsky) zu einer so fundierten Position zu gelangen, dass sich der Einzelne wie auch die Gesellschaft erneut auf die bestehenden Handlungsmöglichkeiten besinnen kann, - Handlungsmöglichkeiten, die nicht allein durch eine aktuelle Bedrohungsanalyse (Pär Ström) motiviert sein sollten, sondern eine grundsätzliche Besinnung auf die Grundlagen des Lebens im 21. Jahrhundert voraussetzen.

Während sich Adamowsky darauf beschränkt, den Vorstoß des „Ubiquitous Computing“ in den vorliegenden Erscheinungsformen als ungerechtfertigt zu kritisieren, ohne die Definitionshoheit des technisch-naturwissenschaftlichen Diskurses in Frage zu stellen, geht Hubig anders vor: Er rechtfertigt das „nützliche“, „verantwortliche“ „Ubiquitous Computing“ als eine weitere Spielart unserer technisch geprägten Kultur; es handelt sich für ihn also nicht um etwas grundsätzlich Neues. Hubigs These lautet folglich: Wer das „Ubiquitous Computing“ (wie z.B. Abramowsky) grundsätzlich kritisiert, verlässt die von Plato bis Gehlen fortgeschriebene technische Kultur des Abendlandes. Das „Ubiquitous Computing“ ist – trotz möglicher Fehlentwicklungen – unser Schicksal.
P. Ström schließlich liefert zahlreiche Argumente, um den Zugriff von „Schnüfflern“ – Regierungen, Organisationen, Individuen – abzuwehren und das hinter diesen Angriffen stehenden Gesellschaftsmodell abzulehnen. Keiner der Autoren wagt sich aber an die Aufgabe zu prüfen, inwieweit eine Orientierung in der Welt ohne naturwissenschaftlich-technische Krücken heute möglich ist.

Ein Neuanfang

Was fehlt, ist also der Nachweis, dass es sehr wohl historische und philosophische Gründe für ein Verständnis der Kultur des Abendlandes gibt, um einen von Naturwissenschaft und Technik unabhängigen Zugang zur unmittelbaren Lebenserfahrung zu

bewahren und nicht alles hinnehmen zu müssen, was „visionäre“ Informatiker der Welt aufdrängen. Dies herausgearbeitet und in umfangreichen Analysen rekonstruiert zu haben, ist das Verdienst von Hermann Schmitz, Professor am Philosophischen Seminar der Universität Kiel von 1971 bis1993.

Schmitz ist der Begründer der Neuen Phänomenologie, die sich das Ziel gesetzt hat, die Künstlichkeit der alten Phänomenologie hinter sich zu lassen und ausgehend von der ursprünglichen, unwillkürlichen Lebenserfahrung zu philosophieren. Schmitz ist stets bemüht, seine Begriffe zu „erden“, d.h. sie mit Erfahrungen, die jeder kennt, zu verbinden. Deshalb liegen bei Schmitz günstige Voraussetzungen vor, um auch Zeitgenossen mit anwendungsorientierten Berufen die Notwendigkeit zu demonstrieren, wozu wir heute Philosophie brauchen. (Für eine Skizze der wichtigsten Themen und Positionen Vgl. Anm. 1)

Schmitz’ These zum Thema „Ubiquitous Computing“ - kürzlich erläutert in seinem Buch **Situationen und Konstellationen. Wider die Ideologie der totalen Vernetzung** - lautet: Das digitale Netz, das über die Welt geworfen wird, abstrahiert von den Situationen, aus denen es schöpft. Ohne auf diese zurückgreifen und sich revitalisieren zu können, schneiden sich die Menschen von ihrer Verankerung in der Welt ab. Das gegen die unwillkürliche Lebenserfahrung in Stellung gebrachte sog. naturwissenschaftliche Weltbild ist eine Illusion. Damit werden aber die Leistungen der Informatiker und Naturwissenschaftler insgesamt nicht in Frage gestellt. Es geht um die Kritik des überzogenen Anspruches zahlreicher (nicht aller) Anhänger des „Ubiquitous Computing“, den Schlüssel zum Verständnis der Welt zu besitzen. Damit stehen sie in der Traditionslinie all jener Naturwissenschaftler und Philosophen, die den Menschen in den vergangenen Jahrhunderten eine extrem verarmte Weltsicht mit großem Erfolg, aber auch mit verhängnisvollen Konsequenzen übergestülpt haben.
Wie dies genau zu verstehen ist, erläutert das folgende Kapitel.

7. Kritik des sog. naturwissenschaftlichen Weltbildes

Kein durchschnittlicher Zeitgenosse – erläutert Schmitz - wäre heutzutage bereit, die Verlässlichkeit naturwissenschaftlicher Erkenntnisse ernsthaft in Frage zu stellen, zu intensiv ist unser Leben von Techniken und Apparaten durchdrungen, die nur dank des naturwissenschaftlichen Erkenntnisfortschrittes möglich geworden sind. Deshalb liegt es nahe, die naturwissenschaftlichen Erklärungen als die für die moderne Welt maßgeblichen zu akzeptieren, ja zur eigentlichen Erklärung der Wirklichkeit zu stilisieren. Die Naturwissenschaften wollen uns gleichsam darüber belehren, was hinter der von uns wahrgenommenen Oberfläche der Erscheinungen die tiefere Wahrheit unseres Lebens sei. Die Konsequenz ist eine Entwertung der gewöhnlichen Lebenserfahrung als bloßer Schein. So geschieht es in jüngster Zeit mit der Propagierung der neurophysiologischen Sicht des menschlichen Gehirns: Die naturwissenschaftlichen Prozesse seien die eigentliche Wahrheit unseres Erlebens, etwa der Sprache, der Liebe, der freie Wille; alles andere sei Illusion. Deshalb wird der Zeitgenosse es in der Regel nicht für übertrieben halten, wenn Protagonisten aus den Bereichen der Neurophysiologie, der Informatik oder der Physik von der Herrschaft eines naturwissenschaftlichen Weltbildes zu sprechen.

Diesen Anspruch widerlegt Schmitz in zwei Schritten, wobei der erste – die Aufdeckung eines doppelter logischen Zirkels in der Theorie der Naturwissenschaften (Vgl.

H. Schmitz 1999b) – hier vernachlässigt werden kann. Wichtiger für den vorliegenden Zusammenhang ist der Umstand, dass nicht eigentlich die theoretischen Annahmen der Naturwissenschaft ihr Prestige begründet und gesteigert haben, sondern ihre prognostische Fähigkeit. Die Glaubwürdigkeit naturwissenschaftlicher, speziell physikalischer Theorien beruht nicht eigentlich in ihrer von jedem einsehbaren Plausibilität, sondern auf ihrem bewunderungswürdigen Erfolg bei Prognosen. Dieser beruht darauf,

> „dass das ausgewählte äußerst dürftige Stück der Lebenserfahrung äußerst günstige Voraussetzungen für die experimentelle und statistische Prüfung von Behauptungen bietet. Der Naturwissenschaft ist es gelungen, auf dieser Grundlage einen alten Menschheitstraum erstmals zum Erfolg zu führen, nämlich geregelt zu zaubern. Unter ‚Zaubern' verstehe ich die Leistung, Erfolge zu erzielen, die unverhältnismäßig weit über das hinausgehen, was Menschen mit ihrer natürlichen Ausstattung oder auch mit Werkzeugen […] erreichen können." (H. Schmitz 2002, 115)

Hier stoßen wir zum ersten Mal auf das charakteristische Verfahren der Naturwissenschaften, mit einem künstlich präparierten, möglichst gut kontrollierbaren Ausschnitt der Welt zu arbeiten. Dieses in großer Fülle angewandte Verfahren hat Stück für Stück unsere Lebenserfahrung in der Weise durchleuchtet, dass der Eindruck der Vollständigkeit – eben eines geschlossenen naturwissenschaftlichen Weltbildes – entstehen konnte.

Bei diesem Verfahren setzt Schmitz nun mit seinen außergewöhnlich aufwändigen historischen und systematischen Analysen an, um zu widerlegen, dass das Bild, das die Naturwissenschaften von der Welt entwerfen, die wirklichen Ursachen der gesamten unwillkürlichen Lebenserfahrung vollständig und ohne fiktive Zusätze umfasst. Diese Analysen führen Schmitz dazu, mehrere Filter freizulegen, die im Laufe der geistesgeschichtlichen Entwicklung des Abendlandes die Wahrnehmung der Welt einschließlich der Selbstwahrnehmung des Menschen in ihr getrübt haben. Erst die Rekonstruktion dieser Filter, die sich unmerklich zwischen die unwillkürliche Lebenserfahrung und die Theorien bzw. Bewertungen derselben geschoben haben, eröffnet die Möglichkeit einer wirklichkeitsnahen Orientierung in der Welt. Diese Filter – von Schmitz die „Abstraktionsbasis einer Kultur" genannt – sind eine „zäh prägende Schicht vermeintlicher Selbstverständlichkeiten" (H. Schmitz 1998, 7), und nur was durch diese Filter als wichtig genug dringt, wird begrifflich berücksichtigt

Den Eindruck, es könne ein naturwissenschaftliches Weltbild geben, erklärt Schmitz mit einem heute selbstverständlich erscheinenden, von Demokrit und Platon in der Tradition verankerten fünffachen Filter:

- die Konzeption einer Innenwelt des Seelischen (Psyche), in der alle unwillkürlichen Regungen zusammengezogen und von einer führenden Instanz, der Vernunft, beherrscht werden („Psychologismus");
- die Reduktion der Außenwelt auf wenige Sorten von bequem quantifizierbaren und messbaren Merkmalen nach dem Beispiel fester Körper („Reduktionismus");
- die Verschiebung bzw. Bagatellisierung nicht bequem quantifizierbarer und messbarer Anteile der Außenwelt (der Leib, die Gefühle, die Situationen) in die privaten Innenwelten („Introjektionismus");

- die aufgrund der Trennung von Innenwelt und Außenwelt notwendige Übertragung von Bedeutungen vom Subjekt (Psyche) auf die Objekte der Außenwelt („Projektionismus“);
- die Welt als Gesamt von Faktorenkonstellationen (vom Subjekt vermeintlich konfus wahrgenommen), deren Idealform der geometrische Raum ist („Konstellationismus“).

(Für eine zusammenhängende Kurzdarstellung Vgl. Anm. 2)
In der Alltagserfahrung zeigt sich die historische Wirkung dieser Filter in der Selbstverständlichkeit, mit der der durchschnittliche Zeitgenosse seine private Innenwelt (und die Innenwelten seiner Mitmenschen) als von der Außenwelt getrennt erfährt. Diese Trennung von Subjekt und Objekt schlägt aber auch bis in die gelehrten Diskussionen unter Philosophen als die Unterscheidung von Subjekt- oder Objektphilosophie durch.

Eine weitere vermeintliche Selbstverständlichkeit: Der Körper gehört zur Außenwelt, weil er hervorragend quantifiziert und vermessen werden kann, aber Gefühle z. B. werden als subjektive, seelische Zustände verstanden, von Psychologen verwaltet und von Gehirnphysiologen als Ergebnis neuronaler Prozesse entzaubert. Zwischen diesen Polen verliert das Ich seine Selbstverständlichkeit und löst sich unter Druck auf. Der Leib als Gegenpart des vermessenen Körpers hingegen wird entweder geleugnet oder in eine ungeklärte psychosomatische Kohabitation gezwungen.

Der von den Naturwissenschaften in seine Einzelteile zerlegte Weltstoff ruft unter diesen Voraussetzungen wie ein Trümmerfeld nach Bedeutung: Das Subjekt verleiht den einzelnen Bausteinen Bedeutung, obgleich nicht erklärt werden kann, wie das in seine Innenwelt gebannte Subjekt zur Außenwelt gelangen soll. Ihr wird ein Netz von Relationen übergeworfen, die bei Überschneidung zu Knotenpunkten und damit zu Konstellationen führen, die auf keinen Ursprung zurückgeführt und endlos variiert werden können.

Was den Stoff der erlebten Welt ausmacht, wird also in unterschiedlichen Prozessen so gefiltert, dass er gleichsam in verschiedene Portionen abgepackt werden kann. Aber aus welchem Grund? Die Antwort, die Schmitz gibt, lautet: Es ging seit der Frühzeit der abendländischen Philosophie um die Kontrolle („Selbstbemächtigung“) der Person über die ergreifenden Leidenschaften sowie um die Kontrolle der Natur. Das abendländische Programm der Menschwerdung lautet: Die Autonomie der Person kann nur gegen die Verwicklung in machtvolle, unübersichtliche und sich stets verwandelnde Situationen hergestellt werden.

Der von der griechischen Philosophie in der Nachfolge von Sokrates hochstilisierte Zwang zur Bändigung der Leidenschaften (das Thema der Antike) und der Drang der neuzeitlichen Wissenschaften – nach der Emanzipation von der christlichen Theologie - zur Bändigung der Natur (das Thema der Moderne) müssen die ursprüngliche Einbettung des Menschen in eine diffus ergossene Umgebung als den Grund allen Übels auf der Erde brandmarken, weil das Noch-nicht-Person-sein sowie das Nicht-mehr-Person-sein (vorpersonale Zustände, heftige Erregungen wie Angst, Atmosphären wie tiefe Trauer, von Schmitz „personale Regression“ genannt) in der Perspektive der personalen Autonomie ein Scheitern bedeuten würde.

Verzichtet man jedoch für einen Moment auf das (undurchführbare) Dogma der personalen Autonomie, immer und überall Herr der Zustände und Dinge zu sein, wird verständlich, warum für Schmitz der phänomenologisch präzisierte Begriff der Situation zum Schlüssel der Welterschließung wird: Die Situation ist der Typ von Mannigfaltigem, der **vor** dem Auftreten des Einzelnen und **vor** der Unterscheidung zwischen Subjekt und Objekt liegt.

Wer behauptet, dass die naturwissenschaftlichen Methoden nur einen künstlich zugerichteten Ausschnitt der Wirklichkeit erschließen, muss über eine eigene Methode verfügen, die das Verbleibende zuverlässig zu erfassen erlaubt. Deshalb muss gefragt werden: Welche Art von Verbindlichkeit können nun Aussagen besitzen, die nicht der naturwissenschaftlichen Logik folgen? Der Gegentyp zum reduktionistischen Objektivitätsideal der Naturwissenschaft ist das von Schmitz formulierte phänomenologische Objektivitätsideal (Vgl. H. Schmitz 2002; 36f. in Anm. 3). Schmitz sieht das Verhältnis von Naturwissenschaft und Phänomenologie als das einer Ergänzung im menschlichen Selbst- und Weltverständnis, und zwar „wie Vorder- und Rückseite einer Medaille, d.h. ohne sich zu berühren“ (H. Schmitz/W. Sohst 2005, 69).

Am Beispiel der These von der unumgänglichen totalen Vernetzung der Welt lässt sich dieses Ergänzungsverhältnisses studieren. In seinem neuesten Buch „Situationen und Konstellationen. Wider die Ideologie der totalen Vernetzung“ unterwirft Schmitz die Reduktion der Welt auf ein Netz von Konstellationen -.Konsequenz des „Ubiquitous Computing“ – einer eingehenden Kritik. Für Schmitz ist dieser Konstellationismus die Konzeption der Weltbeherrschung, die als aktueller Antipode der unwillkürlichen Lebenserfahrung verantwortlich ist für Ichschwäche, Ohnmachtsgefühle gegenüber der Macht der Apparate und der daraus resultierenden Orientierungslosigkeit vieler Menschen. Der Gegenbegriff zur Konstellation ist der phänomenologische Begriff der Situation, der den Begriff der Umgangssprache an Umfang und Tiefe weit übertrifft und dessen Tragweite hier erläutert werden soll.

Dabei ist Folgendes zu beachten: Schmitz zu lesen ist das Gegenteil von „Main stream“: Der Leser sich muss darauf einstellen, dass die wichtigsten Pfeiler seiner herkömmlichen Selbst- und Weltanschauung radikal in Frage gestellt werden sowie die gesamte abendländische Begrifflichkeit, einmal auf den Prüfstand der phänomenologischen Methode gestellt, z. T. für phänomenwidrig erachtet und durch eine neue Systematik und Begrifflichkeit ersetzt wird.

8. Situationen und Konstellationen

8.1 Was sind Situationen?

Wer die Grundlage des einschlägigen abendländischen Nachdenkens über „Gott, die Seele und die Welt“ der Kritik unterzieht, hat eine Lehre von dem, was ist, vorzulegen, die der Subjekt-Objekt-Spaltung vorausgeht. Schmitz tut dies mit seiner Lehre der Situationen (Situationsontologie).

Situationen sind nach Schmitz „geradezu die Grundgegenstände unserer Lebenserfahrung“ (H. Schmitz 2002, 17), sie sind die „natürlichen Einheiten, in die die Welt so,

wie sie dem Wahrnehmen entgegenkommt, gegliedert ist“ (A.a.O., 40). Sie zeichnen sich durch Ganzheit und integrierende Bedeutsamkeit aus, d.h. einerseits präsentieren sie trotz ihrer binnendiffusen Unentschiedenheit einen Zusammenhalt in sich und andererseits sind sie nach außen durch einen eigenen Charakter abgehoben. Dies lässt sich am vielsagenden Eindruck (nach Schmitz die Klasse der „impressiven Situationen“) erläutern, z.B. wenn man erstmals eine unbekannte Stadt betritt oder einen interessanten Menschen kennen lernt. Man glaubt im Augenblick zu wissen, womit bzw. mit wem man es zu tun hat, ohne doch alle Faktoren genau explizieren zu können. Die unterschiedlichen Sachverhalte, Programme und Probleme sind in einer Situation gleichsam zusammengebacken und heben sich durch ihre charakteristische Bedeutsamkeit von einem changierenden Hintergrund ab. (Für eine kurze Zusammenfassung Vgl. Anm. 4)

Konstellationen hingegen sind Vernetzungen einzelner, indifferenter Faktoren, denen nachträglich Bedeutungen (Sachverhalte, Programme und Probleme) aufgeladen werden. Sie eignen sich vorzüglich dazu, die Unübersichtlichkeit der Situationen durch Rekonstruktion maßgeblicher Relationen zu beherrschen. Der Konstellationismus ist die Perspektive, in der die gesamte Welt zu einem Netz vollständig rekonstruierbarer Faktoren wird.

Der Unterschied zwischen Situationen und Konstellationen lässt sich gut an der Umweltkatastrophe illustrieren, die den Süden der Vereinigten Staaten im September 2005 im Gefolge eines Hurrikans heimgesucht hat. Die vorliegenden Routinen des Katastrophenschutzes wurden über den Haufen geworfen, weil auf die Verantwortlichen eine unüberschaubare Menge („eine chaotische Mannigfaltigkeit“ in Schmitzscher Terminologie) an Sachverhalten (was Sache ist), Programmen (was zu tun ist) und Problemen (was in Frage steht) einstürmte. Angesichts der neuen Situation erwies sich das alte Netz von Konstellationen (die Pläne) als nutzlos, weil die maßgeblichen Gesichtspunkte aus der neuen Situation erst herausgehoben werden mussten, um diese in den Griff zu bekommen. Das Wort „Katastrophe“ ist der sprachliche Repräsentant der Erfahrung, dass die Betreffenden von einer unerwarteten Situation überwältigt werden, der nur unter Distanz nehmender Anstrengung Herr zu werden ist.

So unerlässlich diese Methode bei der Bewältigung überraschender Ereignisse und der Erkundung neuer Wirklichkeitsbereiche ist, so notwendig ist der Hinweis auf ihre Abkünftigkeit. In der unwillkürlichen Lebenserfahrung hat man es – gegen den Schein der Gewohnheit – zunächst nicht mit isolierten, konkreten Sachen zu tun. „Das normale Wahrnehmen ist kein Registrieren einzelner Sinnesdaten, sondern von vornherein ein Bemerken, was los ist, d.h. ein Umgang mit Situationen [...].“ (H. Schmitz 2005, 131) Die Pointe der Argumentation besteht darin, dass Ganzheit und Abgehobenheit der Situation nicht Einzelnes und nachträgliche Zuweisung von Bedeutung voraussetzt.

> „Die Ganzheit der Situation zieht keineswegs notwendig Einzelheit nach sich. Man erkennt das etwa am Beispiel der Gefahrensituation, die Menschen und Tiere mit spontaner leiblicher Intelligenz ohne Explikation einzelner Bedeutungen aus der ganzheitlich erfassten Bedeutsamkeit virtuos bewältigen. Ein glänzendes Beispiel ist die Leistung des Autofahrers, der auf regennasser, dicht befahrener Straße einem drohenden Unfall durch geschicktes Ausweichen, Bremsen und Beschleunigen schlagartig entgeht. Er hat die Situation ganzheitlich er-

> fasst und bewältigt, oft präpersonal, ohne sich zu besinnen, aber erst im Rückblick aus personaler Perspektive wird sie ihm zum einzelnen Ereignis, das er zählend einer Menge (z.B. von Ereignissen, besonders von Gefahren) anreiht, so daß es die Anzahl dieser Menge um 1 vergrößert.“ (A.a.O., 22; Vgl. auch Malcolm Gladwell 2005, der unabhängig von Schmitz ebenfalls vom vielsagenden Eindruck sowie dem Beispiel des Autofahrers spricht.)

In diesem Zitat kündigt sich bereits an, dass mit der Einführung der Situation als Grundform der Wahrnehmung ebenfalls eine Revision in der Bestimmung des Wahrnehmenden ansteht. Personale und präpersonal-leibliche Perspektive werden voneinander abgehoben. Während die Lehre der Situationen als ursprüngliche Gegenstandsklasse als Schmitz‘ Neuentdeckung bezeichnet werden kann, geht es bei der Entfaltung der Leiblichkeit um eine Wiederentdeckung einer zu Beginn der abendländischen Geistesgeschichte verschütteten Wirklichkeit. Allerdings dürfte er der erste sein, der sein gesamtes Begriffssystem allein auf das Zeugnis des eigenleiblichen Spürens gründet, also dessen, was der Mensch, wie man sagt, am eigenen Leib spürt.

Nicht der Körper als Ding unter anderen Dingen der Außenwelt ist gemeint, sondern eine Ebene unterhalb der Spaltung in innen und außen, auf der sich der Leib zeigt.

8.2. Was ist der Leib?

Schmitz hat mit dem „Alphabet der Leiblichkeit“ (Vgl. H. Schmitz 1992, 44-49) die Gegenposition zum naturwissenschaftlichen Beschreiben des Körpers als intermomentan und intersubjektiv identifizierbarer und messbarer Gegenstand eingenommen.

> „Daß der gespürte eigene Leib ein Gegenstand anderer Art ist als der gesehene und getastete eigene Körper, kann man leicht an den unvereinbaren Merkmalen beider Gegenstandstypen entnehmen: Der Körper ist fest, stetig, ausgedehnt, mit einer Oberfläche (Haut) versehen, flächig schneidbar und daher zerstückelbar, wobei die Orte der Stücke (z.B. der Glieder) bloß relativ (d.h. für Sehen und Tasten nur durch Lage- und Abstandsbeziehungen) bestimmt sind; der gespürte eigene Leib ist dagegen ein flächenloses, nicht festes, nicht zerstückelbares Gewoge verschwommener Inseln, zur Einheit zusammengehalten durch die Engungskomponente des durch antagonistische Konkurrenz von Engung und Weitung gebildeten vitalen Antriebs, organisiert durch Richtungen, die wie der Blick unumkehrbar und unteilbar aus der Enge in die Weite führen und dabei die Engung mitnehmen können, während sie zugleich als motorisches Körperschema die Bahnen geführter willkürlicher und unwillkürlicher Eigenbewegungen vorzeichnen, sowohl der durch Bewegungsziele gebundenen als auch der freien in der Gebärde. Obendrein hat der spürbare eigene Leib als ganzer und für seine Inseln außer relativen Orten, die sogar fehlen können, absolute, d.h. nicht erst durch Lagen und Abstände bestimmte Orte [...].“ (A.a.O., 156s.)

Obwohl damit nur ein kleiner Teil der Kategorien angesprochen ist (Vgl. Anm. 5), ist der springende Punkt die räumliche Struktur und Dynamik des leiblichen Befindens. Statt etwa Freude, Trauer, Beklemmung, Mitleid, Schreck, Zorn oder Scham in eine ortlose Seele zu verbannen, entspricht es viel besser der Erfahrung, die jeder für sich

machen kann, diese Befindlichkeiten des affektiven Betroffensein als leibliche zu bestimmen. Was uns nahegeht, ist weder seelisch noch körperlich, sondern als Beengung, Hebung, Ausweitung, Gedrücktsein, Starrwerden, Verflüssigung, Wärme, Kälte etc. am eigenen Leib spürbar. Die gesamten umgangssprachlichen Herzmetaphern („Das Herz geht mir auf.“, „Das Herz fiel ihm in die Hose.“, „ein engherziger Mensch“, „mit herzlichen Grüßen“ etc.) haben so gut wie nichts mit dem anatomischen Pumpmuskel zu tun,

> „und wenn man nur an einen Seelenzustand denkt, bleibt rätselhaft, warum so hartnäckig an diesen Muskel erinnert wird. Tatsächlich ist die Metaphorik ein Symptom des schlechten Gewissens, daß man zu Gunsten reinlicher Innenwelt-Außenwelt-Scheidung dem spürbaren Leib etwas entwendet hat, das eigentlich einer räumlich in der Brustgegend ausgedehnten Leibinsel zukommt.“ (A.a.O., 142)

Der Leib ist alles, was den Menschen unwillkürlich angeht, stutzig und betroffen macht, dem er nicht ausweichen kann. Der eigene Körper wird dagegen als Mittel eingesetzt, um Ziele zu erreichen, oder aber gehemmt und unterdrückt, um sozial unerwünschtes Verhalten zu sanktionieren. Immer aber ist der Körper Funktion oder Objekt der Willkür. Gegen die Inflation immer neuer Mittel für beliebige Zwecke plädiert Schmitz für die reflektierende Besinnung auf das leibliche Sichfinden des Menschen in seiner Umgebung.

Damit ist das Stichwort gefallen, das zur Erläuterung der leibliche Dynamik überleitet. In Situationen befangen, also noch vor der Explikation von Einzelnem und als Gegenpol zu personalem Leben, leben die Tiere und zunächst auch die Menschen im Umfeld der primitiven Gegenwart. „Die primitive Gegenwart ist ein seltener Ausnahmezustand“ (A.a.O., 42), der die dahinwährende Dauer durchschneidet, dem man sich durch leibliche Engung (z.B. in Angst, Schmerz, Schreck, Stutzen, Beklemmung, Konzentation) annähert und von dem man sich dank des vitalen Antriebs abstößt. Das Umfeld der primitiven Gegenwart ist also charakterisiert durch die antagonistisch ineinander greifenden Tendenzen der Engung und Weitung, „und zwar keineswegs solipsistisch [auf den einzelnen Menschen beschränkt], sondern von vornherein in leiblicher Kommunikation, so daß verschiedene Engen und vitale Antriebe in antagonistischer oder solidarischer Einleibung zusammengeschlossen sind.“ (A.a.O., 22)

Damit meint Schmitz die quasi-leibliche Einheit einer Rudermannschaft, eines Chores, einer Tanzgruppe oder auch eines sich zum Abflug sammelnden Schwarmes von Zugvögel (solidarische Einleibung), andererseits aber auch die übergreifende leibliche Einheit ineinander verschlungenen Ringer und Antagonisten anderer Kampfsportarten, des Mannes, der spielerisch mit seinem Hund um den Besitz eines Stockes streitet, ja sogar des Motorradfahrers mit seiner Maschine oder eines anderen, der leiblichen Vereinnahmung fähigen Apparates (antagonistische Einleibung). Der eigenleibliche Antagonismus zwischen Engung und Weitung, z. B. das Sichstemmen gegen den Wind oder das faszinierte Hängen der begeisterten Zuschauer am Fußball, sind gleichermaßen Spielarten der leiblichen Kommunikation, die von der Trennung zwischen innen und außen noch nichts weiß. (Zu den Konsequenzen für Psychiatrie und medizinische Therapie Vgl. H. Schmitz 1992; M. Großheim 1995 sowie Gunda Rosenberg 2002)

Wie im Fall von Körper und Leib stellt sich hier die Frage, wo die jeweiligen Prozesse stattfinden. In Analogie zur Gegenüberstellung von Körper und Leib unterscheidet Schmitz darum den Ortsraum (von Körpern) und den leiblichen Raum.

8.3 Was ist der Raum?

Der leibliche Raum fundiert den Ortsraum, der in der philosophischen Tradition als der Raum schlechthin bezeichnet wird. Schmitz hat nachgewiesen, dass die Festlegung von Orten im Ortsraum eine prekäre und kontingente Voraussetzung hat, nämlich die Existenz ruhender Objekte, also gerade das, wofür man den Ortsraum als Bezugssystem benötigt (Vgl. H. Schmitz 2005, 187).
Das eigenleibliche Spüren präsentiert jedem den leiblichen Raum in ungekünstelter Weise als maßlose Weite, etwa beim Dösen in der Sonne oder wenn sich der Blick des Autofahrers oder des Bahnreisenden in der Ferne zu verlieren beginnt und den spürbaren Leib mitzieht (privative Weitung). Von dieser Weite wird er aber auch in privativer Engung losgerissen (wie im Schreck oder beim Auffahren aus dem Schlaf) und wird zum absoluten Ort der primitiven Gegenwart, in der im Extremfall die fünf Dimensionen der Entfaltung (Hier, Jetzt, Dasein, Dieses, Ich) verschmelzen. Der Sinn des Ausdrucks „absoluter Ort“ kommt anschaulich in dem volkstümlichen Kalauer zum Ausdruck: „Links ist da, wo der Daumen rechts ist.“ (Vgl. Anm. 6) Der Bezugspunkt, von wo aus links und rechts zu erschließen wäre, müsste ein Ort im perzeptiven Körperschema sein, der habituellen optischen Vorstellung vom eigenen Körper im Ortsraum. Aber von wo aus? - fragt Schmitz - vom Knie oder vom Kopf aus? In der ursprünglichen Lebenserfahrung orientiert sich der Mensch hingegen ganzheitlich nach dem motorischen Körperschema, das

> „nicht, wie das perzeptive, durch Abständen und Lagebeziehungen über umkehrbare Verbindungsbahnen organisiert ist, sondern durch unumkehrbare Richtungen von einem absoluten Ort aus, der sich der Lokalisierung im Ortsraum weitgehend entzieht. Eine von diesen Richtungen ist der Blick, der im motorischen Sehen als Fühler an dem für das motorische Verhalten relevanten Objekt, dem dominanten Partner antagonistischer Einleibung, gleichsam hängt und dessen Bewegungssuggestionen und synästhetischen Charaktere – die leibnahen Brückenqualitäten der Einleibung – angepaßt in das motorische Körperschema überträgt, dieses damit zur räumlichen Orientierung über die zweckmäßige Reaktion befähigend. Auf diese Weise spannt der Blick im motorischen Sehen ein räumliches Feld auf, das über das Gesehene hinausreicht und den nicht gesehenen eigenen Leib und Körper einbezieht.“ (A.a.O., 195s.)

Der vom Leib aus erschließbare Raum ist der überbordende Raum der unwillkürlichen Lebenserfahrung: Musik mit Rhythmen (Bewegungssuggestionen), Melodien und Themen, die dumpfe Stimmung eines neblig verhangenen Tages oder die strahlende Atmosphäre eines Hochsommertages, prägnante, sich umformende Wolkengebilde oder suggestive Schattenmuster auf einer Wand (synästhetische Charaktere), der Wind, dem man sich entgegenstemmt, die reißende Schwere bei einem Sturz, aber auch vielsagende Eindrücke von Personen, soziale Atmosphären wie Ernst oder Ausgelassenheit einer Gesellschaft oder Gefühle wie Scham, Freude, Trauer etc. Diese Phänomene nennt Schmitz „Halbdinge“, um zu verdeutlichen, dass die am Festkörpermodell der Physik orientierte Wissenschaft ganze Klassen von Ge-

genständen phänomenwidrig als subjektiv etikettiert oder als irrelevant von einer gründlichen Analyse ausschließt:

> „Halbdinge unterscheiden sich von Dingen durch unterbrechbare Dauer und unmittelbare Kausalität. Unterbrechbare Dauer: Sie kommen und gehen, ohne dass es Sinn hat, nach ihrem Zustand in der Zwischenzeit zu fragen. Unmittelbare Kausalität: Ursache und Einwirkung fallen zusammen, während die Kausalität der Dinge dreigliedrig ist, bestehend aus Ursache, Einwirkung und Effekt [...]." (A.a.O. 197s.)

Die entscheidende Distanzierung vom leiblichen Raum und von der leiblichen Kommunikation erfolgt durch die Einführung der Fläche: Sie erlaubt es, die räumliche Weite mit einem dichten Netz relativer Orte zu überziehen und zum Körper aufzusteigen, der als ein von Flächen umrandetes und geschnittenes Gebiet dargestellt wird. Die bislang unumkehrbaren Richtungen leiblicher Zuwendung lassen sich nun auch in umkehrbare Verbindungsbahnen umdeuten.

> „Der Mensch kann seinen Leib und Körper fortan als Objekt unter Objekten distanzieren und sich bei Bedarf aus dem unmittelbaren Betroffensein in antagonistischer Einleibung mehr oder weniger heraushalten. Die Fläche leistet damit der personalen Emanzipation und der Verfügung im Raum an Hand eines in beliebiger Richtung verfolgbaren Netzes relativer Orte entscheidende Dienste." (A.a.O. 203)

Schmitz konzediert durchaus, dass durch die griechische Geometrie und die von Descartes entwickelte Koordinatengeometrie der Spielraum für gedankliche Konstruktionen außerordentlich erweitert worden ist, gibt aber zu bedenken, dass zugleich das Verständnis für den Raum, in dem die Menschen wirklich leben, verkümmert ist. Dies ist darum verhängnisvoll, weil ohne die Evidenz des affektiven Betroffenseins in Erfahrungen leiblicher Engung Identität und personale Orientierung in der Welt nicht möglich sind. Erst im Wechsel von personaler Regression und personaler Emanzipation bilden sich Niveaus und Stile personalen Lebens heraus, die aus einem spezifischen Geflecht unterschiedlicher, in sich wandlungsfähiger Situationen bestehen.

> „Personsein ist Leibsein im Sich-distanzieren davon durch Objektivierung (Neutralisierung) der subjektiven Tatsachen des affektiven Betroffenseins und in Resubjektivierung durch dieses Betroffensein." (A.a.O. 145)

Da eine Therapie der konstatierten Ohnmacht, Ichschwäche und Orientierungslosigkeit des modernen Menschen angesichts des „Ubiquitous Computing" die leitende Absicht bei der Darstellung der Schmitzschen Plädoyers für die Situationen ist, stellt sich nun die Frage, inwiefern die angesprochene präpersonale Identität des affektiven Betroffenseins eine Hilfe für ein besonnenes Sich-orientieren in der Welt sein kann.

8.4 Was leisten Situationen für die soziale Welt?

Dass Situationen für die soziale Welt eine unersetzliche Bedeutung besitzen, ist darin begründet, dass sie neben Sachverhalten und Problemen einen programmatischen

Anteil haben, der zum Handeln anleitet. Bestimmte Situationen geben den in ihr verwurzelten Mitgliedern unwillkürlich soziale Verhaltensmuster vor, die die Weise vorzeichnen, wie man sich in einer bestimmten Lage zu verhalten hat. Die Mitglieder können aus der eingelebten gemeinsamen Situation spontan den Maßstab des angemessenen Verhaltens schöpfen, weil der eingewachsene Programmgehalt oft in Atmosphären des Gefühls eingebunden ist. Dies gilt z.B. für einen spezifischen Familienton, kann aber auch komplexe Leitbilder wie die des spanischen Höflings, des französischen Gentilhomme oder des britischen Gentleman umfassen, die sich nicht durch die Aufzählung von zu befolgenden Regeln bestimmen lassen, sondern gerade als ganzheitlicher, vom Spießer oder Parvenu nicht einfach kopierbarer Stil der großzügigen Lässigkeit (desinvoltura). Ein anderes Beispiel ist der Polizist aus einem somalischen Dorf, der in einer anarchischen Umwelt ohne Lohn seine Funktion ausübt, Papier und Schreibmaterial selbst beisteuert, dafür von seinem Clan unterstützt wird und als Begründung für sein Verhalten angibt, das sei er seinem Land schuldig.
Zu gemeinsamen Situationen kann die Person sich auf zwei Weisen verhalten:

> „“[…] entweder so, daß sie in die aufnehmende Situation tief eingewachsen oder eingepflanzt (implantiert) ist, so daß eine Ablösung nur unvollständig möglich ist oder wenigstens tiefe Wunden reißt, oder so, daß nur ein lockeres, ziemlich leicht lösbares Verhältnis von Einfassung und Einpassung besteht. Im ersten Fall spreche ich von einer implantierenden, im zweiten von einer includierenden Situation.“ (A.a.O. 25; Vgl. die systematische Skizze der unterschiedlichen Klassen der Situationen in Anm. 7)

Was hier als Verwundung bei der Ablösung aus einer implantierenden Situation bezeichnet wird, beruht weitgehend auf den emotionalen Bindungen mit der jeweiligen Situation, sei es die Heimat oder die Wahlheimat, der Freundeskreis, die Partnerschaft, das Elternhaus, der angestammte Arbeitsplatz etc. Nach Schmitz handelt es sich um die Prägung der leiblich gespürten Weite durch Stimmungen, in welche die persönliche Situation eingewachsen ist. Diese Gestimmtheit der personalen Situation kann durch ergreifende Gefühle kurzfristig oder dauerhaft gestört werden.

Die Behandlung von Gefühlen als Atmosphären ist ein Novum: Anders als in der Tradition der Introjektion und des Psychologismus behandelt Schmitz sie nicht als private Seelenzustände (vgl. Anm. 8), sondern „als räumlich ergossene, leibliche den Menschen ergreifende Atmosphären“ (H. Schmitz 2005, 198). Natürlich wird damit nicht die physikalische, sondern die leibliche Interpretation des Raumes vorausgesetzt, um sinnvoll von einer Ähnlichkeit zwischen beiden sprechen zu können. Es kann hier nicht Schmitz‘ differenzierte Grundlegung des „Gefühlsraums“ rekapituliert werden; es muss genügen, darauf zu verweisen, dass Gefühle meist in bedeutsame Situationen eingewachsen sind.

Diese und andere eingelebte Situationen sind störungsanfällig. Die in ihnen verankerten Mitglieder haben ein feines Gespür für Verstöße gegen angemessenes Agieren. Nach Schmitz haben denn auch spezielle – objektiv spürbare, nicht subjektiv verkürzte - Atmosphären des Gefühls einen entscheidenden Anteil an der Bildung des Rechts. Was als in einer implantierenden Situation von den in ihr verankerten Mitgliedern als störend, unangebracht oder gar empörend empfunden wird, erregt Zorn und / oder Scham.

> „Am Unrecht, das als unerträglich empörend oder beschämend gespürt wird, bildet sich das Recht. Was als unerträglich imponiert, richtet sich nach der Elastizität der gemeinsamen zuständlichen Situation und der sie erfüllenden Atmosphäre des Gefühls. Dem Individuum mag dies oder jenes unerträglich sein, aber es kommt damit oft nicht durch in der gemeinsamen Situation, vor der seine Idiosynkrasie manchmal nur Kuriositätswert besitzt. Die Situation kann kleine wie große Kreise umspannen, z.B. die westliche Zivilisation mit ihrem Nomos aus Menschenrechten und Wertegemeinschaft, im Extremfall gar die jeweilige Menschheit."" (240) [Der aus griechischen Quellen gewonnene Begriff des Nomos ist für Schmitz der Programmgehalt einer gemeinsamen zuständlichen Situation, also „zwischen den Beteiligten ausgewogene Rechtslagen, an denen sie gleichermaßen Anteil haben" (A.a.O. 239).]

Zorn und Scham als Vorgefühle des Rechts „sind die Quellen des Rechts, das sich an ihrer Verwaltung bildet" (A.a.O. 241), d.h. die ausgearbeiteten Systeme des positiven Rechts bleiben unersetzlich, aber keine Rechtskultur kommt ohne die Vorgefühle des Rechts aus. Die „Autorität der Gefühle" (A.a.O.) – ein überraschendes, von Schmitz eingeführtes Prinzip – bezeichnet die Macht hinter einer Norm, die dem Betreffenden verbindlich Gehorsam in der Weise abverlangt, dass er sich der Zumutung nur befangen und halbherzig entziehen kann (Vgl. A.a.O.). Das oben als Quellpunkt des Bewusstseins skizzierte leibliche Betroffensein erweist sich hier zugleich als Quellpunkt rechtlicher Evidenz.

> „Auch der Diener des Rechts, der es nicht bloß als Werkzeug einer Sozialhygiene handhabt, handelt aus Ergriffenheit. Sonst wäre alles nicht automatisch aufgenötigte Verhalten beliebig, außer dem Zugeben bloßer Tatsachen, um das man dank aufdringlicher Evidenz nicht herumkommt. Ohne Ergriffenheit durch die Autorität hätte das Recht kein Pathos mehr und degenerierte zum Spielball durchsetzungsfähiger Absichten. Die Autorität der Gefühle Zorn und Scham errichtet dagegen den Damm der Verbindlichkeit und damit der Pflicht." (A.a.O. 242)

Damit bezieht Schmitz Stellung gegen das seit der Aufklärung herrschende Übergewicht der subjektiven Rechte gegenüber den Pflichten, - Ergebnis einer Jahrhunderte umfassenden Entwicklung (Vgl. H. Schmitz 1999a), bei der die Verbindlichkeit implantierender Situationen nicht zur Findung eines Standpunktes genutzt wird, weil das Individuum sich über den Vergleich mit den subjektiven Rechten der Anderen zu bestimmen sucht. Damit zerfallen die implantierenden Stituationen zunehmend und machen den unverbindlicheren includierenden Situationen oder den bloßen Konstellationen frei schwebender Einzelwesen Platz, - ein Phänomen, das Schmitz aus der christlichen Heilssorge des Individuums herleitet und mit dem Ausdruck „Autismus" belegt:

> „Wichtigstes Ergebnis und Symptom dieser autistischen Infektion ist das Bündnis der modernen Aufklärung mit dem Privatkapitalismus (schon in der Person Voltaires), wofür es in der Antike nichts Entsprechendes gibt. Jede Privatperson darf sich seither, bei Einhaltung gewisser Rahmenbedingungen, zur Förderung ihres Wohlstandes durch Anhäufung von Kapital der gewaltigen, Menschenmaß weit übersteigenden Machmittel der modernen Maschinentechnik bedienen. Die Jagd nach dem privaten Glück sprengt die Bindungskraft implantierender Situationen." (H. Schmitz 2005, 248)

Die Devise „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ krankt nach Schmitz aber an innerer Inkonsistenz und ist deshalb untauglich, diese Bindungskraft zu erzeugen: Es müsste Gleichheitswächter geben, die als Elite unvermeidlich über den anderen stehen müssten; die Rangordnung zwischen Freiheit und konkurrierender Gleichheit setzt ebenfalls Über- und Untergeordnete voraus; die brüderliche Solidarität negiert aber als symmetrische Relation gerade diese Rangordnung (Vgl. A.a.O.).

> „Der Ausfall eines solchen Nomos führt dazu, daß jeder, der sich in irgendeiner Weise benachteiligt fühlt, namens der sozialen Gerechtigkeit einen Ausgleich oder eine Kompensation verlangen kann. Nur Willkür, auch in Gestalt willkürlich erlassener und veränderter Staatsgesetze, kann ihn hemmen, weil auf eine gemeinsame Überzeugung über das, was sich gehört, nicht mehr gebaut werden kann. So entwickelt sich in den Nachfolgergesellschaften der Französischen Revolution ein endlos sich fortpflanzender mürrischer Krieg aller gegen alle, sofern sich nicht Koalitionen zu gemeinsamer Interessenvertretung zusammenfinden.“ (248s.)

Um einem Missverständnis vorzubeugen: Es handelt sich bei Schmitz’ Darstellung nicht um eine Verklärung der Gemeinschaft als gleichsam organische Gesamtheit des Denkens, Wollens, Fühlens und dadurch des Sich-eins-fühlens, wie sie in der Soziologie des frühen 20. Jahrhunderts thematisiert wurde (Vgl. A.a.O. 18s.). Ebensowenig liegt hier ein Plädoyer für den Kommunitarismus vor: Weder soll dem Einzelnen ein klar bestimmter Status, eine eindeutige soziale Rolle zugeschrieben werden, noch sieht Schmitz die optimale soziale Struktur in einer hierarchischen Über- und Unterordnung. Seine Kritik gilt der Variante des politischen Liberalismus, der sich nur auf subjektive Rechte beruft und dabei die liberale Anschauung vom Staatsbürgertum vernachlässigt, die zu öffentlicher Verantwortung und Teilhabe im Sinne von Machtstreuung, Charakterbildung und Förderung der Vielfalt ermutigt. Wenn Schmitz die Bedeutung der implantierenden gegenüber den includierenden Situationen betont, dann meint er die im Zusammenleben erprobten und habitualisierten Formen der Gestaltung des Zusammenlebens („les moeurs“ in der Sprache des 18. Jahrhunderts), in denen sich der jeweilige „esprit des lois“ niederschlägt.(Vgl. L. Siedentop 2002)

Es besteht in der Tat eine sachliche Spannung zwischen beiden Situationstypen: Während die implantierenden Situationen im Medium der leiblichen Kommunikation gründen, richtet sich die personale Emanzipation auf die explizierende Aufspaltung der Situationen in Konstellationen, um durch geschickte Auswahl der Bedeutungen die Situation zu beherrschen. Dieser den Menschen gemäße Umgang mit Situationen gelangt nach Schmitz im Abendland durch eine Kombination verschiedener Faktoren aber zu dem historischen Ergebnis, dass der Konstellationismus dazu drängt, sich über Situationen möglichst hinwegzusetzen. Aus Konstellationen leben zu wollen, sei aber eine Illusion, „weil die Menschen der Situationen bedürfen, um überhaupt einzelne Faktoren zu finden.“ (A.a.O. 27)

Wie sich das Übergewicht von Konstellationen über Situationen in der Gesellschaft auswirken kann, lässt sich abschließend an einer Beobachtung von Richard Sennett illustrieren, der die Veränderungen beschreibt, die der neue Kapitalismus für viele Menschen bedeutet:

> „Was ihnen fehlt, ist ein mentaler und emotionaler Anker. Nachdem sich der alte, soziale Kapitalismus aufgelöst hat, erzeugen die neuen Institutionen nur ein geringes Maß an Loyalität und Vertrauen, dafür aber ein hohes Maß an Angst vor Nutzlosigkeit. Die Menschen leiden darunter, dass fortschrittliche Institutionen mit ihrer kurzen, kaum greifbaren Zeitperspektive ihnen das Gefühl einer lebensgeschichtlichen Entwicklung und biografischen Einheit nehmen. Denn ein bloß kurzfristig orientiertes Ich, das vergangene Erfahrungen bereitwillig aufgibt, ist – freundlich ausgedrückt – eine ungewöhnliche Sorte Mensch. Die meisten Menschen sind nicht von dieser Art. Sie brauchen eine durchgängige Biografie und legen Wert auf Erfahrungen, die sie in ihrem Leben gemacht haben.“ (R. Sennett 2005, 50)

8.5 Was bedeutet Situationskompetenz in einer Welt des computergestützten Konstellationismus?

Die Tendenz zur Verselbständigung der Apparate durch das „Ubiquitous Computing“ mit dem Ergebnis einer weiteren „Anonymisierung der Macht“ (Vgl. Schmitz 2005, 255) könnte unter Umständen von Vertretern der Systemtheorie als unableitbare Komplexität moderner Gesellschaften gedeutet werden. Dieser Auffassung widerspricht Schmitz mit seiner Analyse, wie Institutionen funktionieren. Er weist nach, dass das regelgeleitete Handeln in Organisationen (als eine Teilklasse der Institutionen) davon abhängt, „dass die Mitspieler bei Inszenierungen der Institution durch gemeinsame Situationen […] verbunden sind.“ (H. Schmitz 2005, 262) Das Paradox, dass gemeinsame Situationen trotz ihrer ganzheitlich-binnendiffusen Bedeutsamkeit auch langfristig gültige Regeln in sich aufnehmen können, löst Schmitz u. a. am Beispiel des Erlernens der Muttersprache (selbst eine implantierende Situation) auf: Das Verhältnis des Sprechers zu seiner Muttersprache ist ein Sonderfall der Einleibung und nicht allein ein Befolgen von auswendig gelernten Regeln. Aus dem unübersehbaren Vorrat an Sätzen greift man die gerade passenden Rezepte heraus, ohne sie vor dem Gebrauch einzeln ins Auge gefasst zu haben, so dass man erst hinterher merkt welchen Satz man gesprochen hat (Vgl. A.a.O. 53). Entsprechend verfahren wir auch als Teilnehmer von Institutionen:

> „Zum Umgang mit Regeln aller Art, und damit zur Macht als Steuerungsfähigkeit in Institutionen und Organisationen, gehört für Menschen […] außer der Beherrschung einzelner Regeln, die man auswendig lernen kann, immer auch ein Organ für Situationen mit ganzheitlich-binnendiffuser Bedeutsamkeit, im Sinne eines Verständnisses und eines Könnens, sich in dieser Bedeutsamkeit zu bewegen und damit umzugehen. Dieses Organ bezeichne ich als Kompetenz.“ (A.a.O. 263)
>
> „Kompetenz für Situationen ist die Macht oder Steuerungsfähigkeit, die den Könner auf dem jeweils einschlägigen Gebiet vor dem bloßen Kenner von Systemen einzelner Regeln auszeichnet.“ (A.a.O. 265)

Eine besonders hohe Situationskompetenz sollte man bei einem guten Manager und einer guten Managerin finden. Sie sollten nicht allein gute Analytiker sein, sondern vor allem über die Situationskompetenz verfügen, um die relevanten Sachverhalte, Programme und Probleme aus der jeweiligen Situation zu schöpfen. Doch hier scheint ein Mangel zu herrschen: Noch nie standen Führungsstärke, Motivationstalent, soziale Kompetenz, Eignung für Gruppenarbeit, Empathie und andere „weiche“

Faktoren so im Vordergrund der Profilbeschreibungen für den Mangementnachwuchs. Da man zwar analytische Fähigkeiten im Studium und bei Trainee-Programmen gezielt fördern kann, die natürliche Situationskompetenz aber durch ein Zurückdrängen implantierender Situationen in der Gesellschaft rar geworden ist, werden bei Stellenausschreibungen verstärkt Praktika, gemeinnütziges Engagement, Mitarbeit in Verbänden und Auslandserfahrungen verlangt, - allesamt Anlässe, um die Situationskompetenz, insbesondere die interkulturelle Situationskompetenz (Vgl. Müller-Pelzer 1999; 2000), zu erweitern. Auch in den Personalabteilungen der Unternehmen ist man sich offenkundig der persönlichkeitsbildenden Bedeutung dieser Erfahrungen bewusst.

Allerdings ist in der Aufwertung der „weichen" Faktoren an sich noch keine Hinwendung zu einem Leben in Situationen zu sehen. Es handelt sich vielmehr um die Kompensation der Defizite, die der grassierende Konstellationismus mit sich bringt. Die Kompetenz für „weiche" Faktoren ist in erster Linie ein Instrument, um komplexe Situationen besser zu beherrschen. Inwieweit die Merkmale wie „Internationalität" und „Praxiserfahrungen" die persönliche Situation des Managers oder der Managerin tatsächlich nachhaltig umbilden oder lediglich Versatzstücke in einem beruflichen Curriculum sind, lässt sich nur im Einzelfall ermitteln. (Vgl. Anm. 9)

Situationskompetenz ist heute auch dort gefragt, wo sich Menschen aus unterschiedlichen Kulturen begegnen und miteinander arbeiten. Gerade hier leuchtet es unmittelbar ein, dass die unterschiedlichen Filter der abendländischen Geistesgeschichte in ihren jeweiligen Ausformungen erkannt werden müssen, um eine verbindende Basis „allgemein-menschlicher Universalien" (Schmitz 2002, 32) zu finden. Kriegsverhütung, sozialer Zusammenhalt einer Gesellschaft und Einstehen für gemeinsame Lebensformen hängen davon ab. Insbesondere ist das zivilisatorische Projekt eines geeinten Europa auf diese Grundlagen angewiesen. Allerdings ist die ursprüngliche Motivation, mit der Verheißung von Frieden und materiellem Wohlstand für alle die Konkurrenzlogik des Nationalismus zu überwinden, in eine ernste Krise geraten: Frieden wird von den Europäern inzwischen als selbstverständliches Kollektivgut betrachtet, während die durch die Erweiterungen der EU erfolgten Abstriche am Wohlstand von breiten Bevölkerungsteilen nicht akzeptiert werden (Vgl. G. Vobruga 2000). Es stellt sich deshalb die Frage, woher die Europäische Union für die Zukunft die bindende Kraft beziehen will, die für ein so ambitioniertes politisches Projekt unerlässlich ist.

Die Vertreter der EU-Staaten, welche den Entwurf zu einem europäischen Verfassungsvertrag formuliert haben, scheinen dieser Frage nicht die notwendige Aufmerksamkeit gewidmet zu haben. Neben den insbesondere von Dieter Grimm vorgetragenen schwer wiegenden staatswissenschaftlichen Einwänden (vgl. Der Vertrag, in F.A.Z., 12.05.2005, Nr. 109, 6) hätten vor allem Überlegungen berücksichtigt werden müssen, wie die europäische Idee und entsprechende Lebensformen im Leben der Bürger Europas implantiert werden können. Satt dessen begnügten sich die Autoren des Verfassungsvertrages mit dem Hinweis, die Europäische Union sei stolz auf die nationale Identität und Geschichte der Mitgliedsstaaten. Ulrike Fewert (2003) hat plausibel gemacht, dass dieser selbstgerechte Stolz nicht ausreicht, wenn sich zugleich der Geschichtsunterricht und die Erinnerungsrituale in allen Ländern fast ausnahmslos an der jeweiligen nationalen Geschichte, nicht aber an der europäischen orientieren und so die nationale Selbstbespiegelung vergangener Zeiten fortsetzen. U. Fewert erinnert daran, dass die destruktive Kraft nationaler Identitätspolitik

in allen Ländern auf die Tagesordnung gehört, denn keinem Land seien die heutigen Werte und Institutionen konfliktlos in den Schoß gefallen.

Unter Europäern die inneren Turbulenzen und Konflikte zu thematisieren, die den zivilisatorischen Fortschritt begleitet haben, ist deshalb unerlässlich, weil sich nur über die Erfahrung von eigenem Verlust und eigener Bedrohung die affektive Betroffenheit einstellen wird, die auch Krisen standhalten kann. Stolz und Selbstzufriedenheit sind Gestalten personaler Emanzipation, die sich vom Pol der bedrängenden leiblichen Präsenz abstößt. Das Abstandnehmen neutralisiert Sachverhalte, macht sie handhabbar, nimmt ihnen den letzten Ernst für den Betreffenden, der dann „auch anders kann".

> „Der Neutralisierung von Bedeutungen in personaler Emanzipation muß sie [die Person] eine Resubjektivierung, eine Aneignung von Bedeutungen an das affektive Betroffensein, entgegensetzen, um den Faden ihres Selbstbewußtseins nicht zu verlieren. Auf diese Weise entgegnet der personalen Emanzipation, die Abstand nimmt, Bedeutungen neutralisiert und die Grenze zwischen dem Eigenen und Fremden setzt, die für Personen ebenso wichtige personale Regression mit Gestalten wie Ergriffenheit von Gefühlen, Gepacktsein und Faszination, Ausgelassenheit, Jähzorn, Schwermut, Wollust, Angst, Schmerz, Verstimmungen und bedrängenden leiblichen Regungen aller Art, Lachen und Weinen usw. bis hin zur Fassungslosigkeit. Diese personale Regression kann man nicht steuern. […] Der Mensch muß auf etwas stoßen, dessen er nicht Herr ist, um ganz er selbst zu sein und der Verstiegenheit in einseitiger personaler Emanzipation zu entgehen." [nämlich durch den Eintritt in leiblich-affektives Betroffensein und leibliche Kommunikation mit vielsagenden Eindrücken] (H. Schmitz 2005, 94) „Seine eigene leiblich-persönliche Fassung in der Auseinandersetzung mit Begegnendem nicht gleich zu verlieren, aber auch nicht starr festzuhalten, sondern im Eingehen auf das Entgegenkommende ein wenig zu lockern und anzupassen, ist das wichtigste Hilfsmittel zum Auffangen und Aneignen von Neuem." (A.a.O., 95)

Einen Ansatzpunkt, um anschaulich an die Verluste und Beschädigungen heranzuführen, die die europäische Geschichte geprägt haben, bietet die in Frankreich von Pierre Nora entwickelte und von der deutschen und spanischen Forschung übernommenen Methode der „Lieux de mémoire" oder der Erinnerungsorte (vgl. E. François / Hagen Schulze 2003). Sie sind oder waren implantierende Situationen, die die Nationenbildung begleitet und z.T. überlebt haben. Heute wäre diese Methode in einer Europa übergreifenden Perspektive fortzusetzen und könnte aus der Schmitzschen Systematik der Situationen Nutzen ziehen.

Das Entstehen gemeinsamer europäischer Situationen kann ebenfalls im Erziehungsprozess gefördert werden: in der Familie, aber auch in der Schule, diese allerdings entlastet von einer z. T. absurd übertriebenen Verrechtlichung (Vgl. die Passagen zu den subjektiven Rechten) und von bürokratischer, z. T. niederträchtiger Gängelung. Aber auch die Hochschulausbildung in Europa hat ihren Teil zur Ermöglichung von Erfahrungen in gemeinsamen Situationen zu leisten.

Eine besondere Spielart bietet sich im Rahmen des europa- und weltweiten Studierendenaustauschs an: Wer im Ausland studiert und daran ggf. ein betriebliches Praktikum anschließt, wird mit zahlreichen Gelegenheiten konfrontiert, die ihn zum Nach-

denken über sich und seine Rolle in den jeweiligen Situationen führen kann. Dieses Nachdenken hinterlässt dann besonders tiefe Spuren in der „persönlichen Situation“ (Schmitz), wenn man die Chance nutzt, überraschende, hebende, begeisternde, aber auch irritierende, niederdrückende und enttäuschende Eindrücke an sich herankommen zu lassen. Durch die Verstrickung in leibliche Kommunikation bis hin zur Annäherung an die primitive Gegenwart durch Beschämung, Schreck oder Angst erschließen sich u. U. implantierende gemeinsame Situationen, die die persönliche Situation umbilden, ein besseres Verständnis der Völker untereinander fördern und das Entstehen eines europäischen Zusammengehörigkeitsgefühls mit einem gemeinsamen programmatischen Gehalt (Nomos) ermöglichen können. Ohne diesen von Jacques Delors beschworenen „ciment emotionnel“ für die europäische Sache wird die Europäische Union wohl kaum der Raum werden, der für den europäischen Bürger eine Verheißung verkörpert, nämlich „donner une prise sur son destin individuel, comme sur son destin collectif“. (Vgl. J. Delors 2004)

Statt in einer zu kurz greifenden Marketingkampagne ihr Heil zu suchen, sollten die europäischen Eliten folgende Einsichten beherzigen:

1. Die unwillkürliche Lebenserfahrung bietet die Chance zu einer Neubesinnung, wenn man sich der von der Tradition errichteten Filter bewusst wird und sich auf die Phänomene einlässt und sie neu ordnet.
2. Gegenüber dem Anspruch des „Ubiquitous Computing“, sich mithilfe eines Netzes von Konstellationen von der Erfahrungswelt der Situationen emanzipieren zu wollen, ist die unersetzliche Funktion der Situationen als Ursprung der Weltorientierung festzuhalten.
3. Dies kann nur gelingen, wenn dem z. T. monopolistischen Geltungsanspruch des naturwissenschaftlichen Denkens auf Welterklärung Grenzen gesetzt werden. Unhaltbar ist insbesondere die Reduktion des Raums auf den Ortsraum sowie die Reduktion der Erkenntnis auf Gegenstände, die dem Festkörpermodell der Physik entsprechen.
4. Andererseits ist in der sozialen Welt der von der Aufklärung vorangetriebenen Auflösung gemeinsamer Situationen dort Einhalt zu gebieten, wo die Ausformulierung subjektiver Rechte das Entstehen eines Gruppenethos verhindert.
5. Grundlage eines in der unwillkürlichen Lebenserfahrung geerdeten Ethos ist die Wiederentdeckung des Leibes (im Unterschied zum Körper), und zwar als vermittelnde Instanz im beständigen Wechsel zwischen personaler Emanzipation und personaler Regression. Dieser Prozess ist geprägt von einer leiblichen Dynamik, nicht zuletzt, weil Gefühle (verstanden als objektive Atmosphären) den Menschen z. T. heftig affizieren. Das affektive Betroffensein als Wurzel der personalen Identität und - vermittelt über die Vorgefühle des Zorns und der Scham - auch der Rechtskultur muss also eine für die zeitgenössische Kultur bedeutsame Neubewertung erfahren.

Das Verhältnis von Situationen und Konstellationen lässt sich mit Schmitz abschließend so zusammenfassen: Das Rekonstruieren von Situationen, um sie in ihrer Unüberschaubarkeit zu beherrschen, ist eine herausragende menschliche Fähigkeit. „Der Mensch ist berufen und herausgefordert, so zu konstruieren, aber er sollte sich hüten, über den Konstrukten die Situationen zu vergessen, aus denen er beim Konstruieren schöpft. (H. Schmitz 2005, 9)

Anmerkungen

Als besonders markante Lehrstücke seines Werkes sind zu nennen:

- die phänomenologisch präzisierten Situationen als die ersten bedeutsamen Gesamtheiten, aus denen das Einzelne expliziert wird,
- der Leib, im Unterschied zum Körper, aufgefächert in ein „Alphabet der Leiblichkeit“ als die Grundlage der entfalteten Existenz,
- die subjektiven Tatsachen als die originären Rumpftatsachen, von denen sich die objektiven schrittweise abschälen können,
- die Gefühle als objektive Atmosphären sowie als Basis von Recht und Moral,
- die menschliche Freiheit, befreit von überzogenen Ansprüchen, als Freiheit der phänomenologisch präzisierten Gesinnung.

Um dem Leser die Einordnung der Neuen Phänomenologie in die aktuellen philosophischen Strömungen zu erleichtern, folgen einige Aussagen zu anderen Philosophen (Vgl. H. Schmitz/W. Sohst 2005):

„Wenn ich mich von meinem philosophischen Gedankengebäude, das ich in ständiger Auseinandersetzung mit früherer und zeitgenössischer Philosophie, aber ohne bewusste Übernahme (außer tangential mit entsprechender Kennzeichnung) errichtet habe, nach Denkern umsehe, deren Motive ich mehr oder weniger in gewandelter Form aufnehme, kommen mir *Aristoteles*, *Fichte*, *Hegel*, *Avenarius*, *Heidegger*, und *Klages* in den Sinn: Aristoteles, weil er sich gegen das Vorurteil wehrte, dass jede Bestimmung von etwas als etwas einzeln sei (gegen Platon, und vgl. die Stelle 169a 30-36 aus *Sophistische Widerlegungen*); *Fichte* wegen der Entdeckung (und zugleich Verkennung) der strikten Subjektivität, deren berechtigter Gehalt in der [Schmitzschen] Theorie der subjektiven Tatsachen bewahrt ist; *Hegel* wegen der Auffassung des Erkennens als Explikation von Situationen in der Phänomenologie des Geistes und besonders ihrer so genannten Einleitung; *Avenarius*, weil er zuerst den Psychologismus abgeschlossener privater Innenwelten bekämpft und die Aufhebung der Introjektion – der Name stammt von ihm – gefordert hat; *Heidegge*r, weil er die strikte Subjektivität, wenn auch mit dem ungenügenden Mittel der scholastischen Gegenüberstellung *essentia* und *existentia* gegen die bloß positionale nach *Husserl* begrifflich zur Geltung brachte und sich mit dem Motiv des In-der-Welt-seins auf eine Ontologie der Situationen (statt der Substanzen mit Akzidentien und Relationen) zu bewegt; *Klages*, weil er mit seinem Motiv der Wirklichkeit der Bilder die vielsagenden Eindrücke (impressive Situationen) und mit der von Walter Benjamin übernommenen Aura die Atmosphären ansprach, sowie in seiner Ausdruckslehre für Bewegungssuggestionen und synästhetische Charaktere, Brücke leiblicher Kommunikation, wichtige Anregungen gab. (Vom Ganzen der Weltanschauung her fühle ich mich in dieser reihe Klages am Nächsten, abgesehen von seinem manierierten, großartig apokalyptischen Pathos.)“ (A.a.O. 71s.)

Analytische Philosophie: Das „aufdringliche Verstecken der Subjektivität“ bei Wittgenstein sowie die dogmatische Leugnung derselben durch den Reduktionismus der Positivisten bezeichnen eine Trennlinie zur Analytischen Philosophie. „Beide Strategien – die von *Wittgenstein* und die des Wiener Kreises – sind versuche, Philosophie in meinem Sinne, das heißt das zur Wissenschaft geneigte Sichbesinnen des Menschen auf sein Sichfinden in seiner Umgebung auf Grund subjektiver Probleme, un-

möglich zu machen, wobei allerdings *Wittgenstein* das Bedürfnis danach beständig aufheizt, um dadurch das Gesuchte aufdringlich zu verstecken.“ (A.a.O. 72s.)

Quine: „[...] Quine ist Physiologist, Projektionist und Konstellationist. Er sondert die private Innenwelt des einzelnen Bewußthabers, wie immer er sie nennen mag, von der empirischen, aber physikalisch umgedeuteten Außenwelt ab und ist der Meinung, daß Informationen aus dieser in jene nur durch sensorische Reize über Sinnesorgane und nervöse Kanäle gelangen, mit Verzauberung der elektrischen und chemischen Zustände im Gehirn in Sinnesempfindungen, deren Konstellationen dann die Reize bilden sollen, an denen Quine die Bedeutung der Rede für einen Sprecher eichen und überprüfen will. Bedeutungen sind demnach sekundär; das ist die These des Projektionismus, der ich entgegenhalte, daß Bedeutung Vorbedingung dafür ist, daß irgend etwas Einzelnes vorkommt oder gefunden werden kann. Alle Voraussetzungen, aus denen Quine seine Skepsis ableitet, sind phänomenologisch nicht haltbar, weder die Annahme, daß es für die Korrektheit einer Übersetzung auf Übereinstimmung in der Referenz von Bezeichnungen ankäme, noch die physiologistische Auffassung der Wahrnehmung auf der Grundlage des Reduktionismus ohne Rücksicht auf Einleibung, und schon gar nicht das Vergessen der Situationen über den Konstellationen einzelner Elemente.“ (H. Schmitz 2005, 137)

Kant: Während dieser ein einzelnes Subjekt voraussetzt, führt Schmitz die Analyse tief unter die Schicht der Einzelheit oder der numerischen Einheit hinab. Anders als Kant, der alle Tatsachen für objektiv hält, weist Schmitz die Existenz der subjektiven Tatsachen als ursprüngliche nach, von denen sich die neutralen oder objektiven Schritt für Schritt abschälen. (Vgl. A.a.O. 17)
„Wenn man diesem Bündnis [zwischen der Ideologie totaler Vernetzung und der Naturwissenschaft] auf den Grund geht, findet man dort eine Auffassung von Raum und Zeit, wie Kant sie vertritt, wenn er diese beiden als ‚Form der Erscheinung’ ausgibt, die macht, ‚dass das Mannigfaltige der Erscheinungen in gewissen Verhältnissen geordnet werden kann’ (*Kritik der reinen Vernunft* B 34). Solche Verhältnisse bieten sich dem Konstellationismus zur totalen Vernetzung der empirischen Welt an. Dieses Angebot wird dadurch möglich, dass der Raum auf relative Orte, die Zeit auf Zeitpunkte in Früher-Später-Ordnung verteilt wird; dadurch wird der Raum zum Ortsraum, die Zeit zur Lagezeit. Der Ideologie totaler Vernetzung kann der Boden ihrer Raum- und Zeitauffassung nur abgegraben werden, wenn die Unselbständigkeit und Abkünftigkeit des Ortsraumes und der Lagezeit im Verhältnis zu tieferen, leiblichen Schichten der Räumlichkeit und Zeitlichkeit nachgewiesen wird.“ (A.a.O. 12)

Freud und *Jung*: „Ich bewundere den Therapeuten *Freud* wegen der Technik der freien Assoziation auf der Couch vor den Ohren eines unsichtbaren Zuhörers, gestützt auf Träume; ich bin auch bereit, manche berühmte Topoi über die Entwicklung der kindlichen Sexualität in Schutz zu nehmen. Von den großen psychologischen Theorien *Freuds*, namentlich der so genannten Metapsychologie, halte ich aber wenig. Freud ist befangen in der Denkweise des psychologistisch-reduktionistisch-introjektionistischen Paradigmas und kennt nur numerisches Mannigfaltiges […].“ (103s.) „*Freud* fehlt das Verständnis für Subjektivität und ihren Sitz im affektiven Betroffensein. Seine Konstruktionen erschöpfen sich in kausal-mechanischer Kombination psychischer ‚Elemente’ […].“ (105) „*C.G. Jung*, als Therapeut Freud unterlegen, verdient in meinen Augen vor ihm insofern den Vorzug, als seine Archetypen als zuständliche partielle Situationen in der persönlichen Situation gedeutet werden können […]. Damit hat *Jung* dem Ersatz der viel zu statischen (hausartigen) Seelenvor-

stellung, an der *Freud* noch durchaus hängt, durch die dynamischere Konzeption der persönlichen Situation vorgearbeitet.“ (H. Schmitz/W. Sohst 2005, 104)

Strukturalismus: „Mit dem französischen Strukturalismus […] verbindet mich das Bemühen, […] ein Gegenstandsgebiet als geregelte Vernetzung einer geringen Zahl bestimmter Faktoren zu analysieren. Besonderen Erfolg habe ich dabei bei der leiblichen Dynamik gehabt, gewissem Maß auch bei den Gefühlen. Auf diese Weise sind solche vorher undurchsichtig bis irrational erscheinenden Gegenstandsgebiete wesentlich durchsichtiger geworden. Die strukturalistische Methode ist aber nur auf Konstellationen anwendbar und gelangt an eine Grenze vor der binnendiffusen Bedeutsamkeit der Situationen. Den französischen Dekonstruktivismus habe ich im Verdacht der Unseriosität, besonders *Lacan*.“ (A.a.O. 74)
Husserl: „*Husserl*, der die phänomenologische Bewegung auf den Weg brachte, tat es, weil er größten Wert auf die von ihm so genannte apodiktische Evidenz legte, auf unumstößliche Gewissheit, für die er sich mit Descartes verbündete, der mit seinem Argument *cogito, ergo sum* ein unerschütterliches Fundament des Wissens gelegt zu haben glaubte. Ich unterscheide mich in dieser Beziehung von *Descartes* und *Husserl*, indem ich z.B. in dem eben angekündigten Buch *Situationen und Konstellationen* begründe, dass aus noch so viel Denken nicht zwingend, jede Gegenmöglichkeit ausschließend, erwiesen werden kann, dass irgendetwas existiert, geschweige denn, dass ich existiere. Eine absolut stichhaltige und endgültige Behauptung lasse ich auch bei noch so überzeugender Gewissheit nicht gelten.“ (A.a.O. 76)

Derrida: „In diesem Maß [wie das erkennende Subjekt von Situationen abhängig ist] besteht in der Tat eine gewisse Verwandtschaft meiner Erkenntnistheorie mit dem Relativismus von *Derrida*. Sie endet aber, wenn der Relativismus so weit getrieben wird, dass die Entscheidung kontradiktorischer Alternativen sich in Beliebigkeit auflöst. Dem habe ich ja schon vorgebeugt. Statt einer definitiv ‚für immer und alle’ gesicherten Evidenz begnüge ich mich mit einer ‚Evidenz im Augenblick’ […].“ (A.a.O. 78)
„*Derrida* dämonisiert die Schrift, indem er sie wie eine der mündlichen Rede angehängte, aber deren Problematik weiterschleppende Last behandelt und die Freiheit verkennt, die als Spielraum der Distanz der Person durch die Schriftform des Verkehrs beschert wird. Die suggestive Schienung, Zweideutigkeit und Hintergründigkeit der sprachlichen Explikation von Situationen wird im Gespräch meist nicht thematisiert; der Schlagabtausch ist zu rasch und zu flüchtig, um sich der entlarvenden Prüfung darzubieten.“ (A.a.O. 75)

Habermas und *Foucaul*t: „Die Grundlage aller dieser spezifisch menschlichen Erweiterungen des Zusammenlebens [über Situationen der leiblichen Kommunikation hinaus wie z.B. Liebe Hass, Heimat, Vaterland, Stand, Gemeinde] ist und bleibt […] die Einleibung, und für alle sozialen Prozesse die antagonistische. Das zu übersehen ist der Grundfehler der Utopie von *Habermas*, der dem Idol einer leiblosen Vernunft anhängt und nicht mit der unvermeidlichen, aus der Struktur des vitalen Antriebs ohne Rücksicht auf irgendwelche guten oder bösen Absichten resultierenden, Konkurrenz um Dominanz in antagonistischer Einleibung rechnet, ohne die es überhaupt nicht zu Kontakten unter Subjekten käme […]. Herrschaftsfreiheit und Diskurs schließen sich aus, sofern der Diskurs kein Monolog, sondern ein Kontakt unter Menschen sein soll. Ebenso verkehrt ist aber die Verteufelung der gemeinsamen Situationen, z.B. *Foucaultsche*r Diskurse, als Gefängnisse, in die moderne Menschen unlöslich verstrickt wären. Wie tief auch immer die zuständliche persönliche Situation oder Persönlich-

keit einer Person in eine gemeinsame Situation eingewachsen sein mag, die Person hat einen Spielraum zur Auseinandersetzung mit dieser.“ (A.a.O. 34)

Luhmann: „Ein exemplarischer Vertreter dieser [konstellationistischen] Denkweise ist *Luhmann*, der Komplikation nur als Vernetzung einzelner Faktoren vorstellen kann und Reduktion von Komplexität daher nur als Abkürzung von Verknüpfungen in den Netzwerken versteht. Daraus ergibt sich eine groteske Verkennung der sozialen Wirklichkeit, in der ein Übermaß an Komplexität überwiegend nicht durch Abkürzungsschritte nach Art einer Computerarchitektur geheilt wird, sondern durch Zusammenfließen von Bedeutungen zu einer ganzheitlich-binnendiffusen und wegen ihrer ganzheitlichen Abgehobenheit einheitlich handhabbaren Bedeutsamkeit, etwa in Gestalt von Standpunkten (christlicher, konservativer, kommunistischer, schweizerischer usw. Art), die meist durch Symbole und/oder Vorbilder stabilisiert werden, so dass die wegen der Binnendiffusion latent bleibenden Inkonsistenzen nicht zu stören brauchen. *Luhmann* sieht stattdessen immer nur Manipulationen, sogar bei der Liebe und beim Vertrauen. Damit seine Systemkonstruktionen nicht bloß wie Automaten funktionieren, sucht er ihnen eine Perspektive einzuhauchen, und dafür wählt er, statt der Programme und Probleme in der menschliches Einzel- und Gemeinschaftsleben führenden ganzheitlich-binnendiffusen Bedeutsamkeit von Situationen, einen Nimbus von Möglichkeit um die faktischen Konstellationen der Systeme herum und nennt ihn ‚Sinn’.“ (A.a.O. 83)

2) „Die moderne Naturwissenschaft beruht auf einer Konzeption des menschlichen Welt- und Selbstverständnisses, die von Demokrit an die Stelle einer älteren gesetzt und von Platon in seinem Spätwerk *Timaios* übernommen worden ist. Diese spätere Konzeption ist psychologistisch, reduktionistisch und introjektionistisch. Der *Psychologismus* besteht darin, das gesamte Erleben der Person, das sich nach der Ilias auf halbautonome Regungsherde (etwa nach Art unseres Gewissens) verteilt und für ergreifende Mächte offen ist, in einer privaten Innenwelt – zuerst ‚Seele’ genannt – abzuschließen und dort im Interesse der Selbstbemächtigung der Regie einer Zentrale über die unwillkürlichen Regungen zu unterstellen; die Stoiker nannten diese Zentralinstanz einfach ‚Führendes’ (gemonikòn), während Andere von Vernunft oder freiem Willen sprachen. Der *Reduktionismus* besteht darin, die nach Abzug aller privaten Innenwelten von der empirisch zugänglichen Welt übrig bleibende Außenwelt bis auf wenige Sorten von Merkmalen und deren hinzugedachte Träger (Atome oder Substanzen) abzuschleifen. Diese Merkmale sind so gewählt, daß sie bequem intermomentan und intersubjektiv identifiziert, quantifiziert und selektiv variiert werden können, so daß sie sich für Statistik und Experiment eignen; es handelt sich um die sogenannten primären Sinnesqualitäten wie Größe, Gestalt, Zahl, Ruhe, Bewegung, die im Aufblick an festen Körpern abgelesen werden können. Die *Introjektion* besteht darin, daß der Abfall der Abschleifung in den privaten Innenwelten abgeladen wird. Dabei ist man mit oberflächlichem Leichtsinn vorgegangen, indem man sich nur um Subjektivierung der spezifischen oder sekundären Sinnesqualitäten (der Farben, Geräusche, Gerüche usw.) gekümmert, ebenso wichtige oder wichtigere Bestandteile der normalen Lebenserfahrung aber einfach übersehen hat, insbesondere den spürbaren Leib, der zwischen der Seele und dem reduktionistisch umgedeuteten Menschenkörper gleichsam in einer Gletscherspalte verschwand, ferner Atmosphären wie das Wetter, die optisch-klimatischen Atmosphären der Jahres- und Tageszeiten und die Gefühle, sowie die mit Bedeutungen (d.h. mit Sachverhalten, Programmen und Problemen) binnendiffus, aber ganzheitlich geladenen Situationen, die in sehr vielen Gestalten vorkommen, etwa als vielsagender Eindruck, z.B. als Gefahrensitua-

tion, in der man mit einem Schlage , aber nicht einzeln Stück für Stück, bemerkt und erfaßt, was los ist […].“ (H. Schmitz 2002, 113f.)
„Dieses Vergessen der Situationen führt […] zur Ausgestaltung des psychologistisch-reduktionistisch-introjektionistischen Paradigmas durch zwei weitere Züge, den Projektionismus und den Konstellationismus. Der *Projektionismus* ist die Überzeugung, daß Bedeutungen aller Art (Sachverhalte, Programm, Probleme) auf Deutungen beruhen, die an von sich aus neutrale, bedeutungslose Daten herangetragen werden und erst nachträglich dazu führen, dass diese Daten nicht nur an sich etwas sind, sondern etwas als etwas, als Fall einer Gattung, der dadurch etwas zu sagen hat. Der *Konstellationismus* ist die Auffassung der Welt als Konstellation einzelner Faktoren, unter Vernachlässigung der binnendiffusen Ganzheit der Situationen, die introjizierend auf ein konfuses Vorstellen des Subjekts abgewälzt wird. Als Ordnungsform der einzelnen, an sich bedeutungslosen Daten oder Faktoren fungiert der etwa seit Demokrit von der griechischen Mathematik den Menschen eingeschärfte geometrische Raum, den ich als Ortsraum bezeichne; es handelt sich um ein System von relativen Orten, d.h. solchen, die sich gegenseitig durch Lage- und Abstandsbeziehungen bestimmen. Dafür hat man seit Descartes das Leitbild des Koordinatennetzes mit willkürlich angesetztem Zentrum.“ (A.a.O. 113f.)

3) „Mit den historisch-philologischen Geisteswissenschaften teilt die Phänomenologie die Verweigerung einer reduktionistischen Verschmälerung der Abstraktionsbasis im Stil der Physik. Während aber die Geisteswissenschaften kein eigenes Objektivitätsideal entwickelt haben, stellt die Phänomenologie ein solches neben das physikalische, durchaus nur als Ergänzung, keineswegs in polemischer Absicht. Die Objektivität, d.h. Stichhaltigkeit gegen Kritik, besteht für den Physiker und den ihm sich anschließenden Naturwissenschaftler anderer Art im Vormachen, in der Demonstration von Effekten, die der Kritiker zugeben muß, weil sie intermomentan und intersubjektiv identifizierbar, meßbar und einer ausgewählten Dimension der Abstraktionsbasis eindeutig zuweisbar sind. […]
Die Phänomenologie verzichtet von vorn herein auf den Anspruch, ihre Objektivität dadurch zu beweisen, daß ihre Befunde jedem Normalsinnigen vorgemacht werden, so daß er sie zugeben muß. Sie baut auf die Selbstbesinnung des Einzelnen, der sich fragt: Was muß ich gelten lassen? In dieser Fragestellung liegt die Hoffnung, sich durch den Wald oder das Gestrüpp der noch so zweckmäßigen willkürlichen Konstruktionen und der noch so lange gewachsenen traditionellen Vorurteile an das Unverfügbare herantasten zu können, an die für jemand jetzt unhintergehbaren Hypothesen. Ein Phänomen im phänomenologischen Sinn ist für jemand zu einer Zeit ein Sachverhalt, dem er dann die Anerkennung, dass es sich um eine Tatsache handelt, nicht im Ernst verweigern kann. Die Fahndung nach Phänomenen in diesem Sinn dient dem Versuch, die Abstraktionsbasis der Begriffsbildung möglichst dicht an die unwillkürliche Lebenserfahrung heranzuführen, wenn auch ohne Hoffnung, den Filter je los zu werden und die nacktem ungefilterte Lebenserfahrung in reiner Fülle unmittelbar anzufassen. Das Fahrzeug auf diesem Weg ist die phänomenologische Revision, d.h. das Bemühen, die verfügbaren Annahmen so lange durch Variation auf die Probe zu stellen, bis sich etwas herausstellt, was man gelten lassen muß. Damit ist eine Verbindlichkeit erreicht, die wenigstens im Augenblick dem besinnlichen Prüfenden die Gewißheit schafft, daß seine Behauptung Stichhaltigkeit gegen kritische Prüfung, also wissenschaftliche Objektivität, besitzt.“ (H. Schmitz 2002,. 36f.)

4) „Menschen (wie auch Tiere) leben, indem sie aus Situationen schöpfen. Diese sind unerschöpflich durch eine Bedeutsamkeit, die nicht erst in sie hineingelegt zu werden braucht; einzelne Sachverhalte, einzelne Programme, einzelne Probleme und im Gefolge davon einzelne Sachen können aus dieser diffusen, aber ganzheitlichen Bedeutsamkeit in satzförmiger Rede expliziert werden, wenigstens von Menschen, während Tiere (und auch Menschen mit dem größten Teil ihres Umgangs mit Situationen) ganze Situationen wecken, modifizieren und bewältigen, ohne aus ihnen zu explizieren. Die Bedeutsamkeit der Situationen kann von der Explikation nicht ausgeschöpft werden, aber diese hebt aus der Ganzheit einzelne Faktoren heraus, die durch intelligente Vernetzung zu Konstellationen verknüpft werden können, um die unerschöpflichen Situationen näherungsweise zu rekonstruieren und von den wesentlichen Zügen her in den Griff zu nehmen. Das ist die Grundform menschlicher Situationsbewältigung, sofern sie über das dem Menschen mit den Tieren gemeinsame Maß qualitativ hinausgeht. Daran ist nichts auszusetzen; man kann es den Menschen nicht verdenken, daß sie am Leben bleiben und sich auf ihre Weise behaupten wollen.“ (H. Schmitz 2005, 9)
„Konstellationen sind Vernetzungen einzelner Faktoren; wenn die Welt als riesige Konstellation missverstanden wird, liegt das Vorurteil zu Grunde, dass alles Mannigfaltige in lauter Einzelnes durchgegliedert ist oder wenigstens aufgelöst werden kann. Mannigfaltigkeit reduziert sich dann auf die numerische vieler Einzelner.“ (A.a.O. 11)

5) Insgesamt konstituieren folgende Kategorien den Rahmen der Analysen: Enge, Weite, Engung, Weitung, Spannung, Schwellung, Intensität, Rhythmus, privative Engung, privative Weitung, Richtung, protopathische Tendenz, epikritische Tendenz, Leibinselbildung, Leibinselschwund.

6) In zahlreichen Sprachen existiert die Unterscheidung von links und rechts nicht, wie der Ethnologe Jürg Wassermann festgestellt hat („Landscape and Memory in Papua New Guinea“ in Heidelberger Jahrbücher 47, 2003, 329-346). Was er irreführend „geozentrische“ Orientierung nennt, also die Orientierung an der Umgebung wie Berg oder Meer, basiert auf leiblichen Richtungen, während die ebenso unglückliche Benennung „egozentrische Orientierung“ die Lage relativer Orte meint.

7) Um eine Vorstellung von den unterschiedlichen Klassen der Situationen zu geben, zitiere ich folgende Passage:

> „[…] vielsagende Eindrücke, die von mir so genannten *impressiven Situationen*, […] sind solche, die in einem Augenblick ganz zum Vorschein kommen, ohne daß sich an der Binnendiffusion ihrer Bedeutsamkeit etwas ändert. Situationen, die nie in einem Augenblick ganz zum Vorschein kommen, nenne ich *segmentiert*. Segmentiert ist z.B. die persönliche Situation, die volkstümlich so genannte Persönlichkeit, einer Person, wovon Andere (nicht die Person selbst) eine (eventuell täuschende) impressive Situation, einen vielsagenden Eindruck, gewahren können. Segmentierte Situationen sind meist *zuständlich* in dem Sinn, daß ihr Verlauf nicht von Moment zu Moment, sondern erst nach längeren Fristen auf Veränderungen hin verfolgt werden kann; nicht zuständliche Situationen nenne ich *aktuell*. Es gibt aber auch impressive zuständliche und aktuelle segmentierte Situationen. Ich erwähne diese Differenzierungen, um darauf hinzuweisen, daß Situationen verschiedener Typen verschachtelt vorkommen. Eine aktuelle Situation ist z.B. jedes Gespräch. Durch die wechselseitige Einleibung, die sich im Gespräch z.B. des Blickkontaktes oder (bei Ferngesprächen) der

synästhetischen Charaktere und (z.B. rhythmischen) Bewegungssuggestionen des Stimmschalls bedient, baut sich im Gespräch eine aktuelle Situation auf, die wesentlich mit dem Fluktuieren der Dominanzrolle unter den Gesprächspartnern, wodurch die Einleibung wechselseitig wird, zu tun hat.“ (H. Schmitz 2005, 134)

8) Das Muster, das menschliche Empfinden und Handeln neurophysiologisch zu verkürzen, beherrscht die Medien. Als Beispiel sei auf den Artikel von Veronika Hackenbroch „Blind für Wut und Freude“ verwiesen in Der Spiegel Nr. 49/2003 (190-199) sowie das anschließende Interview mit dem Neurobiologen Antonio Damasio (200-206).

9) Zwei Beobachtungen sollen diese Skepsis illustrieren: Einerseits dementiert das verstärkte Insistieren junger „High Potentials“ auf der sog. Work-Life-Balance (Vgl. bereits Egon Zehnder International 2000, 42) nachdrücklich die Slogans wie z. B. „Leistung aus Leidenschaft“ (Leidenschaft woher? wofür?) und bestätigt durch das Ausweichen ins Private, dass ein gesellschaftliches Leitbild fehlt, das u. a. auch die neuerdings beklagte Mentalität der Profiteure beklagt (Stichwort „Fall Esser“), für die nur noch die Aktienoptionen nach einer eventuellen Zerschlagung des Unternehmens wirklich wichtig sind. Darüber hinaus schwindet nach Ansicht kompetenter Beobachter der starke und feste Wille, wie er bei namhaften Unternehmerpersönlichkeiten des 19. und 20. Jahrhunderts zum Ausdruck kam, nämlich die Welt nach bestimmten, aus gemeinsamen Überzeugungen (Nomos) resultierenden Ordnungsvorstellungen zu gestalten. (Vgl. aber auch „Jürgen Großmann: Ein Mann wie ein Hochofen“ in Die Zeit, Nr. 40, 34.)

Bibliographie

Delors, Jacques. (2004). **Mémoires**. Paris (Plon).

Egon Zehnder International. (Hg.).(2000). **Kompetenz, Entschlossenheit und emotionale Intelligenz**. Dokumentation einer neuen Führungskultur. München.

François, Étienne / Schulze, Hagen. (^{4}2003). Deutsche Erinnerungsorte. 3 Bde., München (Beck).

Gladwell, Malcolm. (2005). **Blink! – Die Macht des Moments**. Frankfurt a.M. (Campus).

Großheim, Michael. (Hg.). (1995). **Leib und Gefühl**. Beiträge zur Anthropologie. Berlin (Akademie).

Mattern, Friedemann. (Hg.). (2003). **Total vernetzt. Szenarien einer informatisierten Welt.** 7. Berliner Kolloquium der Gottlieb Daimler- und Karl Benz-Stiftung, Berlin / Heidelberg / New York (Springer).

Müller-Pelzer, Werner. (1999). *Die leibliche Basis der interkulturellen Situation*, Vortrag gehalten am 5. Oktober 1999 auf dem 18. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Fremdsprachenforschung an der Universität Dortmund (4.- 6.10.1999).

Ders. (2000). *La Communication ‘corporelle’: une nouvelle clé pour la compré-*

Hension interculturelle, in Gisèle Holtzer/Michael Wendt. (Hg.). **Didactique comparée des langues et études terminologiques**, (Kolloquium Fremdsprachenunterricht, herausgegeben von Gerhard Bach, Volker Raddatz, Michael Wendt und Wolfgang Zydatiß), 61-70.

Rosenberg, Gunda. (2002). **Der Körper als Verlust- und Fundsache in Krankenhaus und Pflegeheim**. Prämiierter Beitrag des Wettbewerbs der Körber-Stiftung 2002 „Bodycheck – Wie viel Körper braucht der Mensch?“ http://www.koerber-stiftung.de/ wettbewerbe/studienpreis/archiv/bodycheck/fs_beitraege.htm

Schmitz, Hermann. (1992). **Leib und Gefühl**. Materialien zu einer philosophischen Therapeutik. Paderborn (Junfermann).

Ders. (1998). **Der Leib, der Raum und die Gefühle**, Stuttgart (tertium).

Ders. (1999a). **Adolf Hitler in der Geschichte**. Bonn (Bouvier).

Ders. (1999b). **Der Spielraum der Gegenwart**. Bonn (Bouvier)

Ders. (2002). **Begriffenen Erfahrung. Beiträge zur antireduktionistischen Phänomenologie** (mit Beiträgen von Gabriele Marx und Andrea Moldzio), Rostock (Ingo Koch).

Ders. (2005). **Situationen und Konstellationen. Wider die Ideologie der totalen Vernetzung**. Freiburg / München (Karl Alber).

Schmitz, Hermann / Sohst, Wolfgang. (2005). **Hermann Schmitz im Dialog**. Neun neugierige und kritische Fragen an die Neue Phänomenologie. Berlin (Xenomos).

Sennett, Richard. (1998). Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin (Berlin).

Ders. (2005). *Die Angst, überflüssig zu sein*, in Die Zeit, 19.05.2005, Nr. 21, 50.

Siedentop, Larry. (2002). **Demokratie in Europa**. Stuttgart (Klett-Cotta).

Ström, Pär. (2005). **Die Überwachungsmafia. Das gute Geschäft mit unseren Daten**, München / Wien (Hanser).

Vobruga, Georg. (2000). *Die Erweiterungskrise der Europäischen Union*, in Leviathan 4/2000, 477-496.

Correspondance Details

Dr. Werner Müller-Pelzer
Fachbereich Wirtschaft
Fachhochschule Dortmund
Emil-Figge-Straße 44
D- 44227 Dortmund

Modellierung am Beispiel des Gefangenendilemmas angewandt auf den Energiemarkt in Deutschland

Frithjof Pils[3], Birgitta Wolf[4]

Abstract

This article illustrates explicit modelling as a method for theory and practice by applying the prisoner's dilemma in an empirical case study to the pricing policies of players in the German energy market. Illuminating firms' incentives to cartelise as well as the mechanism of anti-trust legislation, the article points out that the strategic problem of the prisoner's dilemma has - apparently for a long time - not been a problem for the players in the German energy market. The article emphasizes that models and model-based thinking facilitate navigation, understanding and decision-making in a world of information overload and problem complexity.

1. Einleitung

Menschliches Denken bedient sich seit je her Modellen als Orientierungs-, Verständnis- und Entscheidungshilfe in einer Welt individuellen Geist überwältigender Information. Der Großteil dieser Modellierungen ist impliziter Natur und in seiner Anwendung weitestgehend nicht nachvollziehbar. Demgegenüber qualifiziert sich als Forschungsmethode für die Wissenschaft explizite Modellierung. Dieser Beitrag illustriert und erläutert die Anwendung expliziter Modellierung als Methode für Theorie und

[3] Biographical Note:
Pils, Frithjof, M.A., geboren 1977; Studium der Betriebswirtschaftslehre in Dortmund, Dundee und Bremen; Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl fuer BWL, insbes. Internationales Management an der Otto-von-Guericke-Universtität Magdeburg 2003-2004; seit 2005 Ph.D.-Fellow an der International University Bremen.

[4] Biographical Note:
Wolff, Birgitta, Prof. Dr. oec. publ., geboren 1965; Banklehre; Studium der Wirtschaftswissenschaft in Witten/Herdecke, München und Cambridge (MA); Gastprofessur an der School of Foreign Service der Georgetown University in Washington 1999-2000; seit 2000 Lehrstuhl für BWL, insbes. Internationales Management an der Otto-von-Guericke-Universtität Magdeburg; Sabbatical an der Stanford Graduate School of Management 2002. Weitere Rufe an die Universitäten Wien, Münster und International University Bremen. Veröffentlichungen u.a.: Organisation durch Verträge (1995), Anreizkompatible Reorganisation von Unternehmen (1999), Einführung in die Personalökonomik (gemeinsam mit Edward P. Lazear; 2001) und Personalökonomik – Fortgeschrittene Anwendungen für das Management (gemeinsam mit Uschi Backes-Gellner und Edward P. Lazear, 2001).

Praxis am einfachen Beispiel des Gefangenendilemmas, in einer empirischen Fallstudie angewandt auf den Energiemarkt in Deutschland.

Modelle lassen sich mit Robinson/Eatwell (1974, S. 93) als Landkarten interpretieren (Wolff, 2003, S. 585ff.). Landkarten zeichnen sich durch folgende Charakteristika aus. Sie sind, analog zu Modellen, aus gutem Grunde

- unrealistisch,
- abstrakt und
- problembezogen.

Eine Weltkarte, beispielsweise, entspricht nicht der Welt in ihrer Lebensechtheit. Insofern ist sie unrealistisch. Sie ist zudem abstrakt, da sie auf gewisse Einzelheiten in der Abbildung verzichtet. Und letztlich ist eine Weltkarte in einer bestimmten Weise bezogen auf eine besondere Art von Aufgabenstellung bzw. Problem. Sie dient beispielsweise der Veranschaulichung der Lage der fünf Kontinente zu einander, der Veranschaulichung der Größenverhältnisse der fünf Kontinente im Maßstab oder auch Beidem zugleich. So löst eine Weltkarte ganz andere Probleme als beispielsweise eine Seekarte oder eine Radwanderkarte. Der Zuschnitt einer Karte auf ein spezifisches Problem erfolgt dabei im Kern über die Auswahl jener Einzelheiten eines Sachverhaltes, auf die verzichtet werden kann, bzw. die Auswahl jener Elemente, auf die zur Erfüllung der Aufgabenstellung nicht verzichtet werden kann. Wer eine Landkarte zeichnet, muss also wissen, welche Aspekte der Realität im Hinblick auf die gerade zu lösende Fragestellung relevant sind. Exakt diese drei Eigenschaften im Zusammenspiel machen den Wert von Modellen aus. In Kombination ermöglichen sie die Entwicklung und Nutzung aufgabenspezifisch benötigter Problemlösungskompetenz. Wie die Landkarte ist ein Modell sachdienlich, sofern man ein passendes Problem dazu hat. Und wie Landkarten sind Modelle notwendigerweise unrealistisch und abstrakt. Sie bilden einen Ausschnitt komplexer Realität vereinfacht ab[1], und erlauben so, die Gedanken über letztere zu strukturieren.[2] Allein in dieser Weise können sie das tun, was sie sollen: ein genau spezifiziertes Problem lösen – nicht eine universell valide Generalerklärung für alle Probleme dieser Welt bieten.

Modellierung ist in seiner Anwendung originär verknüpft mit Analyse. Wer modellieren will, muss auch ständig analysieren. Analyse entspricht, per definitionem, der systematischen Untersuchung eines Sachverhalts, Phänomens und/oder Problems (im folgenden „Problem“) hinsichtlich aller einzelnen Komponenten oder Faktoren, die es bestimmen. Mit anderen Worten, Analyse untersucht mittels Zerlegen, Zergliedern, Auflösen und stellt dabei Einzelheiten bzw. Elemente heraus. Auf diese Weise schafft Analyse die Basis, ein spezifisches Problem seiner Lösung näher zu bringen und stellt so eine notwendige Voraussetzung für Modellierung dar. Aufbauend auf der Analyse entsprechen spezifische Modelle dann spezifischen Blickwinkeln auf Probleme indem sie eine spezifische Auswahl von Einzelheiten und deren Zusammenhänge unter Auslassung anderer näher fokussieren. So lässt sich vermuten, dass bereits existierende Modelle problemspezifischen Analyse- und damit Problemlösungsvorschlägen entsprechen. Demgegenüber entspricht Modellierung der Entwicklung neuartiger Blickwinkel auf Probleme und damit alternativen Problemlösungsansätzen. Modellierung gleicht insofern dem Zeichnen neuer Landkarten. Der Analyst muss angesichts eines Problems beurteilen können, welches Modell am (relativ) besten weiterhelfen kann. Er muss wissen, bereits vorhandene „Landkarten“ zu nutzen, wenn er direkt losmarschieren will. Liegen für ein spezifisches Problem aller-

dings noch keine passenden Modelle vor, gilt es also, bislang unbekanntes Terrain zu betreten, so erfordert die Problemlösung u.U. zunächst die Entwicklung eines neuen Modells bzw. das Zeichnen einer eigenen Landkarte, bevor der Marsch beginnen kann.

2. Datenerhebung und Datenaufbereitung

Modellierung kann analytisch - d.h. vor allem formal-mathematisch -, verbal und graphisch erfolgen.[3] Methodisch charakteristisch ist das anfänglich induktive Vorgehen. Über die abbildende Beschreibung eines spezifischen Problems, d.h. seine Isolation aus einer komplexeren Umwelt, fokussiert der Modellierer das Spezielle, das Besondere. Modelliert wird zunächst ein Einzelfall. Ein Ausgangsmodell kann erst in Folgestudien über eine vergleichende Anwendung auf weitere Einzelfälle zunehmende Konkretisierung in Form von Anpassung sowie Bestätigung hinsichtlich eventueller Verallgemeinerbarkeit erfahren. Resultiert ein generisches Modell mit einem gewissen Grade an Allgemeingültigkeit, so lässt sich deduktive Forschung anschließen. Das heißt, „allgemeinere“ Modelle können eine Reihe verschiedener, spezifischer Einzelfallanalysen inhaltlich bedienen und voranbringen. Modellierung als Methode bewegt sich insofern in seiner Anwendung hin und her zwischen induktiver und deduktiver Vorgehensweise. Dieses wird auch anhand der exemplarischen Modellanwendung in diesem Beitrag deutlich.

Als Ausgangspunkt erfordert die Anwendung von Modellierung Neugierde verbunden mit Ideengenerierung zur Befriedigung dieser Neugierde (Ruth/Hannon, 1997, S. 1ff.; Varian, 1997, S. 1ff.). Die Neugierde entspricht dem Wunsch nach Erklärung eines wahrgenommenen, spezifischen Problems. Die Ideengenerierung entspricht intuitiven Ansätzen der Beschreibung (und Erklärung) des Problems. Diese zu präzisierende Beschreibung eröffnet die Phase der Datenerhebung für die Modellierung und bildet die Grundlage für Folgeschritte. Läuft die Fokussierung eines spezifischen Problems vielleicht zunächst noch intuitiv ab, so profitiert Modellierung in der Folge von Trennschärfe in der Beschreibung des Problems. Bilder des Problems sowie Ideen zu Beschreibung und Erklärung konstituierender Kausalitäten müssen systematisch und vor allem widerspruchsfrei sortiert und expliziert werden. So fußt Modellbildung wesentlich auf der Endogenisierung und Exogenisierung von für das betrachtete Problem mehr oder minder relevanten Elementen und/oder Variablen, der präzisen Explikation von Annahmen über Eigenschaften dieser Elemente und/oder Variablen sowie Ursache-Wirkung Zusammenhängen zwischen ihnen.[4]

In der Ökonomik beispielsweise profitieren modell-gestützte Studien in charakteristischer Weise vor allem von Explizität und Plausibilität der Beschreibung von involvierten Akteuren, individuellen Zielen sowie Handlungsoptionen der involvierten Akteure (Scott-Morton, 2003, S. 34; Varian, 1997, S. 4ff.). Modellierung spezifiziert der Analyse zugrundeliegende Annahmen, z.B. über das Verhalten der Akteure a priori und erfüllt somit das in der Wissenschaft so zentrale Kriterium der Transparenz von Argumentationen.

Die Beschreibung eines spezifischen (hier ökonomischen) Problems als Teilaufgabe von Modellierung illustrieren wir im folgenden exemplarisch. Dies geschieht bewusst vollkommen „untechnisch“, d.h. ohne Mathematik oder aufwendige Datensätze, um die intuitive Logik ökonomischen Modellierens deutlich werden zu lassen. Als konkre-

tes Beispiel dient uns das Gefangenendilemma, ein für die Ökonomik besonders zentrales spieltheoretisches Modell.[5]

Das Gefangenendilemma, genauer die ihm zugrunde liegende Interaktionsstruktur, ist ein Basis-Modell der Spieltheorie, das als Grundlage für die Modellierung vieler sozialer Konfliktsituationen dient.[6] In seiner Originalversion beschreibt das Gefangenendilemma eine Situation, in der zwei Gefangene, die gemeinschaftlich eine schwere Straftat begangen haben, einzeln vom Staatsanwalt befragt werden (Spieler 1 und 2). In diesem Verhör können sie die ihnen zu Last gelegte Straftat entweder gestehen oder leugnen. Mit anderen Worten, die Strategiemenge der Spieler ist definiert als $\sum_i := \{G, L\}$, wobei G die Strategie „Gestehen" und L die Strategie „Leugnen" bezeichnet. Da keine Zeugen die Tat beobachtet haben, kann allein das Geständnis zumindest eines Täters zur Verurteilung beider Täter führen. Gesteht nur ein Täter, so erlangt dieser über die Kronzeugenregelung Straffreiheit, während der zweite Täter für 10 Jahre ins Gefängnis muss. Gestehen beide Gefangene, so erhalten sie aufgrund mildernder Umstände jeweils 8 Jahre Gefängnisstrafe. Leugnen allerdings beide Täter, so werden sie wegen einer kleinen nachweisbaren Straftat zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. Beide Gefangene sind nun einzeln in getrennten Zellen untergebracht und haben somit keine Möglichkeit miteinander zu kommunizieren bzw. ihre intendierte Strategie-Wahl vor der Bekanntgabe ihrer Entscheidung abzustimmen. Außerdem haben sie keine Möglichkeit, einen wirklich durchsetzbaren Vertrag über eventuelle Absprachen zu schließen (Milgrom/Roberts, 1992, S. 138). Vor dem Hintergrund dieser Problembeschreibung und die zu erwartenden Auszahlungen für die Spieler in (negativen) Gefängnisjahren messend lässt sich die folgende Auszahlungstabelle skizzieren (Abbildung 1).[7]

		Spieler 2	
		G	L
Spieler 1	G	**-8** **-8**	**-10** **0**
	L	**0** **-10**	**-1** **-1**

Abbildung 1: Auszahlungstabelle I

3. Datenanalyse und Dateninterpretation

An diese Beschreibung des fokussierten Problems (Abschnitt 2) lässt sich nun die Analyse und Interpretation der gegebenen bzw. verarbeiteten Informationen anschließen. Es ist unmittelbar ersichtlich, dass es in der gegebenen Situation für die Spieler in der Summe am besten wäre, wenn beide die Strategie „Leugnen“ wählten, d.h. kooperierten. (L, L)-Verhalten ist kollektiv-effizient, da (L, L) die Gesamtauszahlung für die Spieler maximiert. Diese Situation ist jedoch insofern instabil, als dass beide Spieler einen situativen Anreiz haben abzuweichen, d.h. zu defektieren, da die Kronzeugenregelung die Strategie „Gestehen“ mit einseitiger Besserstellung positiv sanktioniert. Wenn nun beide Spieler dieses Kalkül des jeweiligen Gegenspielers antizipieren, so werden letztendlich beide gestehen und damit die kollektiv geringste Auszahlungskombination auslösen (Berninghaus/Ehrhardt/Güth, 2002, S. 15). Das Gefangenendilemma modelliert also eine Situation, in der die beteiligten Akteure ihren Anreizen folgen, d.h. annahmegemäß als individuell rationale Nutzenmaximierer auftreten, und deshalb die in dieser Situation möglichen Kooperationsgewinne verfehlen (Homann/Suchanek, 2000, S. 36).

Die Struktur des hier geschilderten Entscheidungsproblems entspricht einem strategischen Dilemma, das keineswegs nur der Originalversion des Spieles zugrunde liegt. Eine Vielzahl von Situationen bzw. Spielen ist denkbar, in denen sich vergleichbare strategische Entscheidungsprobleme ergeben.[8] Deshalb ist es für viele Entscheidungsprobleme hilfreich diesen Typ strategischer Dilemmata analytisch zu verstehen. Dies gilt auch für Fragen der Kartellbildung. Sowohl aus der Sicht von Unternehmen als auch aus der Sicht gesetzgebender Politiker hilft das Gefangenendilemma, Kartellverhalten zu verstehen bzw. zu kontrollieren. Wir machen den thematischen Kontext kurz deutlich.

Kartelle entsprechen Zusammenschlüssen rechtlich eigenständiger Unternehmen mit dem Ziele der Kooperation auf Produkt-Märkten zum wechselseitigen Vorteil. Kartelle werden gebildet, da sie die Marktmacht von Unternehmen verbessern können. Die praktische Umsetzung derartiger Zusammenarbeit ist denkbar in Form von Preis- und Mengenabsprachen sowie in Form einer Vielzahl anderer Verständigungen, wie beispielsweise der Ablehnung spezifischer technologischer Innovationen, die dem Gewinnstreben der partizipierenden Unternehmen entgegenstehen. Diese Absprachen erfolgen in der Regel unter Geheimhaltung. Da sie aus Sicht der Konsumenten als betrügerisch einzustufen und gesellschaftlich unerwünscht sind, werden sie von Regierungen marktwirtschaftlicher Systeme über kartellrechtliche Gesetzgebung bei bekannt werden meist negativ sanktioniert. Aus der Sicht nach Gewinn strebender Unternehmen stellt sich Kartellbildung aufgrund in Aussicht stehender, überdurchschnittlicher Gewinne als wünschenswert dar. Demgegenüber erscheint Kartellbildung aus Sicht von nach Wiederwahl strebenden Regierungen weniger nützlich. Denn Konsumenten, die durch überhöhte Produktpreise ausgebeutet werden, werden sich eher eine andere Regierung wünschen. Es stellt sich für die Unternehmen und die Regierung die Frage, ob und inwiefern sich ihre spezifischen Zielvorstellungen durchsetzen lassen. Während Unternehmen wissen müssen, unter welchen Bedingungen sich Kartellbildung für sie lohnt, so müssen Regierungen sich des Kalküls der Unternehmen bewusst sein, um Gegenmaßnahmen einleiten zu können.

Zur modell-theoretischen Analyse eines derartigen Spieles mit konfligierenden Interessen können wir das in Sektion 2 abgebildete Gefangendilemma anwenden. Dies

erlaubt uns, a) die Anreize der Unternehmen zur Kartellbildung und b) den Mechanismus kartell-rechtlicher Gesetzgebung zu verstehen.

Der Einfachheit halber betrachten wir ein Spiel mit nur zwei Unternehmen A und B, die in *t=0* den Weg des Wettbewerbs oder der Kooperation (Kartellbildung) einschlagen können. Mit anderen Worten, die Strategiemenge der Unternehmen (Spieler) ist definiert als $\sum_i := \{W, K\}$, wobei W die Strategie „Wettbewerb“ und K die Strategie „Kooperation/ Kartellbildung“ bezeichnet. Zudem gehen wir erneut davon aus, dass die Unternehmen es nicht schaffen, ihr zukünftiges, interdependentes Verhalten in der Interaktion mit dem jeweils anderen Unternehmen ex ante glaubhaft zu kontrahieren, d.h. Ausbeutung a priori auszuschließen. Der Grund dafür ist evident: Wenn Kartellbildung illegal ist, so können die partizipierenden Unternehmen kaum einen gerichtlich durchsetzbaren Vertrag abschließen, der sie für die Zeit nach der Kartellbildung absichert. Dieser Tatbestand entspricht exakt der Situation der beiden Gefangenen in der Originalversion des Gefangenendilemmas, die ebenfalls keine Möglichkeit haben, sich gegen ein potentielles Schummeln des anderen Spielers vertraglich abzusichern. Es ergibt sich für *t=0* die (hypothetische) Auszahlungstabelle in Abbildung 2.

		Unternehmen B	
		Wettbewerb	Kartell
Unternehmen A	Wettbewerb	**4** / **4**	**0** / **10**
	Kartell	**10** / **0**	**8** / **8**

Abbildung 2: Auszahlungstabelle II

Da Kartellbildung in dem anvisierten Produktmarkt überdurchschnittliche Profite verspricht, stellt sich (K, K)-Verhalten, also Kooperation bzw. Kartellbildung, als gute Wahl für beide Unternehmen dar und entspricht gleichzeitig der kollektiv-effizienten Strategiekombination, denn der Gesamtgewinn beider Unternehmen beträgt dann 16 – mehr als in jedem anderen Fall. Die Unternehmen haben demnach einen starken Anreiz, ein Kartell zu bilden, und den Kunden des Produktmarktes überhöhte Preise abzuverlangen. Beidseitige Kooperation stellt unter den gegebenen Umständen jedoch lediglich ein instabiles Gleichgewicht dar. Denn treten die Unternehmen als ra-

tionale Nutzenmaximierer auf, so haben sie einen noch stärkeren Anreiz, das Kartell zunächst zu bilden und es anschließend gleich wieder zu brechen. Denn über eine derartige Abweichung und damit Ausbeutung des kooperierenden Unternehmens lässt sich eine individuelle Besserstellung erreichen, da sich die Auszahlung von 8 auf 10 erhöht. Antizipieren jedoch beide Unternehmen ein solches Verhalten des Gegenübers, so werden sie von vornherein einer Kooperation nicht zustimmen. Mit anderen Worten, es liegt in dieser Situation das gleiche strategisches Problem vor, das dem Gefangenendilemma zugrunde liegt und das das Erschließen möglicher Kooperationsgewinne (hier über Kartellbildung) unmöglich macht. Dementsprechend hilft also die situative Existenz der Gefangendilemma-Struktur der am Wettbewerb interessierten Regierung, eine Kartellbildung zu vermeiden.

Nun werden sich die Unternehmen aber nicht notwendigerweise mit dieser anfänglichen Situation zufrieden geben. Wohl wissend, dass das Vorliegen des Gefangenendilemmas sie an der Realisierung der Kooperationsgewinne hindert, werden sie danach streben, die Situation anders zu strukturieren. Zur Umsetzung dieses Zieles müssen die Unternehmen die Auszahlungen so verändern, dass nachvertragliche Abweichung von der Kooperationsvereinbarung weniger attraktiv wird als deren Einhaltung (siehe Abbildung 3). Dieses kann aufgrund der Illegalität des ganzen Unterfangens jedoch nur durch die endogene Durchsetzung der (gesellschaftlich unerwünschten) Kooperation geschehen, bspw. in Form von internen Anreiz- und Sanktionsmechanismen, die ein einseitiges Brechen der Kooperation unattraktiv machen.[9] Gelingt ein solcher Mechanismus, so entspricht in der neuen Situation die beidseitige Strategiewahl „Kooperation“ einem stabilen Gleichgewicht und ermöglicht die Realisierung der Kooperationsgewinne aus der Kartellbildung. Nun ist auch individuell keine Alternative mehr profitabler als die Kartellbildung. „Kartellbildung“ ist nun ein stabiles Gleichgewicht.

		Unternehmen B	
		Wettbewerb	Kartell
Unternehmen A	Wettbewerb	**4** / **4**	**0** / **6**
	Kartell	**6** / **0**	**8** / **8**

Abbildung 3: Auszahlungstabelle III

Das Gefangenendilemma ist aufgelöst, die Unternehmen erreichen ihr Profitmaximierungsziel. Allerdings wird sich nun die Regierung nicht notwendigerweise mit dieser neuen Situation zufrieden geben. Aufbauend auf obigen Überlegungen kann die Regierung erneut ein Gefangenendilemma implementieren, um den konsumentenfreundlichen Wettbewerb zu wahren. Die Aktivierung dieses Mechanismus erfolgt dabei erneut über eine „Manipulation“ der Auszahlungen mit dem feinen Unterschied, dass in diesem Fall nicht die Unternehmen, sondern die Regierung „an den Auszahlungshähnen dreht“. Die Situation muss so verändert werden, dass nicht die beidseitige Strategiewahl „Kooperation“, sondern jene des „Wettbewerbs“ zu einem stabilen Gleichgewicht wird (siehe Abbildung 4). Die Regierung muss die Kooperation relativ unattraktiv machen, d.h. mit dieser Strategiewahl verbundene Auszahlungen unter das Niveau der Alternativen senken. Dieses lässt sich z.B. durch kartellrechtliche Gesetzgebung inklusive finanzieller Bestrafung von Gesetzesbrechern umsetzen. Im konkreten Beispiel könnte die Androhung hoher Geldstrafen für Kartellvergehen die Auszahlung für eine Kartellbildung von 8 auf 3 verringern und letztere somit verhindern.

		Unternehmen B	
		Wettbewerb	Kartell
Unternehmen A	Wettbewerb	**4** **4**	**0** **6**
	Kartell	**6** **0**	**3** **3**

Abbildung 4: Auszahlungstabelle IV

Diese Überlegungen zum strategischen Problem des Gefangenendilemmas erklären also aus Sicht von Unternehmen positive und negative Anreize zur Kartellbildung sowie aus Sicht von Regierungen den hinter kartellrechtlichen Gesetzen stehenden Mechanismus. Dementsprechend birgt eine solche Analyse ein erhebliches Maß an Erkenntnisfortschritt und Implikationen für Entscheidungsträger bzw. Spieler - so auch für jene des deutschen Energiemarkts, wie wir im folgenden per Fallstudie empirisch zeigen.

4. Anwendungsbeispiel: Energiemarkt Deutschland

Mindestens seit Juli 2004 wird in Deutschland eine heftige Debatte um die Strompreise geführt. Auslöser sind die Ankündigen der vier großen Versorger EON (o.V., 2004e), RWE (o.V., 2004b), Vattenfall (o.V., 2004d) und EnBW (Preuschat, 2004a), die Preise für Energie weiter zu erhöhen. Die Energieversorger rechtfertigen diesen Schritt mit erhöhten Beschaffungskosten, vor allem dem hohen Ölpreis, sowie mit aus der Ökosteuer erwachsenden Abgabenlasten (o.V. 2004f.). Dagegen vermuten Verbraucherschützer, Industrieverbände sowie mache Politiker, dass die Preiserhöhungen der Energieversorger offenbar in Erwartung der Umsetzung der Reform des Energiewirtschaftsgesetzes (EnWG) zwischen 2005 und 2007, d.h. aus Angst vor unmittelbar bevorstehender Preisregulierung, erfolgen (o.V., 2004b; o.V., 2004f.). Im Einklang mit den einschlägigen Richtlinien der Europäischen Union zielt das geplante Gesetz darauf ab, mehr Wettbewerb am Strom- und Gasmarkt zu schaffen, so zu sinkenden Netzdurchleitungspreisen und damit Strompreisen zu führen und letztlich Verbraucherschutz sicherzustellen. Der Gesetzesentwurf sieht vor (o.V., 2004a), die gut 1700 Strom- und Gasnetzbetreiber in Deutschland der (staatlichen) Aufsicht einer „neuen“ Bundesregulierungsbehörde für Elektrizität, Gas, Telekommunikation und Post zu unterstellen. Unter anderem müssen sich dann Netzbetreiber, die überdurchschnittliche Preise für die Strom- und Gasdurchleitung verlangen, bei der Regulierungsbehörde dafür rechtfertigen. Neben derartigen ex post Preiskontrollen bei der Durchleitung von Strom und Gas[10] sollen die Versorgungsunternehmen zudem beispielsweise verpflichtet werden, in Rechnungen den Anteil der einzelnen Energiequellen, d.h. den Energiemix aus Kernkraft, Kohle, Erdgas und erneuerbaren Energien, auszuweisen (o.V., 2004a). Sieht man sich die aktuelle Struktur des deutschen Energiemarkts an, so fällt auf, dass dieser sechs Jahre nach seiner „Liberalisierung“ weit vom vollkommenen Wettbewerb entfernt zu sein scheint. Nachdem kurz nach Marktöffnung rund 100 neue, innovative Stromversorger ohne eigene Netze den alten Monopolisten den Absatz streitig machten und so für eine signifikante Senkung des Strompreises sorgten, so existieren heute lediglich noch sechs von ihnen (BNE - Bundesverband Neuer Energieanbieter, 2004). Jene, die überlebten, wurden von den vier großen Energiekonzernen EON, RWE, Vattenfall und EnBW durch Fusion oder Übernahme nach und nach integriert. Hierbei spielen die von diesen „ehemaligen Gebietsversorgern“ verlangten Netznutzungsentgelte für die Durchleitung von Strom eine zentrale Rolle. Das Fazit: Heute beherrschen diese vier Konzerne den deutschen Energiemarkt. Vielfach wird das Wirken dieser Konzerne dabei als kartellähnlich eingestuft, so beispielsweise vom Bundesverband mittelständische Wirtschaft (BVMV). Die vier großen Energieversorger hätten sich mit dem Segen der Politik zusammengeschlossen, den Markt unter sich aufgeteilt und „zockten“ die Kunden jetzt ab (o.V., 2004g). De facto kontrollieren alleine die beiden Konzerne EON und RWE zwei Drittel des Marktes (Monsees, 2004). Es liegt also nicht nur eine oligopolistische, sondern nahezu eine duopolistische Marktstruktur vor. Die Liberalisierung des Marktes scheint in weiter Ferne.

Im folgenden zeichnen wir nun die Entwicklung im Energiemarkt in Deutschland zwischen August und September 2004 mit Hilfe des Gefangenendilemmas nach. Dabei konzentrieren wir uns auf das Verhalten der beiden zentralen Akteure EON und RWE und die ihm zugrundeliegenden Entscheidungskalküle.

Nachdem Ende August/Anfang September 2004 alle vier großen Versorger noch unisono Preiserhöhungen ab 2005 ankündigen, so schert nach beträchtlicher Kritik,

vor allem aus dem Wirtschaftsministerium, die Nummer eins im Sektor, EON, Mitte September plötzlich aus dieser Phalanx aus. EON-Chef Wulf H. Bernotat schlägt den anderen Versorgern über die Medien ein Einfrieren der Preise bzw. vorläufigen Verzicht auf Preiserhöhungen vor (o.V., 2004i). Offiziell bestätigt wird dieser Vorschlag vom Konzern allerdings nicht – dieses käme im Prinzip ja auch einer Preisabsprache gleich und wäre kartellrechtlich illegal. Dementsprechend nehmen die anderen drei nicht inhaltlich Stellung. RWE allerdings äußert sich dahingehend, dass die Anträge für Strompreiserhöhungen zwar noch nicht gestellt seien, dass an dem Plan der Preiserhöhung aber festgehalten werde (Preuschat, 2004b). Wie können wir nun die Beweggründe für das Verhalten der Akteure, insbesondere jenes von EON, systematisch erklären bzw. unter Zuhilfenahme des Modells des Gefangenendilemma besser verstehen?

Zunächst einmal kann gesagt werden, dass die beiden Spieler EON und RWE vor dem Hintergrund der gegebenen Marktcharakteristika Anreize haben, den Energiemarkt über Preisabsprachen abzuschöpfen. Derartiges Vorgehen entspräche einer Kartellbildung, und jegliche Versuche in diese Richtung wären demnach geheim zu halten. Was passiert nun Ende August/Anfang September auf dem deutschen Energiemarkt? Ende August kündigt öffentlich als erster der vier großen Versorger zunächst RWE Preiserhöhungen an. Kurz darauf ziehen die anderen großen Versorger mit vergleichbaren Ankündigungen nach, darunter EON. Während über direkte Absprachen zwischen den Versorgern nur spekuliert werden kann, so erfolgt hier doch augenscheinlich eine Art indirekte Abstimmung über die Medien. Über eine kollektive Preiserhöhung können sich beide (genauer alle vier) Spieler besser stellen, d.h. höhere Gewinne sichern, als bei derzeitigen Preisen. Offensichtlich entspricht diese Situation, d.h. beidseitige (bzw. allseitige) Strategiewahl „Preise erhöhen“, seit langem (die Strompreise steigen seit Jahren) einem stabilen Gleichgewicht. Das strategische Problem des Gefangenendilemmas ist im deutschen Energiemarkt also scheinbar lange Zeit kein Problem für die Unternehmen gewesen. Mitte September scheint sich das Blatt zu wenden. Denn warum sollte EON ansonsten zunächst kooperieren und anschließend gleich wieder defektieren? Offensichtlich wird die Situation aus zu findenden Gründen plötzlich zu einem instabilen Gleichgewicht. Denn wir wissen, dass EON Mitte September 2004 den inoffiziellen Vorschlag verbreitet, die angedachten Preiserhöhungen auszusetzen. EON scheint also zu defektieren. Das heißt, es müssen für EON zu diesem Zeitpunkt Anreize bestehen, von Kooperation, d.h. Wahl der Strategie “Preiserhöhung“, abzuweichen. Anders ausgedrückt: Die erwartete Auszahlung nach Strategiewahl „Preis nicht erhöhen“ ist für EON situativ höher als jene nach Strategiewahl „Preis erhöhen“. Gründe für die relative Vorteilhaftigkeit von „Preis nicht erhöhen“ könnten die massive öffentliche Kritik von allen Seiten sein, die Abhängigkeit von einer potentiell verärgerten Bundesregierung[11], oder auch anderweitige Begünstigungen, wie beispielsweise die Beschleunigung von Genehmigungsverfahren für den Bau neuer Kraftwerke durch die Bundesregierung (o.V., 2004h) im Gegenzug für das Entgegenkommen EONs. Der Grund könnte aber auch ganz einfach ein profitorientierter sein: Über niedrigere Preise und dementsprechend evtl. höhere Absatzmengen ließen sich für einen gewissen Zeitraum überdurchschnittliche Gewinne einfahren. Wir sehen zudem an dieser Stelle, dass eine Ankündigung über die Medien nicht unbedingt als glaubhafte Bindung eines Akteurs verstanden werden kann. Was sind die Folgen? EON und RWE (wie auch die anderen Versorger) dürfen ihre Preissetzungen nicht offiziell abstimmen. Selbst wenn sie in geheimen Verhandlungen Gleichschritt vereinbarten, so könnten sie sich nicht sicher sein, dass der Gegenpart am Tage X nicht eventuell doch defektiert. Die Vereinba-

rung lässt sich vor einem monopolfeindlichen Gesetz schlicht und einfach nicht durchsetzen. Wenn wir des weiteren annehmen, dass zumindest die Anreize „öffentlicher Druck“ und „Erhöhung der Absatzmenge“ neben EON auch für RWE Gültigkeit haben und diese die mit der Strategie „Preise nicht erhöhen“ verbundenen Auszahlungen attraktiver machen als jene der Kooperation, so stellt sich situativ das klassische Problem des Gefangenendilemmas ein. Unter Annahme der Rationalität, d.h. hier vor allem beidseitiger Antizipation der potentiellen Ausbeutung durch den jeweiligen Gegenpart, sagt das Modell in dieser Situation beidseitige Wahl der Strategie „Preise nicht erhöhen“ voraus. Da sowohl EON als auch RWE ihr Verhalten a priori dem Gegenüber nicht glaubhaft zusichern können, entgehen ihnen die Kooperationsgewinne aus der ursprünglich angedachten, kollektiven Preiserhöhung. Dieses käme der Bundesregierung natürlich entgegen. Bekommt diese doch ebenso Druck von allen Seiten, bspw. von Verbraucherschutzverbänden oder auch vom Bundesverband der Deutschen Industrie (BDI), der von ihr fordert, sich für eine dauerhaft sichere Energieversorgung zu wettbewerbsfähigen, d.h. niedrigeren, Preisen einzusetzen (o.V., 2004c).

5. Möglichkeiten und Grenzen der Methode

Wie auch diese Beispielanwendung zeigt, hat Modellierung als Methode im allgemeinen den Vorteil, dass sie Phänomene, Sachverhalte und Probleme von komplexer Systematik und Struktur zu entwirren hilft und somit in einem ersten Schritt fokussierter Analyse und in einem zweiten Schritt Problemlösung zugänglich macht. Idealer Weise isoliert ein Modell dabei die Essenz eines Problems. Es gilt: Je einfacher das Modell zur Herausstellung dieser Essenz, desto höher ist sein Nutzen. Modelle, nicht nur die Ökonomischen, profitieren also vom effizienten Einsatz von Daten bzw. Informationen. Modellierung ermöglicht des weiteren Wissenschaft und Praxis die Manipulation von Phänomenen, Sachverhalten und/oder Problemen sowie das Studium bedingter Resultate.
In diesem Beitrag bietet das Gefangenendilemma ein Beispiel dafür, wie mit einem einfachen Modell bestimmte Typen von Interaktionsproblemen gelöst werden können. Den Erkenntniszuwachs haben nicht nur Unternehmen, sondern auch andere Akteure wie Politiker und Konsumenten. Wie wir gezeigt haben, hilft modelltheoretisch fundiertes Denken nicht nur konkrete Einzelfälle zu lösen, sondern kann als Denkgewohnheit tatsächlich zu umfassendem Orientierungsvermögen verhelfen. Dies ist letztlich das Ziel von scheinbar abstrakter akademischer Bildung.

Modellierung ist kaum als Methode an sich limitiert. Es ist vielmehr die begrenzte kognitive Kapazität des menschlichen Anwenders, die der Nutzung von komplexeren Modellen Grenzen aufzuerlegen scheint. Aus diesem Grunde übernehmen vielfach Computer die Rechenleistungen, die nötig werden, wenn die Anzahl von in Modellen zu berücksichtigenden Elementen bzw. Variablen zunehmen soll. (Computer) Simulation, beispielsweise, zielt in diese Richtung. Simulation leistet so einen großen Beitrag hinsichtlich der Extraktion von Erkenntnissen aus der Manipulation komplizierter Modelle, d.h. aus dem vermehrten Stellen von „Was wäre wenn...?“-Fragen.

Formale Modelle sind letztlich nichts anderes als ein durch die mathematische Methode zwangsläufig logisches Konstrukt von „Wenn - dann“ Aussagen. Damit dienen sie nicht nur der deskriptiven (beschreibenden), sondern auch der normativen (gestaltenden) Analyse – in diesem Sinne sind sie echtes Orientierungswissen.

Anmerkungen

1. Komplexität sei hier definiert als Situationen konstituierende Zusammenspiele einer Vielzahl interdependenter und sich im Wert ständig verändernder Variablen.
2. Das Verständnis von „Modell“ basiert hier auf dem der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, in denen „...unter einem „Modell“ auch eine abstrakte Theorie oder Formel für einen Prozess oder ein System [verstanden wird]...“ (Seiffert, 1997, S. 130). Zu in weiteren Anwendungsfeldern abweichenden, im Kern jedoch ähnlichen, Definitionen des Begriffes „Modell“, vgl. Seiffert (1997, S. 130f.), vgl. ferner Spinner (1973, S. 1000ff), Mayntz (1967, S. 11ff.). Zur allgemeinen Modelltheorie vgl. Stachowiak (1973). Zur Anwendung von Modellen im Rahmen der Betriebswirtschaftslehre vgl. Homburg (2000), Hannsmann (1990), Schmidt/Schor (1987), Kosiol (1961, S. 91ff.).
3. Für eine Übersicht inklusive Beispielen, vgl. Henn (1987, S. 481ff.).
4. In der Regel, auch innerhalb der Ökonomik, wird formal-mathematischer Modellierung die höchste Sachdienlichkeit hinsichtlich Präzision in der Explikation attestiert. Eine mathematische Gleichung ist ein Modell, das ein Problem in seiner Beschreibung auf die Abhängigkeiten zwischen Variablen reduziert. Vgl. z.B. Mayer (1996, S. 192), Ruth/Hannon (1997, S. 4.).
5. Nach Milgrom/Roberts (1992, S. 183), „the Prisoner’s Dilemma is the most famous and most studied strategic game“.
6. Der Name „Gefangenendilemma“ geht zurück auf A. Tucker, vgl. Homann/Suchanek (2000, S. 36). Die Beschreibung der Originalversion des Gefangenendilemmas folgt Berninghaus/Ehrhardt/Güth (2002, S. 14). Vgl. auch Homann/Suchanek (2000, S. 35ff.), Dixit/Nalebuff (1991, S. 12ff.).
7. Die Höhe der Auszahlungen basiert in diesem Beispiel auf fiktiven Daten.
8. Beispiele: OPEC in Berninghaus/Ehrhardt/Güth (2002, S. 13), sowie in Dixit/Nalebuff (1991, S. 89ff.); Firmenkooperationen inkl. spezifischer Investitionen in Milgrom/Roberts (1992, S. 136ff.).
9. Derartige Absprachen könnten bspw. die Androhung von „Vergeltungsschlägen“ oder den Ausschluss von zukünftigen Kartellen für den Fall des Defektierens vorsehen.
10. Verbraucherschützer fordern demgegenüber vielfach eine ex ante Aufsicht bzw. Genehmigung der Preise durch die Regulierungsbehörde, bspw. in Form der Festsetzung eines einheitlichen Maximalpreises.
11. Diese hatte beispielsweise die Übernahme von Ruhrgas genehmigt bzw. unterstützt.

Literatur

Berninghaus, Siegfried K./Ehrhart, Karl-Martin/Güth, Werner (2002): *Strategische Spiele - Eine Einführung in die Spieltheorie*, Berlin.

BNE – Bundesverband Neuer Energieanbieter (2004): Energiemarkt heute, Internetdokument: http://www.neue-energieanbieter.de/energiemarkt/heute/index.html, 15.09.2004.

Dixit, Avinash K./Nalebuff, Barry J. (1991): *Thinking Strategically – The Competitive Edge in Business, Politics, and Everyday Life*, New York.

Hanssmann, Friedrich (1990): *Quantitative Betriebswirtschaftslehre – Lehrbuch der modellgestützten Unternehmensplanung*, München.

Henn, Rudolf (1987): Der Modellbegriff in den Wirtschaftswissenschaften, in: Borchert, Manfred (Hrsg.), *Markt und Wettbewerb: Festschrift für Ernst Heuß zum 65. Geburtstag*, Bern, S. 481-490.

Homburg, Christian (2000): *Quantitative Betriebswirtschaftslehre – Entscheidungsunterstützung durch Modelle*, 3. Auflage, Wiesbaden.

Kosiol, Erich (1961): Modellanalyse als Grundlage unternehmerischer Entscheidungen, in: ders. (1973), *Bausteine der Betriebswirtschaftslehre. Eine Sammlung ausgewählter Abhandlungen, Aufsätze und Vorträge, 1. Band: Methodologie, Grundlagen, Organisation*, Berlin, S. 91-111.

Mayer, Thomas (1996): The Dark Side of Economic Modeling, in: Medema, Steven G./ Samuels, Warren J. (Hrsg.), *Foundations of Research in Economics – How do Economist do Economics?*, Cheltenham, S. 191-203.

Mayntz, Renate (1967): Modellkonstruktion: Ansatz, Typen und Zweck, in: dies. (Hrsg.), *Formalisierte Modelle in der Soziologie*, Berlin, S. 11-31.

Milgrom, Paul/Roberts, John (1992): *Economics, Organization and Management*, Englewood-Cliffs.

Monsees, Michaela (2004): Von kleinen Fischen und großen Haien, Internetdokument:
http://www.tagesschau.de/aktuell/meldungen/0,1185,OID2840028_TYP4,00.html, 07.09.2004.

o.V. (2004a): Was das neue Energierecht vorsieht, Internetdokument:
http://www.faz.net/IN/INtemplates/faznet/default.asp?term=Was+das+neue+Energierecht+vorsieht&tpl=common%2Fsuche_erg.asp&cboTxtPrt=1&chkRubAll=1&chkRubPolitik=0&chkRubGesellschaft=0&chkRubWirtschaft=0&chkRubFinanzen=0&chkRubSport=0&chkRubFeuilleton=0&chkRubReiseWissenTechnik=0&suchzeitraum=3&txtFromDate=&txtToDate=, 28.07.2004.
o.V. (2004b): RWE will Strompreise erhöhen, Internetdokument:
http://www.faz.net/IN/INtemplates/faznet/default.asp?tpl=common/zwischenseite.asp&dox={B84A2140-8D2E-3CD6-CDC9-4BADDF0BB3A2}&rub={C8BA5576-CDEE-4A05-AF8D-FEC92E288D64}, 30.08.2004.

o.V. (2004c): Industrie macht Druck wegen hoher Energiepreise, Internetdokument:
http://www.faz.net/IN/INtemplates/faznet/default.asp?term=Industrie+macht+Druck+wegen+hoher+Energiepreise&tpl=common%2Fsuche_erg.asp&cboTxtPrt=1&chkRubAll=1&chkRubPolitik=0&chkRubGesellschaft=0&chkRubWirtschaft=0&chkRubFinanzen=0&chkRubSport=0&chkRubFeuilleton=0&chkRubReiseWissenTechnik=0&suchzeitraum=3&txtFromDate=&txtToDate=, 01.09.2004.

o.V. (2004d): Vattenfall will Strompreise erhöhen, Internetdokument: http://www.faz.net/IN/INtemplates/faznet/default.asp?tpl=common/zwischenseite.asp&dox={E8F14D82-08C7-E2B5-4E82-B67E8687E8AF}&rub={C8BA5576-CDEE-4A05-AF8D-FEC92E288D64}, 03.09.2004

o.V. (2004e): Auch EON erhöht die Strompreise, Internetdokument: http://www.faz.net/s/RubC8BA5576CDEE4A05AF8DFEC92E288D64/Doc~E3F4E658AF21E4F639C3378580AE5DCC0~ATpl~Ecommon~Scontent.html, 06.09.2004.

o.V. (2004f): Einfluss des Energiegipfels auf Preise unklar, Internetdokument: http://www.tagesschau.de/aktuell/meldungen/0,1185,OID3591118,00.html, 13.09.2004.

o.V. (2004g): Mittelstand sieht 100.000 Arbeitsplätze in Gefahr, Internetdokument: http://www.tagesschau.de/aktuell/meldungen/0,1185,OID3611988,00.html, 14.09.2004.

o.V. (2004h): Verbraucherschützer greifen Rot-Grün an, Internetdokument: http://www.tagesschau.de/aktuell/meldungen/0,1185,OID3617446,00.html, 17.09.2004.

o.V. (2004i): EONs Rücknahme findet Anklang, Internetdokument: http://www.faz.net/s/RubC8BA5576CDEE4A05AF8DFEC92E288D64/Doc~EC85DCC13890840D4BED1FBBD7182ABA4~ATpl~Ecommon~Scontent.html, 20.09.2004.

Preuschat, Archibald (2004a): Auch EON und EnBW wollen die Strompreise erhöhen, Internetdokument: http://www.vwd.com/vwd/news.htm?id=23138471&navi=news&sektion=topthemen&r=0&awert=, 06.09.2004.

Preuschat, Archibald (2004b): Im Strom-Oligopol kämpft jetzt jeder für sich, Internetdokument: javascript:varxwin=window.open('http://web.consors.de/CatFront/JspNews.jsp?m_id=1706653', 'News', 'width=466,height=373,resizable,scrollbars=yes');xwin.focus(),16.09.2004.

Robinson, Joan/Eatwell, John (1974): *Einführung in die Volkswirtschaftslehre*, München.

Ruth, Matthias/Hannon, Bruce (1997): *Modeling dynamic economic systems*, New York.

Scott-Morton, Fiona (2003): Why Economics has been fruitful for Strategy, in: Kay, J. (Hrsg.), *The Economics of Business Strategy - International Library of Critical Writings in Economics*, Cheltenham, S. 34-39.

Seiffert, Helmut (1997): *Einführung in die Wissenschaftstheorie Band 4 – Wörterbuch der wissenschaftstheoretischen Terminologie*, München.

Spinner, Helmut F. (1969): Modelle und Experimente, in: Grochla, Erwin (Hrsg.), *Handwörterbuch der Organisation*, Stuttgart, S. 1000-1010.

Stachowiak, Herbert (1973): *Allgemeine Modelltheorie*, Wien.

Varian, Hal R. (1997): How to build an economic model in your spare time, Internet-dokument: http://www.sims.berkeley.edu/~hal/Papers/how.pdf, 19.11.2004.

Wolff, Birgitta (2003): Wie funktioniert praxisrelevante Forschung?, in: *DBW – Die Betriebswirtschaft*, September/Oktober, S. 585-589.

Correspondence Details:

Frithjof Pils
School of Humanities and Social Sciences
International University Bremen
P.O. Box 750 561, D-28725 Bremen
Phone: 0049 (0) 421/ 200-3495
f.pils@iu-bremen.de

Birgitta Wolff
Fakultät für Wirtschaftswissenschaft
Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg
P.O. Box 41 20, D-39016 Magdeburg
Phone: 0049 (0) 391/ 67-18788
wolff@ww.uni-magdeburg.de

Managing Variety on the Internet - Strategic Competitive Advantage in the Automotive Industry –

Bjoern Mayland[5], Dr. Thomas Heiland[6]

Abstract

The use of digital technologies enables the automotive industry to visualize all vehicle components in high, nearly photorealistic quality.

The car configurators of the different car manufacturers support the sales process and lead the customer from the Internet to the dealership, thereby making an important contribution to the worldwide dealer organization.

As of today, it is hard to measure the investments of the manufacturers in sales systems that incorporate multiple types of media. Connecting the car configurators on the Internet to the internal sales systems allows for the measurement of the conversion rate and the associated return on investment (ROI). In the following, the Porsche Car Configurator will be used as an example to show the optimization of the processes involving the measurement of the conversion rate.

1. Introduction

The increasing variety in the range of models offered by the car manufacturers is the result of ever increasing consumer demand. The cause for this is a longing of the consumer for customization, a longing that has existed as long as cars exist. In the early years of the industrial automobile age, the color black dominated and Henry Ford, founder of the Ford Motor Company in 1903, described the color choices for the mass product Ford T (“Tin Lizzy”) in a very supply oriented way in 1913: “A customer can choose any color he wants, given he picks black” (“Nur Schwarz”, 2005).

---

[5] Biographical Note:
Bjoern Mayland is a 4th year Commerce student majoring in Marketing and E-Business at the University of British Columbia in Vancouver, Canada. During his internship at Dr. Ing. h.c. F. Porsche AG he primarily focused on the further development of the Porsche Car Configurator.

[6] Biographical Note:
Dr. Thomas Heiland works in the Marketing Communications department of Dr. Ing. h.c. F. Porsche AG in Stuttgart, Germany and is responsible for the E-Business field. He develops innovative, sales-oriented applications for the Internet and Intranet of the small German sports car manufacturer.

With each model year change the individual and extra options offered increased and mass customization established itself. Aside from the highly complex technical options the manufacturers - and in increasing fashion the suppliers - developed nice and comfortable interiors, made out of materials such as leather, wood, carbon, or aluminum, to upgrade and customize the vehicles.

At the end of the 20th century the Internet began to revolutionize the sales processes of the automotive industry. With the increasing spread of the worldwide web the traditional sales processes (e.g. personal selling) for new, as well as used cars, changed.

Where, in 1996, not even all German car manufacturers had a website, in 2004 85 % of all Internet users planning on purchasing a car will first get information from the manufacturers websites, according to a European study (AutoScout24, 2001). In some European countries, obtaining information through the Internet has taken on greater importance than a dealership visit. No one would have expected such a radical change of the processes involving the collection of information, and thereby the way a car is sold, ten years ago.

2. The Spectrum of Individual Options

Most car manufacturers offer a wide spectrum of individual options. Premium brands, like Mercedes-Benz, Audi, BMW, or Porsche, go even further and offer exceptionally high quality interior and exterior options, usually as a sub brand with an independent name to transport the value of these products. Whereas Audi and Porsche use the name “Exclusive”, Mercedes-Benz labels these products as “Designo” and BMW as “Individual”.

The distribution of these high quality individual options continues to take place at the dealerships but oftentimes with the support of a specially trained sales force that not only has detailed product knowledge but also special knowledge about the affluent premium target group and their demands. This premium target group has an above average income and different expectations when it comes to the sales pitch and the presentation of the product.

3. New Forms of Product Presentation

In order to satisfy the different target groups, some car manufacturers have, in the recent past, introduced innovative sales supporting modules on the Internet, as well as in the dealerships and at trade fairs. Aside from the presentation of samples (leather, cloth, color cards), the presentation of individual options is supplemented through the use of multimedia technologies (refer to Exhibit 1). “Big screen” applications using plasma or flat screens as output devices are more frequently used and enable a high quality visualization of a specific vehicle in conjunction with the corresponding configuration software. The possibilities of calibration that modern plasma screens offer allow an authentic display of the colors and add a virtual dimension to the buying experience.

4. Digital Visualization on the Basis of CAD Data

Whereas in the past demonstration of variety was limited to a few models being shown in the showroom of a dealership, the use of digital technologies makes the visualization of all standard and individual options possible and opens up a whole new dimension of vehicle presentation. For example, Porsche offers the visualization of the complete range of individual options, as well as Porsche Exclusive and Exclusive Custom Tailoring features, on the Internet and in selected dealerships.

The basic module for the presentation of the various options is the Porsche Car Configurator, which can also be found on the websites of the various country subsidiaries. Using a 50'' or 60'' plasma or flat screen as the output device, the sales force can individually customize the car of a customer with all available options, ranging from "adaptive sports seats" to a "dashboard in exterior color" (modular customization).

This sales innovation enables a whole new level of customer dialogue and helps in the sales conversation with a convincing visualization of the vehicle (refer to Exhibit 2).

5. Digital Revolution in the Automobile Sales Process

Transferring original parts into digital format and displaying them in a virtual interior of a vehicle equals a revolution in the automobile sales process. Through the use of this new technology, all vehicle components, including those that primarily called the storage shelves in the warehouses of the manufacturers and suppliers their home, come to new life in the dealerships and are able generate additional sales.

"Customers do not buy what they cannot see." This motto has become irrelevant in the age of digital visualization. There now exists the possibility to combine all available colors, materials, and surfaces and view and evaluate them on multiple output devices, thereby greatly enhancing sales. It is mathematically obvious that the number of possible combinations is nearly infinite with such quantitative modularization (FORWIN, 2002).

Deciding between a big or small aluminum package certainly becomes much easier in the future. The combination of a speed yellow ventilation shaft with a three-spoke wooden sports steering wheel still remains a question of good taste but the customer is allowed to configure a vehicle as he desires. The customization trend in society can thereby increase the revenues of the car manufacturers.

The increasing transparency in the variety offered is a chance for both customers and the sales department. It is proven that the quality of a sales call increases with more information transparency and the amount of time it takes to complete a sales call decreases. This is due to the fact that the technology used is developed exclusively by the manufacturers or regional offices and made available to the dealerships (FORWIN, 2002). These therefore do not have to use up any capacity to develop themselves, which frees up resources for further sales activities. The result is an increase in the quantity and monetary value of completed sales transactions.

6. Measurement of the Conversion Rate

A market researcher would ask: How can I measure the real impact and success of these new virtual sales tools? The question about the conversion rate can be answered by linking the digital sales databases of the manufacturers with the dealership databases.

In the following, a potential customer that first comes into contact with an automobile brand on the Internet will be analyzed: As a first step, the prospective buyer visits the website and gets an overview over the models offered.

As a second step, he picks one model and obtains information on the model pages via pictures and text descriptions. He gets a good overview over the variety offered by studying the standard and individual features, technical data, and prices.

The interested party now proceeds to the configurator and assembles their dream car. In the case of the Porsche Car Configurator, next to the type of engine, exterior and interior colors, and wheels, all interior options can be visualized with the help of a 3D-configuration module.
After completing the configuration process, the user can print out a picture of his car, send the configuration to another Internet user (Send-to-a-friend feature), or request a financing or leasing offer. Usually, the user is given the opportunity to contact a dealer of their choice and transfer their configuration via e-mail. Now it remains to be analyzed whether the user actually buys a car or not.

In order to be able to measure the conversion rate, the existence of a computer assisted dealership sales tool, like the Porsche Vehicle Sales Assistant, is mandatory. That means it must be possible to identify the customer on a digital basis from the very beginning of the sales process until the completed sale.

This “virtual tracking” process is illustrated in Exhibit 3 and starts with a prospect sending an e-mail directly from the car configurator to a dealer, thus indicating a clear buying motive.

After the interested party has entered all of their contact details on an Internet form (address, e-mail, phone number, preferred method of contact), the e-mail with the configuration can be sent to the dealer of their choice. At the same time the data from the configuration is saved on a server and labeled with a unique key and the date.

Once the e-mail reaches the dealership, a sales person opens the configuration and saves it on their own dealership server. Following this, first contact is made with the prospect via e-mail or by telephone, thus initiating the sales process.

The dealership sales modules, which are primarily developed by the manufacturers in cooperation with the regional offices, always contain a customer module that enables the clear identification of a customer. Given this feature, the saved configuration on the server of the dealer can be linked and matched to an existing customer. In the background, the customer database is filled with any new information provided by the customer on the website. This process is referred to as “matching” different types of information to a single customer.

Should the e-mail come from a new customer, a new entry will be made into the customer database.

Through this matching process, the configuration can now be clearly identified and even be counted. By using the date as a criteria, for example, all configurations made by a customer within a three month time frame can be looked at.

Another important element in the dealership sales module is the contract module that enables the completion of a contract and the order module, which is directly linked and directly sends an order to the manufacturer of the vehicle.

With the clear labeling of each Internet configuration and the connection to a date, all configurations that have led to a sale can be identified and evaluated. Thereby the process chain of a customer making first contact with the brand on the Internet to the ordering of a vehicle in a dealership is completed.

7. Conclusion

Being able to measure the conversion rate as a final step in the context of the configuration process can be seen as a major advance in virtual sales development. By determining the conversion rate, the return on investment (ROI) for digital modules can be measured, which, more and more, will lead to a shift of existing budgets from classical to digital media.

The increasing level of transparency regarding the range of models offered and digitally supported variety management offer new chances for the industry and create lasting strategic competitive advantages, which car manufactures and dealerships need to use to maintain their competitiveness internationally and strengthen their individual positioning.

These competitive advantages are as follows:

- Customization of products by consumers
- Increased transparency and efficiency through the reduction of iterative clarification processes
- Intensified customer interaction due to increased time capacity
- Increased revenues in the new car and car accessories business
- Higher customer satisfaction and retention

The current average profit margin of around 0.6 % is economically precarious (Zufriedenheit mit dem Hersteller/Importeur, 2005). The use of digital technologies as part of an intelligent marketing management on an instrumental level is an opportunity to increase the marginal return of each vehicle sold and possibly a way to improve the return on investment (ROI).

Bibliography

- FORWIN. FORWIN-Bericht. 12 ed. Würzburg: 2002.
- AutoScout24 - schwacke Consumer Report. Frankfurt: 2001.

- "Nur Schwarz". 17 Jun. 2005 <http://www.usa.de/index-b-420-2048.html>.
- Zufriedenheit mit dem Hersteller/Importeur. 5th ed. München: Autohaus Pulsschlag, 2005.

Correspondence Details:

Dr. Thomas Heiland
- Dr. Ing. h.c. F. Porsche AG -
Porschestr. 15 - 19
71634 Ludwigsburg
+49 (0) 7 11 / 9 11 - 7 83 16
thomas.heiland@porsche.de

Bjoern Mayland
- Dr. Ing. h.c. F. Porsche AG -
Porschestr. 15-19
71634 Ludwigsburg
+49 (0) 7 11 / 9 11 - 7 87 17
bjoern.mayland@porsche.de

Fachsprachen Studieren
Hinweise zum Ausbau der Lernkompetenz im Fach-englischen

Dr. Erhard Jürke[7]

Abstract

The text begins with a discussion of English as a lingua franca and proceeds to out-line the specifc features of special languages as well as the commicative competen-cies required to use these. In the following the implications of the self-responsible or autonomous approach to language learning are analysed and related to the field of special languages. Within this framework
three related dimensions of suggestions to learners are developed:

- Learners are encouraged to understand special language learning in terms of a management process with elements like: objectives, motivation, effective-ness efficiency and controlling
- Learners are introduced to recipies, strategies and materials to increase their competencies in the central fields of lexis and grammar
- Learners are introduced to techniques on how to extend their competencies in the four skills of practical language use
-

In conclusion frequent errors and misunderstandings regarding language learning are listed up and learners are given advice on how to avoid these with reference to the pertinent passages in the text.

Key Words:

Selbstverantwortliches Lernen, Spracherwerb und Sprachenlernen Kompetenzberei-che, Kompetenzstufen

Einleitung

[7] Biographical Note:
Erhard Juerke is a Lecturer in Business Languages at the Business School of Dortmund University of Applied Sciences. His publications have focused on English social history and approaches to lan-guage-learning in the higher education sector. He holds a doctorate in Philosophy (Hannover), an M.A. in Politics and English Literature as well as the two state examinations for graduate teachers.

Dieser Text ist zunächst das Ergebnis der Beobachtung, dass bei einer beträchtlichen Zahl von Sprachenlernern ein deutliches Missverhältnis von Aufwand und Ertrag existiert, dass die angestrebten Ziele nur begrenzt erreicht werden. Erhebliche Inputs in Form von Zeit, Energie oder auch Nerven führen zu unbefriedigenden Noten beziehungsweise nicht zu der erwarteten Sprachkompetenz.

Für den Ausbau der Sprachfertigkeiten in einzelnen Bereichen haben sich eine Reihe von Rezepten in der Vergangenheit bewährt und mit diesen lassen sich durchaus auch wichtige Fortschritte erreichen. Solche Techniken für die Beschäftigung mit Vokabular, Grammatik sowie für den Ausbau grundlegender Fertigkeiten werden in den Kapitel V und VI beschrieben. Diese sind häufig kurzfristig wirksam, d.h., wer gezielte und unmittelbare Fortschritte abstrebt, der sollte sich zunächst auf diese Abschnitte konzentrieren.

Die folgenden Ausführungen basieren auf langjährigen Erfahrungen in der Lehre unterschiedlicher Fachsprachen und der dabei gefestigten Annahme, dass darüber hinaus ein bewusstes, selbstverantwortliches Lernen langfristig noch weitaus effektiver und erfolgreicher sein kann, dass auf dieser Basis eine grundlegende Fachsprachen-Lernkompetenz entwickelt werden kann.

Ein solches Lernen, in der Literatur auch als autonomes, selbstbestimmtes oder selbstgesteuertes Lernen bezeichnet [i] setzt Ziele und übernimmt Verantwortung für das Erreichen dieser Ziele. In diesem Zusammenhang können die Rezepte durchaus eine wichtige Rolle spielen. Dabei wird zunächst davon ausgegangen, dass jeder Lerner über ein ganz spezifisches Profil verfügt und demzufolge zwischen den Lernenden beträchtliche Unterschiede existieren.
Unterschiede etwa im Hinblick auf

- Motivation,
- Zielsetzungen
- Vorkenntnisse
- Lernerfahrungen und Lernkompetenzen
- Speicher- und Verarbeitungsfertigkeiten

In Lehrveranstaltungen kommen mithin viele verschiedene Lernpersönlichkeiten und Lerntypen zusammen. Man kann wohl davon ausgehen, dass in kaum einem anderen Bereich die Vorkenntnisse so stark variieren wie in einer typischen fachsprachlichen Lehrveranstaltung. Dort wird allerdings von vielen überwiegend reaktiv gelernt, in dem die Anweisungen und Anleitungen von Dozenten und/oder Lehrbüchern befolgt werden Ein derartiges reaktives Lernen kann schon deshalb nicht völlig effektiv sein, weil die besonderen Lernbedingungen der Teilnehmer weitgehend ausgeklammert bleiben.

Lehrveranstaltungen enthalten andererseits für nahezu alle Teilnehmer wichtige Angebote für den Ausbau ihrer Sprachkompetenz, die am wirkungsvollsten sind, wenn sie gezielt für den jeweiligen Kontext genutzt werden. Lernen ist immer dann langfristig am erfolgreichsten, wenn es von den Lernenden weitgehend selbst gesteuert wird, es ist effektiv, weil die jeweils besonderen Voraussetzungen die Grundlage des Lernprozesses bilden. Selbstverantwortliches Lernen erwächst aus dem Bewusstsein dieser Bedingungen und hat daher besondere Bedeutung im Hochschulbereich, so etwa für das Studium von Fachsprachen.

Für fachsprachliche Lehrveranstaltungen steht zumeist nur eine äußerst begrenzte Stundenzahl zur Verfügung, die Lerngruppen sind häufig sehr groß, außerdem liegt häufig eine beträchtliche Zeitspanne zwischen der Teilnahme an der Lehrveranstaltung und der Berufspraxis. Dort können dementsprechend nur Grundlagen im Hinblick auf Kenntnisse, Fertigkeiten und Methodenkompetenz gelegt werden, entsprechend ist selbstverantwortliches Lernen im Hochschulbereich von besonderer Bedeutung.

In einem dynamischen Umfeld ist die Aneignung von Wissen nur von relativer Bedeutung bildet Methodenkompetenz eine entscheidende Qualifikation. Wohl nahezu jeder, der sich in der Studiumsphase mit Fachsprachen beschäftigt, kann heute davon ausgehen, dass im Zuge der Berufstätigkeit wiederholt die Notwendigkeit zur Erweiterung der Fremdsprachenkenntnisse auftreten wird. Eine Fachsprachen-Lernkompetenz ist damit nicht nur im Hinblick auf unmittelbare Lernergebnisse und Noten ein erstrebenswertes Ziel, sondern auch mit Blick auf Aktualisierungen des Gelernten und zukünftige fremdsprachliche Lernanforderungen angesichts der wachsenden Bedeutung des *lifelong-learning*. Wer also bereits im Studium seine Fähigkeiten im effektiven Sprachenlernen entwickelt hat, dem wird dies in späteren Phasen des Berufslebens zugute kommen.

In jeder Phase des lebenslangen Lernprozesses sind Entscheidungen zu treffen, die auf bestimmten Kenntnisgrundlagen über den Lerngegenstand und Lernmethoden aufbauen sollten. Selbstverantwortliches Lernen basiert neben einem Bewusstsein der individuellen Lernsituation auf einem Bewusstsein und Kenntnissen:

- der Wesenselemente von Sprache
- der Besonderheiten des Lerngegenstandes Fachsprache
- der mit dem Lerngegenstand verbundenen Kompetenzbereiche und Kompetenzebenen
- der Bedingungen von Lernen
- von Lernrezepten und Lernmitteln

Das vordringliche Ziel dieses Textes ist es, derartige Grundlagen für den Ausbau einer fachsprachlichen Lernkompetenz in knapper Form bereitzustellen.
Im Kapitel I werden zunächst die Bedeutung der englischen Sprache als dem zentralen internationalen Kommunikationsmedium beschrieben und danach die Beziehungen zwischen Allgemeinsprache und Fachsprache behandelt Das Kapitel II beschäftigt sich mit den unterschiedlichen Elementen von Sprachkompetenz. Es soll einem unangemessenen, da rein mechanischen, Verständnis vom Fremdsprachenlernen entgegenwirken, indem es den Blick für Wesenselemente, Beziehungen und Gesetzmäßigkeiten des komplexen Gegenstandes Sprache schärft.. Ein vordringliches Ziel dieser Darstellungen der Organisations- und Verwendungsprinzipien von Sprache ist der Ausbau einer Sensibilität für Fachsprache, mit der die Integration neuer Erfahrungen und Lernelemente erleichtert werden kann.[ii]

Lehren bedeutet dabei letztlich nur, Angebote zu machen, Stoff bereitzustellen, über Techniken zu informieren, ein Feedback zu geben, es liegt dann in der Verantwortung des Lernenden, auf der Grundlage dieser Angebote seine Kompetenzen zu erweitern, eben zu lernen. Hierfür existiert eine Reihe von Einflussfaktoren, die im Kapitel III beschrieben werden

Fachsprache und Allgemeinsprache sind vom Sachzusammenhang her ebenso wenig zu trennen wie Sprachenlernen und allgemeines Lernen.
Dementsprechend werden, wo dies sinnvoll war, auch die Allgemeinsprachen und allgemeinere, nicht unmittelbar auf Sprachen gerichtete, Aspekte von Lernen berücksichtigt, sofern Sie einen nützlichen Rahmen für spezifische Hinweise darstellen. Diese folgen dann in den Kapiteln IV bis VI.

Einige Elemente des hier verfolgten Ansatzes mögen bisweilen recht konventionell erscheinen. Wenn das bessere der Feind des Guten ist, dann kann das darin liegen, dass bisher noch keine überzeugenderen Konzepte vorliegen. In letzter Instanz misst sich Lernerfolg an den Fortschritten des einzelnen Lernenden, die Methoden für diesen Weg können nur nach dem Kriterium der Nützlichkeit eingeordnet werden, und nicht immer werden insbesondere neue Medien trotz enormer visueller Möglichkeiten diesem Anspruch gerecht.

Mittlerweile beträgt die Zahl der Studierenden, die Englisch als Nebenfach zur Aneignung von Kommunikationskompetenzen in ihrem Hauptfach belegen ein Vielfaches derjenigen, die Anglistik oder Amerikanistik als Kultursprachen studieren. Diesem Trend soll hier Rechnung getragen werden. Die wesentliche Zielgruppe dieses Textes bilden Studierende der Fachsprache Wirtschaftsenglisch, aber viele Aspekte sollten auch für Lerner anderer Fachsprachen sowie Lernende außerhalb des Hochschulsektors von Relevanz sein. So wie es beim Fachsprachenlernen verschiedene Zielsetzungen gibt, kann auch die Lektüre dieses Textes auf der Basis unterschiedlicher Interessen erfolgen. Entsprechend können einzelne Abschnitte auf der Suche nach Rezepten durchgesehen werden. Außerdem können für eine Orientierung auf Anregungen und die Kerninhalte die nummerierten Anmerkungen ignoriert werden. Diese richten sich in erster Linie an Leser mit besonderen sprachlichen Interessen, sie sollen zunächst ‚wo dies geboten schien, Aussagen und Zitate belegen, darüber hinaus finden sich dort Hinweise zur weiterführenden Lektüre im Bereich der Sprachwissenschaft.

I. Der Lerngegenstand: Die Englische Sprache

1. Englisch als Lingua Franca

Zu den Besonderheiten der englischen Sprache gehört, dass sie zu schätzungsweise 80% von Nichtmuttersprachlern für Kommunikationszwecke verwendet wird, sei es für allgemeine oder fachspezifisches Zwecke. Wohl jeder hat dieses Phänomen bereits erfahren. Beim Zusammenschluss einer deutschen und französischen Firma wird Englisch bei Aventis zur Firmensprache. In der Zentrale der deutschen Bank kommt es häufiger vor, dass die Führungskräfte auch dann auf Englisch weiter reden, wenn jeder Nichtdeutsche längst das Zimmer verlassen hat. Internationale Veranstaltungen werden in aller Regel auf Englisch abgehalten. Das Internet ist zu einem erheblichen Teil ein englischsprachiges Medium, Fernsehsender wie CNN werden auf der ganzen Welt als Informationsquelle benutzt, in internationalen Organisationen ist Englisch die einzige oder zumindest erste Sprache. Das gleiche gilt für wissenschaftliche Publikationen, von denen international bereits etwa 90% auf Englisch sind.[iii]

In etwa vergleichbar nur mit der Bedeutung der Lateinischen Sprache in der Antike ist Englisch heute zu einer Art Universalsprache, zur Lingua Franca, geworden, noch

nie war eine Sprache auf der Welt so verbreitet wie Englisch. Deshalb werden neben Lingua Franca auch Bezeichnungen wie *Global English* oder *English as an International Language* verwendet.

Die Fähigkeit zur Kommunikation in der englischen Sprache nimmt dabei international zunehmend den Charakter einer allgemeinen Kulturtechnik an, die man beherrschen muss, wenn man im Beruf bestehen will[iv] und die daher in den Fachsprachen von besonderer Bedeutung ist. Studien führen zu der Prognose, dass um 2015 die halbe Menschheit in der Lage sein wird, auf English zu kommunizieren. Ob sich die beschriebene Entwicklung danach ungebrochen in der Zukunft fortsetzen wird, ist offen. Aber selbst wenn Sprachen wie etwa Mandarin an Bedeutung gewinnen sollten, kann man wohl davon ausgehen, dass die Funktion des Englischen als Lingua Franca auf absehbare Zeit erhalten bleiben wird.

Gemeinhin geht man bei der Betrachtung der englischen Sprache von drei Sprachkreisen aus:

- der innere Kreis umfasst die Länder, in denen Englisch als Muttersprache von der Mehrzahl der Bevölkerung gesprochen wird, also insbesondere Großbritannien, die USA, Kanada, Australien und Neuseeland. Ca. 350 Millionen Menschen sprechen Englisch heute als Muttersprache.
- der zweite Kreis bezieht sich auf Länder, in denen Englisch einen mehr oder weniger offiziellen Status als Zweit- und Verwaltungssprache hat, also insbesondere die ehemaligen englischen Kolonien wie Indien, Singapore, Nigeria oder Südafrika. Zu diesem Kreis gehören derzeit etwa 1,5 Milliarden Menschen.
- der äußere Kreis umfasst Länder, in denen einem erheblichen Teil der Bevölkerung im Bildungssystem Englischkenntnisse vermittelt werden, die dann in verschiedenen Situationen im In- und Ausland genutzt werden. Nur wenige Länder werden sich in den kommenden Jahrzehnten von der Teilhabe an diesem Prozess ausschließen können.

Was sind die Konsequenzen, wenn sich der überwiegende Teil der Verwendung einer Sprache in diesem äußeren Kreis vollzieht? Eine solche Lingua Franca existiert nahezu ausschließlich auf einer funktionalen Ebene, sie ist jedoch nicht in den unmittelbaren Lebenszusammenhängen verwurzelt wie eine Muttersprache und bringt dementsprechend wohl eine gewisse Angleichung in den Denkmustern, aber keine Kultur im engeren Sinne hervor. Das bedeutet nun keineswegs, dass sie keine Dynamik besitzt. Auf der gegenwärtigen Stufe bleiben allerdings Aussagen zur Entwicklung des Englischen als Lingua Franca weitgehend spekulativ. Es zeichnet sich ab, dass in der Praxis im Streben nach einer gemeinsamen Kommunikationsgrundlage eine weitere Vereinfachung stattfinden wird, die Prognosen der Linguisten reichen vom allmählichen Verschwinden des ‚th' in der Aussprache bis zum weitgehenden Verzicht auf Artikel vor Nomen.[v] Ob sich diese Sprache allerdings als ‚bad simple English' angemessen bezeichnen lässt, wie dies in einem Bericht des SPIEGEL zur Sprachpraxis im Europarlament[vi]gefolgert wird, ist zweifelhaft. Ein Verständnis der Lingua Franca als defizitäre Version der muttersprachlichen Variante ist sicher nicht angemessen. Zudem hat Ihr Entwicklungsprozess erst vor relativ kurzer Zeit begonnen und bisher haben sich differenzierte Gesetzmäßigkeiten noch kaum ausprägen können. Richtig ist aber wohl auch, dass die englische Sprache für ihre internationale Funktion auch deshalb besonders geeignet ist, weil sie auf einer eher elementar-

funktionalen Ebene mit ihren überschaubaren Grundregeln zur Grammatik relativ leicht zu handhaben ist, dafür aber auf den höheren Sprachebenen recht komplex wird.

Unzweifelhaft ist jedoch wohl, dass die Unterschiede zwischen dem dritten Kreis und dem ersten zunehmend wachsen werden. Entsprechend wird vermutlich auch die Differenz etwa zwischen den Englischkursen auf der gymnasialen Oberstufe und einem Fachenglischstudium weiter wachsen. Nach wie vor ist eine philologische, überwiegend auf literarischen Werken und teilweise auch Landeskunde basierende, Beschäftigung mit der englischen Sprache interessant und genauso spannend wie die Beschäftigung etwa mit der französischen oder italienischen Sprache, dies geschieht in den philologischen Studiengängen wie Anglistik oder Amerikanistik und nach wie vor ist dies der Schwerpunkt in der deutschen gymnasialen Oberstufe. Allerdings stellt sich die Frage, welche Ziele damit angestrebt werden und inwieweit eine solche Vorgehensweise tatsächlich zu einer kommunikativen Kompetenz auf der internationalen Ebene beiträgt.

Eine Orientierung auf Englisch als Lingua Franca impliziert u.a. auch, dass sämtliche Varianten der Lingua Franca, also etwa spanisches oder deutsches Englisch mit den jeweils typischen Interferenzen den gleichen Stellenwert besitzen wie asiatische oder gar britische oder amerikanische Varianten des Englischen. Authentisch ist dann demzufolge nicht mehr ausschließlich der Sprachgebrauch von Angehörigen des ersten Kreises, die Bedeutung von Muttersprachlern mit ihrem sogenannten idiomatischen Sprachgebrauch wird damit stark relativiert. In vielen neueren Lehrwerken für den praxisorientierten Englischunterricht ist diese Erkenntnis bereits berücksichtigt, denn das ohnehin für die meisten Lerner völlig unerreichbare Ziel ist dann nicht mehr eine muttersprachliche Sprachkompetenz, sondern die Fähigkeit zur angemessenen und möglichst differenzierten Kommunikation im internationalen Rahmen. Dabei ist die Umsetzung dieser Zielverschiebung durchaus auch eine erhebliche Herausforderung für die Fachsprachenlehre.

In der Fachdiskussion geht man mittlerweile davon aus, dass Muttersprachler*, native speakers*, in diesen Kommunikationszusammenhängen möglicherweise sogar benachteiligt sind, fehlt ihnen doch in der Regel die Erfahrung des Sprachenlernens und damit ein Bewusstsein für wichtige Elemente interkultureller Kommunikation. So wird die Tatsache, dass etwa zwei Drittel der Briten über keine Fremdsprachenkenntnisse verfügen, im Land selbst als zunehmend problematisch gesehen.[vii] Jedenfalls ist im Zuge der Globalisierung das Interesse an Fremdsprachen in den Ländern des ersten Kreises deutlich zurückgegangen. Und außerdem sind die typischen Insidercodes einer Sprache, die für das Bewusstsein nationaler Gemeinsamkeiten wichtig sein mögen, in einer Lingua Franca alles andere als funktional. Insofern ist auch die Bedeutung von Muttersprachlern in der englischen Sprachausbildung im Rahmen einer Neuorientierung auf English als Lingua Franca einer kritischen Betrachtung zu unterziehen.[viii]

Andererseits bleiben die Wörterbücher und Grammatiken, in den die praktizierte Sprache der Muttersprachler abgebildet wird, weiterhin die zentralen Quellen für die Normen der englischen Sprache, auch in ihrer Funktion als Lingua Franca. Noch befindet sich der Prozess der Herausbildung einer Universalsprache auf einer relativ frühen Stufe, noch gibt es keine speziellen Grammatiken und Wörterbücher für Englisch als Lingua Franca.

Für die Sprachwissenschaft stellen sich damit eine Reihe von Aufgaben, insbesondere eine präzisere Beschreibung der Differenzen zwischen Englisch als Muttersprache und als Lingua Franca sowie, darauf aufbauend, die Entwicklung eines spezifischen Regelwerkes für die Universalsprache. Solange dies nicht erreicht ist, werden die bestehenden Grammatiken weiterhin ihre normsetzende Funktion behalten werden, wobei allerdings im äußeren Kreis der Sprachgebrauch sich auf weniger komplexen Ebenen bewegen wird und die Toleranz gegenüber Normabweichungen, also Verstößen gegen die Regeln der Sprache, in der Praxis größer sein wird als in den anderen Kreisen. Englisch als Lingua Franca ist ein außerordentlich diverses internationales Kommunikationsmedium mit einer Vielzahl von Varianten und einem entsprechend relativ kleinen gemeinsamen Nenner. Für die Lernenden weltweit folgt daraus: Ohne Normen kann es keine funktionierende Kommunikation geben, aber die Angst, Fehler in der Fremdsprache zu machen, ist zu einem beträchtlichen Teil unbegründet, da in der Praxis die Inhalte entscheidend sein werden und Normen nur eine dienende Funktion für einen reibungslosen Informationsaustausch haben.

2. Allgemeinsprache

Plansprachen wie das Esperanto bilden die wohl einzige und auch nicht besonders erfolgreiche Ausnahme. Alle gewachsenen Sprachen sind nicht nach den Regeln der Logik konstruiert worden, sie enthalten durchaus systematische Teile, aber eben auch zahlreiche Ausnahmen und in der jahrhundertelangen historischen Entwicklung gewachsene Besonderheiten. Dementsprechend schwierig ist es, das Phänomen Sprache zu beschreiben. Die unterschiedlichen Definitionsansätze in den linguistischen Literatur widerspiegeln diese Komplexität des Gegenstandes.
Richards/Rogers[ix] identifizieren 3 wesentliche Beschreibungsansätze

1. Das strukturell orientierte Verständnis sieht Sprache als ein System zusammenhängender Elemente zur Beschreibung von Inhalten, mit lexikalischen, grammatikalischen und phonologischen, die Aussprache und Intonation betreffenden, Bestandteilen..
2. Im funktionalen Verständnis ist Sprache das zentrale, wenn auch nicht das einzige, menschliche Kommunikationsmedium im sozialen Raum. Im Vordergrund steht der Einsatz von Sprache zur Vermittlung von Informationen und zum Erreichen bestimmter Absichten.
3. Das interaktive Verständnis sieht Sprache in ihrer Kommunikationsfunktion für die gemeinsamen Steuerung von Beziehungen und Verständigung zwischen Individuen Hier geht es um Kommunikation als einem Prozess, der von den Kommunikationspartnern im Beziehungsgeflecht von Sender, Botschaft und Empfänger in Gang gehalten wird. Dies erfordert Strukturen, Inhalte und Absichten, insofern sind die beiden anderen Ansätze hier impliziert.

Diese Ansätze verweisen auf weitere wichtige Merkmale von Sprache. Ohne gemeinsame Regeln für Sender und Empfänger von Botschaften ist keine Verständigung vorstellbar, deshalb bedarf Sprache als Kommunikationsbasis einer Vielfalt von Normen, also Regeln zum Gebrauch von Wörtern, über ihre Zusammensetzung zu Aussagen, über die Selektion zum Ausdruck bestimmter Ziele und Absichten. Auf einer funktional technischen Ebene gewährleistet Sprache so allgemein den Informationsaustausch, ohne den ein Zusammenleben bzw. Zusammenarbeiten nicht vor-

stellbar wäre. Als solche nimmt eine Sprache auch Teil an der Entwicklung der Gesamtgesellschaft. Für eine Lingua Franca gilt dies entsprechend, nur wirkt diese eben auf der globalen Ebene. Eine lebende Sprache befindet sich in einem ständigen kreativen Entwicklungsprozess, neue Wörter kommen hinzu, andere verlieren ihre Funktion, neue Fachsprachen entstehen, Normen werden aufgeweicht oder variiert. All dies trägt zur Komplexität des Phänomens Sprache bei.

Sprache entfaltet als Teilbereich des allgemeinen Handelns Wirkungen in bestimmten gesellschaftlichen Situationen und Konstellationen. Mit der richtigen Auswahl von Sprachelementen kann man sich, sowohl auf nationaler als auch internationaler Ebene, von anderen abheben, kann man Machtverhältnisse ordnen, kann man Mitmenschen diskriminieren, ausgrenzen oder auch integrieren. Der Beitrag zur Schaffung einer Identitätsbasis kann als eine weitere Funktion von Sprache angesehen werden. Man kann wohl davon ausgehen, dass auch Englisch als Lingua Franca in gewisser Weise eine solche identitätsstiftende Funktion einnimmt, aus ihrer Funktion als Kommunikationsgrundlage für die Teilnehmer am Prozess der Globalisierung. „*Speaking the lingua franca separates the haves from the have-nots*", hat das Wirtschaftsmagazin *Business Week* diese Funktion formuliert.[x]

3. Fachsprache

Die oben angeführten Beschreibungsansätze spielen auch in den Fachsprachen eine, wenn auch unterschiedlich relevante, Rolle, wenn es um die Rolle von Sprache in spezifischen Bereichen, in der Fachliteratur Domänen genannt, geht.

Sprache wird immer im Kontext spezifischer Situationen in bestimmten Lebensbereichen realisiert, in denen jeweils ganz unterschiedliche Funktionen, Themen und Texte im Vordergrund stehen. Dafür ist die Allgemeinsprache mit ihren Kompetenzanforderungen weiterhin unverzichtbar, in den Fachsprachen werden diese allgemeinen Elemente mit den Spezifika eines ganz bestimmten Bereiches verbunden sowie entsprechend dann in Lernprogrammen und Lehrwerken beschrieben und systematisiert. Allerdings sind die Grenzen zwischen Allgemeinsprache und Fachsprachen zunehmend schwieriger zu beschreiben, insbesondere im Hinblick mit der Ausrichtung der Allgemeinsprache für generelle berufliche Zwecke.

Letztlich existieren so viele Fachsprachen, wie es Lebens- und Berufsbereiche gibt. Nur wenige werden freilich systematisch erfasst, mit speziellen Wörterbüchern, Lehrwerken und Lehrangeboten. Hierzu gehören insbesondere die Fachsprachen Technik, IT, und vor allem Wirtschaft. Diese nehmen im Spektrum des Fachgebietes eine zunehmend wichtige, aber letztlich doch ‚dienende' Funktion, wahr indem sie die Kommunikation in der jeweiligen Domäne gewährleisten.

Für die Beschreibung von Fachsprachen sind drei Bestandteile von besonderer Bedeutung[xi]

- Fachterminologie
  Erfolgreiche Kommunikation erfordert in jedem Falle zunächst ein möglichst umfangreiches Fachvokabular, da jede Fachkommunikation zunächst durch die Verwendung spezifischer Begriffe gekennzeichnet ist. Diese sind häufig für Fachfremde schwer verständlich, gewährleisten aber die präzise Verständi-

gung der ‚Fachleute'. Häufig handelt es sich dabei um Begriffe mit hohem, genau bezeichneten, Informationsgehalt, aber diese sind eingebunden in Wendungen und Wortverbindungen, sogenannte Kollokationen, und ihre Verwendung vollzieht sich im Rahmen des Regelsystems der Allgemeinsprache.

- Fachtexte
  Der Griff Text wird hier im weitesten Sinne verstanden als aus mehreren Sätzen bestehende mündliche oder schriftliche Spracheinheiten mit erkennbaren Besonderheiten und einem bestimmten Zweck. .Hier geht es dementsprechend um die Beschreibung und Klassifikation fachsprachentypischer Textsorten mit den dazugehörigen Regeln und Konventionen, im Wirtschaftsbereich etwa Korrespondenz, Berichte oder Präsentationen, im technischen Bereich insbesondere Beschreibungen und Anleitungen.

- -Fachfunktionen
  In jedem Fall impliziert die Orientierung auf einen bestimmten Bereich einen engen Praxisbezug und es ist diese, auf einen bestimmten Zweck orientierte, Ausrichtung, die ein wichtiges Element von Fachsprachen darstellt, mit einem Verständnis von Sprache als Kommunikationsmedium und dem Ziel der sprachlich funktionalen Vermittlung on Intentionen und Informationen in fachbezogenen Situationen und Konstellationen. Mit der Fachsprache sollen bestimmte Absichten und Ziele umgesetzt werden, sie bildet die Kommunikationsbasis für die in dem jeweiligen Bereich tätigen Menschen.

Im technischen Englisch und im IT-Englisch spielt dabei die rezeptive Beschäftigung mit schriftlichen Texten, Anleitungen und Beschreibungen, sicherlich die größte Rolle. Das Verfassen von Texten, auch die schriftliche und mündliche Interaktion ist in der Regel weniger wichtig für die Berufspraxis. Demgegenüber enthält der Begriff ‚funktionale Bewältigung' in den Wirtschaftssprachen auch den Aspekt des angemessenen Sprachgebrauchs in der Interaktion. Hier kann die affektive Seite von Kommunikation, also emotionale Aspekte, äußerst wichtig sein kann. Der Sprachgebrauch wird hier von der Beziehungsebene, von den sozialen Rollen, in besonderer Weise beeinflusst.

Generell ist wohl richtig, dass aus verschiedenen Gründen für das Erlernen von Fachsprachen sehr viel weniger Zeit zur Verfügung steht als etwa im schulischen Bereich zum Erlernen der Allgemeinsprache Es ist also auf der Basis eines allgemeinsprachlichen Grundrepertoires möglich, sich konsequent auf relevante Bereiche zu orientieren, das bedeutet, dass fachspezifische Situationen und Bereiche identifiziert werden, denen bestimmte Fertigkeiten zugeordnet werden können, die sich dann so praxisorientiert wie möglich trainieren lassen. Fachsprachen bieten unterschiedliche Ansätze für praxisbezogene Differenzierungen.

Dies kann etwa im Hinblick auf bestimmte Funktionsbereiche geschehen. In der bekannten Reihe *Business Management English*[xii] finden sich etwa Lehrbücher zu *Marketing, Finance, Production and Operations* sowie *Personnel*, dazu im allgemeinen Programm noch Lehrwerke für Sekretärinnen und für den Bankenbereich.

Ein andere Differenzierung orientiert sich auf Kommunikationsbereiche, denen jeweils relevante Kompetenzen und Teilfertigkeiten zugeordnet werden können.
Für die Fachsprache Wirtschaft sehen Ellis /Johnson[xiii]

eine Reihe solcher Bereiche (*performance areas*):

- Sitzungen und Besprechungen (*meetings and discussions*)
- Informationen geben, Berichte verfassen, Präsentieren (*giving information*)
- Telefonieren *(telephoning*)
- Korrespondenz (*Business correspondence*)
- Geselligkeit (*socialising*)

Auf dieser Grundlage beschreiben die Autoren[xiv] die spezifischen funktional-sprachlichen Anforderungen an verschiedene Berufskategorien

- Manager in leitenden Funktionen sollten u.a. in der Lage sein, Sitzungen zu leiten,
- formale Präsentationen zu geben und bei formalen geselligen Anlässen zu kommunizieren
- im mittleren und unteren Management wird eher die Beteiligung an Sitzungen and die
- Fähigkeit zu informelleren Präsentationen erwartet, dazu insbesondere Kompetenzen im Telefonieren und Verfassen von Berichten
- Für Techniker und Ingenieure spielen Kompetenzen im Bereich der Geselligkeit eine
- geringere Rolle, dafür sind Präsentationen und die Beschäftigung mit Beschreibungen
- von großer Bedeutung.
- Für Sekretärinnen und Verwaltungsangestellte sind insbesondere Telefon- und
- Korrespondenzkompetenzen wichtig, bei Sitzungen werden sie häufig als Protokollführer fungieren, die Informationsvermittlung vollzieht sich in begrenzten Bereichen.

Im Hinblick auf alle beschriebenen Differenzierungen von Fachsprachen ist noch einmal hervorzuheben, dass eine Trennung von Allgemeinsprache und Fachsprache künstlich wäre und zudem dem Praxisanspruch widersprechen würde.

II. Sprachkompetenz

4. Was beinhaltet Sprachkompetenz?

Was bedeutet es, wenn man von einer Person sagt, dass sie eine oder mehrere Fremdsprachen, eventuell gar fließend, beherrscht? Festzuhalten bleibt zunächst, dass sich diese Kompetenz auf Handeln, auf die praktische Anwendung, bezieht. Ohne Kenntnisse und Wissen ist Sprache nicht vorstellbar, eine sogenannte lebende Sprache realisiert sich jedoch immer erst im Gebrauch dieser Kenntnisse. Diese Anwendungsfertigkeiten sind das wesentliche Element von Sprachkompetenz, ohne sie haben alle Kenntnisse über eine Sprache eben nur einen sehr begrenzten praktischen Wert, dies gilt natürlich für Fachsprachen in ganz besonderer Weise.

In der Regel wird diese Fähigkeit zur bewussten und gezielten Anwendung sprachlicher Mittel als ‚Kommunikative Kompetenz'[xv] und der damit verbundene, auch hier

im Vordergrund stehende, als der kommunikative oder funktionale Ansatz bezeichnet.
Dabei wird dieser Begriff hier so weit gefasst ‚dass er die oben beschriebenen Verständnisse von Sprache integriert, und neben der inhaltlichen Funktion auch Interaktion und die strukturellen Sprachelemente einschließt. Kommunikative Kompetenz bezeichnet dann umfassend die Fähigkeit zur funktionalen und angemessenen Bewältigung sprachlicher Anforderungen in spezifischen Kontexten. Kurz: Kommunikative Kompetenz ist die Fähigkeit zum Handeln mit sprachlichen Mitteln Als solcher enthält der Begriff mehrere Teilkompetenzen:

- Linguistische Kompetenz
- Soziolinguistische Kompetenz
- Interkulturelle Kompetenz
- Strategisch-rhetorische Kompetenz.

Das Wesen von Sprachkompetenz besteht darin, dass eine Vielzahl von Einzelelementen nach bestimmten Regeln situationsangemessen gezielt eingesetzt werden kann. Von fließender Sprachbeherrschung kann man also dann sprechen, wenn eine Person zu problemlosen sprachlichen Handeln in der Lage ist.

4.1 Linguistische Kompetenz

Für die mehr oder weniger sichere Beherrschung einer Sprache sind zunächst einmal Kenntnisse erforderlich, Kenntnisse insbesondere der Grammatik und des Vokabulars im Sinne eines potentiellen Reservoirs, aus dem man für die Sprachpraxis schöpfen kann. Diese Vokabeln und Regeln müssen gespeichert und gelernt werden, so wie Stoff in anderen Themenfeldern auch gelernt werden muss. Dies ist das Repertoire, aus dem die Elemente gezielt für Sprachäußerungen entnommen werden können, dabei sind beim Vokabular auch die Aussprache und die Rechtschreibung eingeschlossen. Aber derartige Kenntnisse, so wichtig sie als Gegenstand von Prüfungen sein mögen, sind noch keineswegs gleichzusetzen mit Sprachkompetenz. Praktische Sprachbeherrschung heißt, eine Sprache sowohl zu ‚kennen' als auch zu ‚können'. Der Engländer Christopher Taylor, der als sogenannter ‚Savant' über eine sogenannte ‚Inselbegabung' im Speichern von Informationen verfügt, hat sich das Vokabular von mehr als 20 Sprachen bis zu einer Wortschatzbreite von Muttersprachlern angeeignet – aber es gelingt ihm nicht, diese Vokabeln korrekt und angemessen in Zusammenhänge zu integrieren, er kann sie nicht als Sprache anwenden.[xvi]
Genauso wenig nützlich sind Grammatikkenntnisse, die sich in der mehr oder weniger erfolgreichen Bewältigung von Übungen erschöpfen, aber nicht für den Anwendungsbereich aktiviert werden können. Metaphorisch gesehen, bildet das Vokabular die Bausteine und die Grammatik den Bauplan für das ‚Sprachgebäude', aber zwischen dem bloßen Vorhandensein dieser Elemente und der funktionellen Nutzung existiert eine beträchtliche Kluft.

Das Repertoire bildet ein Potential, dass in vielfältiger Weise in unterschiedlichen Situationen genutzt werden kann. Linguistische Kompetenz ist damit die Kenntnis der formalen Mittel von Sprache und die Fähigkeit, diese einzusetzen. Sie impliziert damit die folgenden Teilkompetenzen:

- Lexikalische Kompetenz im Hinblich auf Bedeutung (Semantik) Aussprache (Phonologie) und Rechtschreibung (Orthographie)
- Grammatikalische Kompetenz im Hinblick auf die Bildung von Wörtern (Morphologie) und die Anordnung von Wörtern (Syntax)

Die praktische Sprachverwendung wird in 4 Fertigkeitsbereiche, die sogenannten *four skills*, differenziert und häufig auch separat geprüft, sie basieren auf der Anwendung des gelernten lexikalisch, grammatikalischen und wirkungsbezogenen Repertoires beim Hören ,Lesen Schreiben und Sprechen in situativen Zusammenhängen. Die wesentlichen qualitativen Aspekte der linguistischer Kompetenzen sind Korrektheit und Präzision

Korrektheit

Schon seit längerem hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, dass die bei der Anwendung des Repertoires die Komplexität von Sprache nicht angemessen mit dem simplen Gegensatzpaar ‚richtig-falsch' erfasst werden kann. Dies gilt für die englische Sprache in ganz besonderer Weise, nicht nur wegen der zahlreichen muttersprachlichen Varianten, sondern vor allem auch im Hinblick auf die Funktion als Lingua Franca. Stattdessen geht man üblicherweise zunächst von einem relativ breiten Spektrum akzeptabler Sprache aus, wobei akzeptabel hier in der Praxis aber immer noch zumeist aus der Sicht von Muttersprachlern verstanden wird. [xvii] Des weiteren gibt es einen Bereich ungewöhnlicher und damit auch eher ungebräuchlicher Sprache sowie schließlich inakzeptable, normverletzende Sprachäußerungen.

Sprache ist kreativ und ständig im Fluss begriffen, insofern verwendet nahezu jeder in der Muttersprache durchaus bisweilen ungewöhnliche und auch inakzeptable Sprache. Erst in der Häufung von Problemen in der konkreten Situation lässt sich daher die Bedeutung von Korrektheit erkennen. Diese, der Realität wohl angemessene, Dreiteilung bleibt daher sicher mit ihren Generalisierungen problematisch, man kann andererseits jedoch davon ausgehen, dass trotz wachsender Toleranz und der Suche nach Differenzierungen die Sprachregeln ihre für die Verständigung wichtige normative Rolle behalten werden. Eine Lingua Franca integriert eine große Zahl von Varianten, aber sie kommt natürlich nicht ohne Regeln aus, die erst eine Verständigung gewährleisten. Für praxisorientierte Sprache ist allerdings der jeweilige Fehlertyp weniger wichtig als die Auswirkungen.

Allgemein wirken Fehler in schriftlichen Texten stärker, da hier in der Regel nicht die Möglichkeit zu klärenden Nachfragen besteht.

Fehler können, zumal wenn sie vereinzelt auftreten und kleinere, vor allem mündliche, Sprachproduktionen betreffen, ohne Auswirkungen bleiben, schließlich ist auch der Sprachbebrauch von Muttersprachlern nach den Kriterien der Regelwerke keineswegs immer fehlerfrei.

Fehler können Irritationen hervorrufen, d.h. die Beziehungsebene zwischen den Kommunikationspartnern beeinträchtigen, indem sie Zweifel an der Zuverlässigkeit der Ausdrucksfähigkeit begründen oder die Kommunikation mühsam werden lassen, indem sie Nachfragen notwendig machen. Hier sind fremdsprachliche Benutzer des Englischen sicherlich gegenüber Muttersprachlern im Nachteil, bei ihnen kommen in der Regel schneller Zweifel auf, ob das Gesagte wirklich dem Gemeinten entspricht.

Fehler sind dann besonders schwerwiegend, wenn sie die Verständigung beeinträchtigen und zu Miss- bzw. Fehlverständnissen führen, sei es, weil ein sogenannter Globalfehler gemacht wurde und etwa die Satzkonstruktion misslang oder weil aus dem Fachrepertoire eine völlig falsche Vokabel eingesetzt wurde.

Ihre konkrete Wirkung haben Fehler dann allerdings erst in der jeweils spezifischen Fachpraxis. So können selbst sehr geringfügige Normverstöße, etwa in einem Bewerbungsschreiben schwerwiegende Konsequenzen haben, so spielt die irritierende Wirkung von Fehlern sicher in den stark von Beziehungen geprägten Wirtschaftskommunikation eine große Rolle, während sie in den Feldern Technik und IT zweifellos weniger relevant ist. Auch das Medium spielt hier eine Rolle. Sind auf dem Firmenbriefkopf geschriebene Briefe eine Art Visitenkarte des Unternehmens mit entsprechenden Ansprüchen, so werden Fehler in Emails fast als selbstverständlich akzeptiert. Ansonsten hätte der *Strunkenwhite*-Virus, der Mails mit grammatischen oder lexikalischen Fehlern blockierte, wohl kaum seine verheerende Wirkungen entfalten können.

Präzision

Die Fähigkeit zum präzisen sprachlichen Ausdruck basiert in erster Linie auf dem Umfang des Repertoires .Eine erhebliche Herausforderung für Sprachenlernende, und dies gilt wegen der Bedeutung der Beziehungsebene insbesondere für die Fachsprachen, besteht darin, die Gedanken und Intentionen in der Fremdsprache möglichst genauso präzise auszudrücken wie man das in der Muttersprache machen würde. Die entscheidende Voraussetzung in fachbezogenen Situationen hierfür ist und bleibt neben der Beherrschung der Fachterminologie das Vorhandensein eines möglichst umfassenden Repertoires an allgemeinsprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten, die einen flexiblen Umgang mit unterschiedlichen Sachverhalten und situativen Anforderungen im Hinblick auf die Beziehungsebene ermöglichen. Dies beginnt mit einfacher Informationsvermittlung, wird aber auf den höheren Stufen dann die Versprachlichung von Feinheiten, etwa von Gewichtungen, und Einstellungen wie Zweifel oder Unsicherheit etc. beinhalten[xviii]

4.2. Soziolinguistische Kompetenz

Dieser Aspekt bezieht sich auf die Fähigkeit zum Erfassen der Kommunikationssituation im Hinblick auf Ort, Zeit und Kommunikationspartner, insbesondere der sozialen Beziehungsebene als Grundlage für die Auswahl von Elementen aus dem Repertoire. Es geht um die Berücksichtigung sozialer Beziehungen im Sprachgebrauch, zunächst im Sinne von Rollen, mit denen bestimmte Verhaltenserwartungen verknüpft sind, die dann auch entsprechend sprachlich umzusetzen sind. Hiermit verbunden existiert häufig eine ‚*power relationship*, also eine hierarchische bzw. Machtbeziehung, ebenfalls mit Einfluss auf den Sprachgebrauch. Mit Kollegen wird man anders sprechen als mit dem Firmenleitern, mit einem kleineren Zulieferer wird man anders kommunizieren als mit einem wichtigen Kunden. Dies kann sich zum einen auf die Wortschatzverwendung beziehen, betrifft aber auch Sprachstile wie formal oder informell und, damit zusammenhängend, die Verwendung von Konventionen wie Anredeformen und Höflichkeitsfloskeln.

4.3. Interkulturelle Kompetenz

Hierbei handelt es sich um die Ergänzung und Ausweitung der soziokulturellen Elemente auf die internationale Ebene. Die Berufspraxis erfordert in zunehmendem Maße auch interkulturelle Fertigkeiten für eine angemessene und gezielte Kommunikation mit Angehörigen fremder Kulturen mit einem Bewusstsein für Verständnisprobleme und kulturelle Besonderheiten. Zu den spezifischen Kompetenzelementen gehören hier insbesondere:

- ein interkulturelles Problembewusstsein
- Anpassungsfähigkeit
- Aufgeschlossenheit
- Kenntnisse der Fremdkultur
- Kommunikationstrategien

Zunehmend wird interkulturelle Kompetenz bereits als übergeordnetes Konzept betrachtet, in dem kommunikative Kompetenz nur noch einen Teilbereich darstellt. Es scheint jedoch noch nicht völlig geklärt, welche spezifischen Teilkompetenzen hiermit verbunden werden und auf welcher Stufe diese ansetzen kann, zumal wenn es um eine Lingua Franca geht und nicht um die Sprache einer bestimmten Kultur. Interkulturelle Kompetenz ist ohne Sprache nicht vorstellbar, ebenso reichen rein linguistische Fertigkeiten in der Kommunikation mit Vertretern fremder Kulturen häufig nicht aus. Für die Praxis heißt dies immerhin, so weit wie geboten und möglich Elemente beider Bereiche zu integrieren. Zu diesem Bereich existiert mittlerweile eine umfangreiche Literatur, deren Berücksichtigung jedoch den Rahmen dieses Textes sprengen würde.[xix]

Angemessenheit

Der zentrale qualitative Aspekt der beiden letzteren Kompetenzen ist somit der angemessene Gebrauch von Sprache. Zweifellos stellt dies angesichts umfassender Differenzierungsmöglichkeiten viele Lernende im Fremdsprachenbereich vor beträchtliche Schwierigkeiten. Hier geht es um Präzision im Formalitätsgrad von Sprache, in Abstufungen zwischen formal, neutral und freundschaftlich. Dieser ist abhängig von der kulturellen Prägung und /oder der Beziehung zwischen den Kommunikationspartnern.

Der Formalitätsgrad von Sprache wird beeinflusst

- von der Vokabelauswahl, z.B. im Hinblick auf informelle Ausdrücke oder eine besonders ‚gewählte' Sprache, in der Linguistik Register genannt.
- vom Direktheitsgrad bei der Formulierung von Anliegen, etwa zwischen einer unmittelbaren Aufforderungen oder einer mit umfassenden Höflichkeitsformeln versehenen Bitte
- vom Einsatz von Höflichkeitskonventionen, wie z.B. Bedauern, Entschuldigungen
- von Begrüßungs- und Anredeformeln

Angesichts ständig zunehmender internationaler Kontakte ist davon auszugehen, dass insbesondere die interkulturell orientierte Angemessenheit eine zunehmend größere Bedeutung im Sprachenlernen einnehmen wird.

4.4. Strategisch-rhetorische Kompetenz

Diese bezieht sich auf den Einsatz des sprachlichen Repertoires in der Interaktion, auch unter Berücksichtigung sozialer sowie ggf. interkultureller Faktoren. Als solche beinhaltet sie u.a. eine sogenannte Diskurskompetenz, also einen kritisch-analytischen Umgang mit Kommunikation, und die Fähigkeit zum kompetenten Umgang mit Texten unter Berücksichtigung rhetorischer Mittel.

Für die Beschäftigung mit Texten spielen dann auch die linguistischen Qualitäten eine Rolle, wie etwa Korrektheit im Textverständnis und ein möglichst hohes Maß an Präzision. Hinzu tritt hier ein angemessenes Verständnis der Wirkungselemente des Textes im Kontext des sozio-kulturellen Hintergrundes. Hier geht es vor allem um die affektive Wirkung von Sprache, um die Wirkungen auf die Beziehungsebene.

Aus dieser Aufstellung wird deutlich, dass praxisbezogene Kommunikation ein breites Spektrum an Kompetenzanforderungen enthält, darunter auch Fachkenntnisse sowie bewusstseinsgesteuerte kognitive und soziale Strategien. Diese sind zwar sehr schwierig von Sprachkompetenz zu trennen und spielen auch zweifellos eine Rolle, ein gezieltes Training solcher Bereiche geht aber wohl in aller Regel über die realen Möglichkeiten der organisierten Sprachenausbildung hinaus. Insofern spricht vieles für eine interdisziplinäre Integration von verschiedenen Bereichen im Sprachenlernen, wo immer dies möglich ist und für eine Beschäftigung mit Sprache in umfassenden Kontexten.

Flüssiger Sprachgebrauch

Flüssigkeit resultiert aus der optimalen Nutzung der vorhandenen Sprachressourcen auf einer bestimmten Kompetenzebene. Die Formulierung von Gedanken immer länger, wenn dies zunächst in der Muttersprache geschieht und dann übersetzt werden Wer sich dabei zu viel vornimmt und sich auf eine hohe Sprachebene mit komplexen Strukturen begibt, ohne dafür über das entsprechende Repertoire zu verfügen, der wird leicht ins Stocken geraten. In diesem Fall können sogenannte Vermeidungsstrategien dabei helfen, auf den Einsatz komplexer Sprachmittel zu verzichten und die Sprachproduktion an den vorhandenen Ressourcen auszurichten: Langfristig ist dann die Fähigkeit zum unmittelbaren Formulieren in der Fremdsprache der beste Weg zur Flüssigkeit im Sprachgebrauch.

Zunächst impliziert Flüssigkeit beim Sprechen die Vermeidung störender Unterbrechungen auf der Suche nach Vokabeln und Strukturen, dies ist nur gewährleistet, wenn die Abrufbarkeit des Repertoires auf einer bestimmten Stufe funktioniert und ein unrealistisches Bemühen um die Formulierung komplexerer Sachverhalte nicht zu Problemen führt. Ein anderer Aspekt von Flüssigkeit ist in diesem Zusammenhand die Fähigkeit zur Umgehung von Sprachflussproblemen durch die rasche Ersetzung oder Umschreibung eines nicht vorhandenen Wortes.

Das abrufbare Repertoire sollte für die Interaktion auch Wendungen für grundlegende Sprachfunktionen, wie Zustimmung, Ungewissheit, Zweifel etc. beinhalten, insbesondere aber auch einen Fundus an sogenannten ‚*Conversational Routines'* oder ‚*Routine Phrases'*, allgemeinen Wendungen, die in ganz verschiedenen Situationen einsetzbar sind und für die Aufrechterhaltung des Sprechflusses sehr nützlich sein können. Aber ein völlig flüssiges Pidgin-English ist auch in einer Lingua Franca in der

Regel nicht akzeptabel. Insofern sind Korrektheit und Präzision auch hier wichtig. Auch Unsicherheiten im Bereich der Aussprache können hier störend wirken.

Beim Schreiben von Fachtexten steht ein flüssiger Stil für eine wirksame auf den Anlass des Schreiben bezogene ansprechende Präsentation mit klarer Struktur, Varianten, anschaulichen Darstellungen und die Gedankenführung verdeutlichenden Übergängen. Auf diese Weise kann die angestrebte Wirkung verstärkt werden, kann beim Leser die Akzeptanz des Anliegens gefördert werden.

Auch wenn Korrektheit eine Rolle spielt, Flüssigkeit ist vor allem eine Präsentationsfertigkeit, die im Bereich der sogenannten Pragmatik auf der affektiven Ebene wirkt. Defizite machen Kommunikation nicht unmöglich, behindern sie aber und erschweren so das Erreichen der angestrebten Ziele.

5. Fachsprachenkompetenz

Man hat in der Praxis so gut wie niemals ausschließlich mit der Fachsprache zu tun, beispielsweise gehen Telefonate, Besuche, die Lektüre von Texten, auch technischer Art, immer in den Bereich der Allgemeinsprache hinein und natürlich wird man sich beim Abendessen mit Geschäftspartnern nicht ausschließlich über geschäftliche Angelegenheiten unterhalten.

Zunächst gelten daher auch für Fachsprachen die üblichen Regelsysteme der Allgemeinsprache, die grammatischen Regeln zum Gebrauch der Zeiten finden in einer Software-Installationsanleitung oder einem Werbebrief genauso Anwendung wie im Alltagsbereich. Allerdings sollte in der beruflichen Fachpraxis die dienende Funktion von Grammatik besonders beachtet werden und zudem im Lernprozess eine Auswahl und Gewichtung relevanter Strukturen im Hinblick auf die Praxis erfolgen. Beispielsweise wird für einen Programmierer, der überwiegend über Emails kommuniziert, die Zeitenabfolge in der indirekten Rede kaum von Bedeutung sein. Dagegen haben Grammatikregeln in anderen Bereichen durchaus eine größere Bedeutung, z.B.:

- das Passiv zur Beschreibung von Prozessen und Abläufen im technischen und Wirtschaftsbereich
- die Bedingungsformen in Verhandlungen
- die Modalverben zum Ausdruck von Haltungen und Einstellungen
- die Adverbien zur Spezifizierung von Adjektiven bei Produktbeschreibungen

Natürlich bleibt auch das allgemeinsprachliche Vokabular von Bedeutung.
Auch in den Fachsprachen können mit geringen aber speziellen Sprachmitteln begrenzte Aufgaben erledigt werden, etwa das Grobverständnis einer Anleitung, das Ausfüllen eines Formulars oder ein einfaches Telefonat. Es ist, wenn die Umstände dies erfordern, möglich, beim Erwerb einer neuen Sprache von Anfang an im Bereich der linguistischen Kompetenz eine Integration von Allgemeinsprache, Fachsprache und Strukturarbeit vorzunehmen, dies ist sicher auch zeiteffizient, aber so bleibt das Kommunikationsrepertoire auf einzelne Standardbereiche begrenzt, es fehlt die Möglichkeit, flexibel auf neue Situationen zu regieren. Ebenso bleibt festzuhalten, dass ein lückenhaftes Repertoire auch die Fachkommunikation beeinträchtigen wird, wenn es um mehr als eng begrenzte Funktionen geht. Anders gewendet: Je umfangreicher

die allgemeinsprachlichen Kompetenzen sind, umso breiter sind dementsprechend auch die sprachlichen Möglichkeiten in der Fachsprache.

Ein möglichst hohes Maß an Korrektheit, Präzision, ergänzt durch soziale und interkulturelle Angemessenheit müssen auch auf der berufsspezifischen Ebene die Grundpfeiler der Definition von Kompetenz bilden, nicht zuletzt weil man durch sprachliche Defizite die Aufmerksamkeit und das affektive Wohlwollen eines wichtigen Kommunikationspartners nicht überstrapazieren sollte.

Hiervon ausgehend, lassen sich für den Fachsprachenbereich, gekennzeichnet durch Vokabular, Texte und Funktionen, weitere spezifische Kompetenzen identifizieren[xx]

- die inhaltliche Teilkompetenz als Einsatz fachspezifischen Wissens in den
- Kommunikationszusammenhängen
- die lexikologisch-semantische Teilkompetenz als bewusster und gezielter Einsatz von Fachvokabular in der Kommunikation
- die funktional-strategische Teilkompetenz als Fähigkeit zum gezielten, auf die Absichten gerichteten, Einsatz der vorhandenen sprachlichen Mittel und Fachkenntnisse in der Fachkommunikation. Dies impliziert auch eine stilistische Teilkompetenz als die Fähigkeit, stilistische und rhetorische Mittel gezielt einzusetzen die textuelle Teilkompetenz als Kenntnis von Textstrukturen und –Wirkungen
- im rezeptiven und produktiven Umgang mit Texten Beispiele hierfür sind die Regeln für das Verfassen korrekter Reports sowie insbesondere die vielfältigen Aspekte der Wirtschaftskorrespondenz.
- die soziale Teilkompetenz als angemessene Handhabung sozialer Rollen in fachbezogenen situativen Kontexten- Hier geht es darum, in der Interaktion die gewachsenen Konventionen und relevanten kulturellen Faktoren zu kennen und zu beachten und einen jeweils angemessenen Ton zu finden. Die Machtverteilung, etwa zwischen Kunde und Verkäufer oder Angestelltem und Vorgesetzten, wird zwar nicht mehr eindimensional gesehen, aber sie ist dennoch ein wesentlicher Faktor. Dies hat sich im Sprachgebrauch widerzuspiegeln, wenn man im Wirtschaftsleben erfolgreich sein möchte.

6. Kompetenzstufen

Sprachkompetenz ist kein absoluter Begriff. Differenzierungen sind möglich und auch durchaus nützlich. Für die Beschreibung der Sprachfertigkeiten von Lernern sind eine Reihe von Kompetenzebenen entwickelt worden.

Rubin/Thompson[xxi] beschreiben die Ebenen von Sprachfertigkeit mit dem Bild einer umgekehrten Pyramide, die sich, von einer schmalen Basis ausgehend, nach oben hin erweitert.

Allgemeine Anerkennung haben die vom Europarat entwickelten Lernstufen bzw. Kompetenzebenen als Teil eines umfassenden Portfolios zur Förderung von Fremdsprachen in Europa gefunden.[xxii] Die Kategorisierung geht von drei Stufen mit jeweils zwei Kompetenzebenen aus und bezieht sich auf die Allgemeinsprache. Die unteren zwei, A1 und A2, beschreiben eine elementare Sprachverwendung bis zur Kommuni-

kation in einfachen, standardisierten Situationen. B1 und B2 stehen für eine selbständige Sprachverwendung bis zur spontanen und flüssigen Ausdrucksfähigkeit, auch zu abstrakteren Themen. Dies dürfte wohl für die große Mehrzahl der Fachsprachenlerner sowohl von den beruflichen Anforderungen als auch von den persönlichen Voraussetzungen das anzustrebende Ziel sein. Auf den Stufen C1 und C2 geht es dann um eine kompetente Sprachverwendung mit erheblichen Differenzierungsmöglichkeiten. Eine genaue Beschreibung der Stufen findet sich auf der Homepage des Europarates[xxiii]

Das Modell bezieht sich auf Fremdsprachenkompetenz im allgemeinen Sinne, ist aber für den Bezug auf die englische Sprache als Lingua Franca von besonderer Bedeutung. Ein wichtiger Fortschritt besteht darin ,dass hier Kompetenzaspekte detailliert beschrieben werden und nicht mehr die Defizite gegenüber Muttersprachlern die Grundlage für die Einordnung des Sprachniveaus bilden, dass statt der zumeist unerreichbaren Vollkommenheit des muttersprachlichen Sprachgebrauchs die erreichten Leistungen im Vordergrund stehen. Das Modell des Europarates bildet mittlerweile europaweit den Ausgangspunkt für die Entwicklung von Lernprogrammen und entsprechend für Sprachprüfungen. Aber auch für ein selbstverantwortliches Sprachenlernen bietet es wichtige Orientierungsgrundlagen, im Bereich der Fachsprachen ebenso wie in der Allgemeinsprache. Für die Fachsprache Wirtschaftsenglisch lässt sich auf der Grundlage des Europarat-Modells die folgende Abstufung herstellen In die Aufstellung sind Beispiele aus den BEC-Zertifikaten, den abgestuften Wirtschaftsprüfungen der University of Cambridge eingegangen. Eine Aufstellung von Informationen und Homepages zu allgemeinsprachlichen und fachsprachlichen Zertifikaten in der englischen Sprache findet sich im Anhang.

Ebene	Stufe
Elementar	**A 1**

Kompetenzen:
Lexikalisches Verständnis von Textelementen und Kurztexten (Hotelinformation) Verwendung einfacher, z.T. auf Standardfloskeln beruhender Sprachäußerungen im Zusammenhang mit begrenzten unmittelbaren Bedürfnissen und einfachen Informationen (Hotelreservierung, Bitte um Telefonverbindung)

A 2

Kompetenzen:
Lexikalisches und begrenzt strukturelles globales Verständnis einfacherer Texte (Mail, Fax) und Verwendung einfacher Sprachäußerungen im Zusammenhang mit elementaren Bedürfnissen.
(Bitten, z.B. um Informationen, Präferenzen formulieren)

Selbständig **B 1 (BEC I *Preliminary*)**

Kompetenzen:
Globales Verständnis von Fachtexten, auch kurze Artikel in der Fachpresse und Äußerungen (Telefonate, kurze Dialogbeiträge) Bewältigung von fachbezogenen Situationen unter Verwendung von Elementen der Standardsprache und begrenzt selbständige Versprachlichung unterschiedlicher Bereiche,(Formulare ausfüllen, Kurztexte zu unterschiedlichen Anlässen erstellen, Berichte und begründete Meinungen abgeben)

B 2 (BEC II *Variance*)

Kompetenzen:
Präziseres Verständnis auch komplexerer Texte und Äußerungen (z.B. Fernsehsendungen) und fließende, aber nicht fehlerfreie Verständigung über abstraktere Themen aus einem breiteren Spektrum
Beteiligung an Gesprächen, Verfassen von Korrespondenz und Kurzberichten, Kurzpräsentationen,

Fortgeschritten **C 1 (BEC III *Higher*)**

Kompetenzen:
Verständnis längerer komplexer Texte mit deren impliziten Bedeutungen aus einem breiten Spektrum, strukturierter, fließender und flexibler Gebrauch von Sprache zur Formulierung komplexer Sachverhalte in Wort und Schrift, etwa in Form von Berichten, umfangreicheren Präsentationen oder der aktiven Beteiligung an Sitzungen und Verhandlungen mit überwiegend nuanciertem Einsatz von Sprache

C 2

Kompetenzen:
Nahezu uneingeschränkte Verständnis- und Ausdrucksfähigkeit, Fähigkeit zu spontaner, flexibler und dabei nuancierter Kommunikation

Beim Bezug auf Fachsprachen wurde hier keine Einschränkung des Modells vorgenommen sondern eine Fokussierung auf die Anwendung von Sprache in einem bestimmten Bereich. Dabei ist zu beachten, dass mit dem Modell ganz umfassend die möglichen langfristigen Entwicklungsniveaus beim Erwerb einer Fremdsprache abgebildet werden. Ohne mehr oder weniger regelmäßige Aktivierungen geht das Gelernte zwar in der Regel nicht verloren ,es werden aber sehr wohl die Anwendungsfertigkeiten beeinträchtigt, und das kann Rückschritte in den Fertigkeitsstufen bedeuten. Für das Erreichen der jeweils nächsthöheren Stufe sind andererseits sowohl im Hinblick auf Allgemeinsprache als auch Fachsprache je nach Umständen intensive und umfangreiche Lernanstrengungen erforderlich, dies kann durchaus jeweils mehrere Jahre in Anspruch nehmen. Insofern kann kaum jemand davon ausgehen, die gesamte Stufenskala in einer einzigen Lernsequenz, etwa im Hochschulbereich, zu durchlaufen. Im Falle eines Auslandsaufenthaltes besteht die Möglichkeit, schneller voranzukommen, aber Wunder sind auch auf diesem Weg nicht zu erwarten.

Natürlich sind derartige lineare Skalen nicht unproblematisch. Die Qualität der Inhalte spielt keine Rolle, und die Herstellung von Bezügen zu einzelnen Übungen und Tests dürfte auch schwierig sein. Schließlich handelt es sich hierbei um Abstrahierungen, die im Sinne der Aussagewirkung sicher notwendig sind, nicht in jedem Fall bewegen sich die verschiedenen Fertigkeitsbereiche aber tatsächlich auf der gleichen Stufe Gerade der Bezug auf den einzelnen Lerner erfordert häufiger Differenzierungen, enthalten diese Stufen doch Elemente und Aspekte aus ganz unterschiedlichen Kompetenzbereichen.

Dementsprechend ist für den Eurorat ergänzend zu dem allgemeinen Stufenmodell eine differenzierte Aufstellung der Kompetenzen in den einzelnen Fertigkeitsbereichen entwickelt worden, die sich ebenfalls auf der Homepage des Europarates findet. Auf diese Weise können auch spezifische berufliche Anforderungen berücksichtigt werden. Vor allem jedoch ist auch diese detaillierte Darstellung eine nützliche Orientierungsgrundlage im Prozess selbstgesteuerten Lernens.

III. Sprachen Lernen

7. Spracherwerb und Sprachenlernen

Im Zusammenhang mit der Rolle des Gehirns ist häufig auf den Erstsprachenerwerb von Kleinkindern als grundlegendem Modell für das Fremdsprachenlernen hingewiesen worden, Eine solche Sichtweise mag im Hinblick auf die Effektivität zunächst verlockend sein, haben wir es doch alle scheinbar nahezu mühelos und natürlich zu einer umfassenden Beherrschung der Muttersprache gebracht. In der Linguistik wird dieser Vorgang als *acquisition* –mit Spracherwerb nur unzureichend übersetzt[xxiv]- bezeichnet. Auch Personen, die über längere Zeit im Ausland gelebt haben, sind so häufig zu hoher Sprachkompetenz gelangt, zumindest in den Fertigkeitsbereichen, die sie praktiziert haben. Über ein ausgeprägtes Regelbewußtsein verfügen auch sie in der Regel nicht, aber das ist in diesem Fall auch von geringerer Bedeutung. *Acquisition* funktioniert weitgehend mühelos – die Sprachfertigkeiten werden ‚unbewußt', quasi als Nebenprodukt der praktischen Kommunikation erworben. Sie sind außerdem immer besser gefestigt, da sie in situativen Zusammenhängen mit unterschiedlichen Sinneswahrnehmungen und begleitet von emotionalen Prozessen erworben wurden.

- Es ist jedoch nicht zu übersehen, dass wesentliche Unterschiede zum späteren, formalisierten Sprachenlernen vorliegen.
- der Erstsprachenerwerb vollzieht sich über einen mehrjährigen Zeitraum, in dem eine
- rezeptive Phase der Ausbildung der Ausbildung produktiver Fertigkeiten vorgeschaltet ist.
- der Erstsprachenerwerb findet ständig statt und ist nicht auf bestimmte Zeiten und Orte beschränkt
- beim Erstsprachenerwerb sind die sprachlichen Modelle intensiv in Situationen eingebunden.
- Die Aufnahmefähigkeit beim Kleinkind ist aufgrund biologischer Faktoren deutlich höher[xxv]

Beim Fachsprachenlernen geht es nach wie vor überwiegend um Lernen, einen organisierten, kognitiven Prozess, sei es im Rahmen von Lehrveranstaltungen, im Selbststudium oder einer Verbindung davon. Auf diese Art von Fertigkeitsausbau zielt dieser Text, ohne dass dabei von einer strikten Trennung der beiden Aneignungsformen ausgegangen wird. Für die große Mehrzahl der Lernenden gibt es auf Grund ihrer Umstände – zu denen auch das Alter gehört - zum kognitiven Lernen keine realistische Alternative. Es ist aber möglich und sinnvoll, diese, so weit wie immer möglich, mit Phasen und Elementen von Spracherwerbsprozessen zu integrieren. Dies ist potentiell immer dann der Fall, wenn die Sprache als Medium zur Beschäftigung mit Inhalten verwendet wird. Im konkreten Fall der Fachsprachen bestehen Möglichkeiten hierfür insbesondere durch Auslandsstudienaufenthalte, durch die Teilnahme an fremdsprachlichen Lehrveranstaltungen, auch durch Lehrveranstaltungen mit vielfältigen Möglichkeiten für Aktivitäten.

8. Lernen und Speichern

Lernen beschreibt im allgemeinsten Sinne eine Veränderung oder Erweiterung von Verhalten, deshalb kann es nur vom Lernenden selbst vollzogen werden. Es ist damit auf die Auseinandersetzung mit dem Lerngegenstand, hier die Anwendung von Sprache gerichtet, und mehr als das bloße Speichern von Daten und Informationen. Speichern steht also hier für die Verankerung von Daten wie Grammatikregeln und Vokabular im Gedächtnis für spätere Aktivierungen als einen Teilbereich von Lernen. Was genau dabei vor sich geht, wird erst ganz allmählich, im Zuge der Fortschritte der Neurobiologie, der Gehirnforschung, deutlicher. Dennoch ist es nach wie wohl angebracht, in diesem Zusammenhang das Bild einer Black Box zu verwenden, zumal sich Lernen sicherlich nicht auf Hirnfunktionen reduzieren lässt. Das bedeutet, man kann den Input, den Lernstoff, die Methoden betrachten und man kann die Lernergebnisse messen, Lernerfolge bewerten. Aber eine klare, umfassende Vorstellung der Wege zu solchen Lernzielen existiert (noch) nicht. Ganz bewusst sind hier die Pluralformen verwendet worden, denn es ist davon auszugehen, dass eben viele Wege zu durchaus unterschiedlichen Lernzielen führen. Wahrscheinlich ist der Sprachlernprozess letztlich nicht weniger komplex wie sein Gegenstand, die Sprache selbst.
Es ist aber sehr wohl möglich, Strategien zu identifizieren und zu beschreiben, die erfolgreiches Fremdsprachenlernern fördern können. Hierzu gehören[xxvi] :

- Gedächtnisstrategien zur Speicherung und zum Abrufen von Informationen
- Kognitive Strategien zum Verstehen und zur Anwendung der Sprachregeln
- Metakognitive Strategien zur kritischen Steuerung des eigenen Lernprozesses
- affektive und soziale Strategien zur Berücksichtigung der interpersonalen Aspekte von Kommunikation.

Die intensivere Beschäftigung mit den letzteren Strategien würde den Rahmen dieses Textes sprengen. Auf die anderen wird in den folgenden Abschnitten wiederholt Bezug genommen, als Ausgangspunkt für Anregungen, mit denen Lernende ihre eigenen Erfahrungen machen sollen.

9. Die Rolle des Gehirns

Auch wenn sich die Forschung immer noch in einem relativ frühen Stadium befindet, deutet vieles darauf hin, dass Erinnern und Lernen grundsätzlich mit chemisch-elektrischen Prozessen im Gehirn zu tun hat. Die Bedeutung dieses Organs lässt sich bereits daran erkennen, dass es etwa ein Fünftel des gesamten Kalorienhaushaltes einer Person für sich beansprucht.

Es ist bereits erwiesen, dass unser Gehirn Grammatik und Wortschatz in unterschiedlichen Regionen speichert. Beim Erlernen mehrerer Sprachen in der frühen Kindheit liegen diese zusammen, für später erworbene Fremdsprachen muss das Gehirn neue getrennt liegende Areale anlegen, entsprechend schwieriger und auch mühseliger kann dann das Lernen werden.[xxvii]

Ein weiterer Faktor ist die Ausprägung der Gehirnstrukturen als Raster die Speicherung von Daten. Hierfür stehen zwei Erklärungsansätze zur Verfügung. Nach dem ersten bilden sich bis spätestens zur Pubertät im Zuge der Verbindungen zwischen

den Nervenzellen (Synapsen) bei der Informationsverarbeitung bestimmte Grundmuster heraus, die später nicht mehr grundlegend verändert werden können und etwa eine Orientierung auf abstraktes oder intuitives Lernen prägen.[xxviii] Der zweite Ansatz orientiert sich auf die Unterschiede zwischen der linken, analytisch-abstrakten und der rechten, bildhaft-kreativen Hirnhälfte und fragt danach, welche dieser Hälften im bisherigen Sprachlernprozess die größte Rolle gespielt hat. Die Parallelen zum ersten Ansatz sind augenfällig, allerdings geht man hier davon aus, dass mit bestimmten Lernprogrammen der Einsatz beider Gehirnhälften für das Sprachenlernen trainiert werden kann.

Beide Ansätze können eine Erklärung dafür liefern, weshalb sich Lerner mit Erfolgen in mathematisch-technischen Fächern beim Sprachenlernen eher schwer tun. Für ein Vorwegurteil oder dar eine Rechtfertigung schlechter Lernleistungen können sie jedoch nicht herangezogen werden. Mit gezieltem und effizienten Lernen kann sich jeder eine hohe Sprachkompetenz aneignen, trotz ungünstiger Prägungen.

Ein Sprachenlernen kann ohne die Aneignung von Wissen, insbesondere der Verarbeitung umfassender lexikalischer und grammatikalischer Elemente nicht funktionieren. Damit ist der Lernprozess keineswegs abgeschlossen, aber der Umfang dieses Repertoires bildet eben einen entscheidenden Faktor für Sprachkompetenz.

Zu den Bestandteilen des Repertoires gehören nur Elemente, die dauerhaft im Gehirn gespeichert und mehr oder weniger problemlos abrufbar sind. Von besonderer Bedeutung für den Aufbau des Sprachrepertoires sind daher die verschiedenen Stufen des Gedächtnisses. Aus unserem Ultra-Kurzzeitgedächtnis geht ständig eine Unmenge an Daten in das Kurzzeitgedächtnis ein. Da ständig neue Informationen einströmen, verbleiben sie hier nur kurze Zeit, maximal einige Tage, sonst würde unser Gehirn sehr schnell unter der Datenmenge zusammenbrechen. Nach etwa 10 Minuten sind noch über 80 Prozent der Informationen vorhanden, wer kurz vorher erstellte Daten bei einem Computerabsturz verliert, stellt meist mit Erstaunen fest, wie viele davon noch im Gedächtnis präsent sind. Nach 24 Stunden gilt dies aber nur noch für weniger als 20 Prozent. Nur solche, die von einer gewissen Relevanz sind und an vorhandene Raster angedockt werden können, werden, haben eine Chance, die Filter zu überwinden und in das Langzeitgedächtnis aufgenommen zu werden.[xxix] Dies verdient beim Sprachenlernen, wo auf das Speichern einer Vielzahl einzelner Vokabeln nicht verzichtet werden kann, ganz besondere Beachtung. Einer der Wege ins Langzeitgedächtnis führt über die Quantität, mit ständigen Wiederholungen und Variationen des Stoffes, solche Wiederholungen werden schließlich auch in der Muttersprache, da allerdings unbewusst in der Sprachanwendung, ständig vorgenommen Dieser ist sicher aufwendig, häufig wenig interessant, kann aber durchaus wirksam sein. Der andere hängt mit der Intensität des Lernimpulses zusammen. Der Stoff wird herausgehoben und mit emotionalem Aspekten verbunden.

Auf die Unterschiede zwischen den Gehirnhälften ist bereits verwiesen worden. Wir wissen inzwischen auch, dass unser Gedächtnis über verschiedene Abteilungen verfügt. So gibt es neben dem semantischen, in dem konventionell gelerntes Wissen gespeichert wird, ein episodisches für die persönlichen Erlebnisse und Gefühle. Wenn man davon ausgeht, dass Lernen dann erfolgreicher ist ,wenn möglichst viele unterschiedliche Gehirnpartien involviert werden, wenn es also mit Spracherwerb verbunden wird, dann könnte hier ein Erklärungsansatz für die Bedeutung von Aus-

landsaufenthalten für das Sprachenlernen liegen. Allgemein lässt sich hier vor allem die Bedeutung des *learning by doing* ableiten.

10. Learning by doing

I hear and I forget
I see and I remember
I do and I understand
(Chinesisches Sprichwort)

Die Aussage dieses Sprichwortes wird von der Lernpsychologie bestätigt.
Indem der kommunikationsorientierte Ansatz für das Sprachenlernen die praktische Anwendung des Gelernten in den Vordergrund stellt, impliziert er die grundlegende Bedeutung des *learning by doing*. Die Fähigkeit zur Anwendung von Sprache beruht auf dem Vorhandensein eines Repertoires, aber dieses Verhältnis ist nicht mechanistisch zu sehen. In der Praxis finden die Speicherung und Anwendung in vielfacher Weise parallel statt, werden etwa gleichzeitig Begriffe und Strukturen ins produktive Repertoire überführend, während bei anderen erst der Speicherungsprozess begonnen wird.

Learning by doing enthält Elemente des Spracherwerbs und ist als solches dem motivationsblockierenden Speichern durch zahlreiche Wiederholungen überlegen, es ermöglicht eine festere Speicherung von Wissen und schafft darüber hinaus Verbindungsmöglichkeiten für das Abrufen in unterschiedlichen Kontexten. Je mehr Sinneskanäle beteiligt sind, umso mehr wird behalten. Dass aktives Lernen grundsätzlich effektiver ist, gehört zu den wenigen allgemein gültigen Aussagen, die man im Hinblick auf Lernen machen kann.

Lernen vollzieht sich – wieder abstrakt betrachtet - in mehreren Stufen, in der Regel mit Informationsaufnahme, Verstehen und Behalten bezeichnet. Dabei werden die Aufbereitung, Strukturierung und Eingrenzung von Lernstoff dem Lernenden zumeist zu einem großen Teil von Lehrbüchern und Lehrern abgenommen, für das Üben und Behalten gibt es dort ebenfalls Angebote. Für das Sprachenlernen und insbesondere das Lernen von Fachsprachen muss im Sinne der oben gegebenen Definition unbedingt noch die Kategorie Anwendung hinzufügt werden, ob sie einem Bereich des Behaltens bildet oder eine eigenständige Stufe spielt dabei wohl eine untergeordnete Rolle. Wichtig ist aber, dass man nur dann vom erfolgreichen Lernen einer Sprache sprechen kann, wenn jeweils alle Stufen bis zur freien Anwendung des Lernstoffs bewältigt wurden.

11. Lernertypen

Es lässt sich wohl feststellen, dass das learning by doing *bei den weitaus meisten Sprachenlernen zu guten Ergebnissen führt. Ansonsten gibt es nur sehr wenige allgemeingültige Regeln für das Erlernen von Fremdsprachen, da von einer Reihe unterschiedlicher Lernertypen auszugehen ist. Der Archäologe Heinrich Schliemann erzielte erstaunliche Erfolge in nicht weniger als 19 Fremdsprachen, indem er ganze Romane auswendig lernte, viel laut las, ohne zu übersetzen, dann die neuen Voka-*

beln in freien Ausarbeitungen verwendete, die er von Muttersprachlern korrigieren ließ.[xxx]
Aber diese Rezepte sind bereits wegen der völlig anderen Umstände nicht einfach verallgemeinerbar. Im Zusammenhang mit den Lernertypen sind zahlreiche Differenzierungen vorgenommen worden, zu den gebräuchlichsten gehören[xxxi]

- Lernende mit oraler oder visueller Aufnahmeorientierung,
- mit imitativen oder abstrakt-regelorientierten Speicherungen
- mit einem normorientierten, Fehler vermeidenden oder einem eher intuitiven, sprachflussorientierten Sprachgebrauch mit entsprechend geringen Fehlerfokus.

Hier handelt es sich um Gewichtungen, nicht um ausschließliche Faktoren, auch für imitativ orientierte Lerner wird sich die Beschäftigung mit Grammatik lohnen und niemand lernt schließlich eine Sprache nur durch Hören und Sprechen. Aber man lernt eben erfolgreicher, wenn man diese grundlegenden Prägungen und Orientierungen berücksichtigt.

Festzuhalten bleibt, dass die Erfolge beim Ausbau der Sprachkompetenz von den bisherigen Erfahrungen des einzelnen beeinflusst werden, die jeweils in der Lernbiographie gewachsen sind. Damit verbinden sich bei den meisten relativ deutliche Einstellungen zum Sprachenlernen. Solche Ausprägungen sind demnach keineswegs zufällig, sondern das Ergebnis eines längeren Entwicklungsprozesses in den neben den beschriebenen unterschiedlichen Rastern im Gehirn mindestens zwei weitere Aspekte eingegangen sind:

- Die Persönlichkeit des Lernenden als vorläufiges Ergebnis der interaktiven Erfahrungen auf der Grundlage von Veranlagungen. Beispielsweise wird ein extrovertierter Lerner auch in der Fremdsprache diese Persönlichkeitsmerkmale verstärkt einsetzen.
- Die bisherigen Erfahrungen im Sprachlernbereich als Vorverständnis wichtiger Bereiche und Verarbeitung mehr oder weniger erfolgreicher Vorgehensweisen. Beispielsweise wird eine langjähriger Unterricht bei einem stark regelorientierten Lehrer wohl kaum seine langfristigen Wirkungen auf den Lernenden verfehlen, auf diese Weise entstehen Vorstellungen vom Sprachlernprozess, Erfahrungen mit Methoden und positive oder negative Einstellungen.

12. Konzepte zum Sprachenlernen

In den letzten Jahrzehnten sind ein Vielzahl von Ansätzen und Konzepten zum einem Ausbau von Fremdsprachenkompetenz entwickelt worden, keiner von diesen hat sich, was letztlich auch nicht zu erwarten war, als der große Durchbruch erwiesen. Wahrscheinlich nicht zuletzt deshalb, weil sie jeweils für bestimmte Lernertypen wirkungsvoll waren, während sie von anderen abgelehnt wurden. Sie enthalten aber immerhin für den einzelnen Lernenden Anregungen und Möglichkeiten, die Lernergebnisse zu optimieren. Für die Beschäftigungen mit Fachsprachen enthalten insbesondere die folgenden interessante Elemente:

Die in den fünfziger Jahren in den USA entwickelte audio-linguale Methode (*Audio-Lingual Method*)[xxxii] stellt die gesprochene Sprache von Muttersprachlern in den Vordergrund. Diese wird von den Lernenden imitiert und, in Strukturen zerlegt, geübt und in ständigen Widerholungen gelernt. Übersetzungen werden vermieden und explizite grammatische Regeln spielen dabei nur eine untergeordnete Rolle. Die Bedeutung des Ansatzes liegt in der Orientierung auf authentischem Input, auf gesprochener Sprache, auf Dialoge und Hörverstehen als Ausgangspunkte von Sprachenaneignung, aber hier liegen gleichzeitig auch die Grenzen. Hier wird nur ein Teilbereich von Sprache behandelt, das ständige Wiederholen von Strukturen ist nicht besonders motivierend und auch der Transfer von der Rezeption auf freie produktive Fertigkeiten bleibt zweifelhaft.

Bei der Suggestopädie[xxxiii], in den sechziger Jahren von dem bulgarischen Arzt Lozanov entwickelt, werden unterbewusste Einflüsse für die Sprachenaneignung genutzt. Mit von Barockmusik getragenen Entspannungssequenzen sollen über die Einbeziehung der rechten Hirnhälfte die Lernbereitschaft und Speicherkapazität des Gehirns gefördert werden. Von den Lernenden wird durchaus eine relativ hohe Bereitschaft zum Einlassen auf diese eher unkonventionellen Methoden gefordert. Ab den achtziger Jahren sind eine Reihe von (ausgesprochen teuren) Lernprogrammen auf der Basis von Suggestopädie, häufig unter der Bezeichnung ‚Superlearning', erschienen, auch zu Bereichen der Wirtschaftsfachsprache Englisch, auf denen überwiegend vor dem Hintergrund klassischer Musik Vokabeln gesprochen werden. Das interessante an dem Ansatz ist der Ausgangspunkt, dass Menschen im Zustand der Entspannung besser lernen, aber in diesem Zusammenhang gibt es eben auch andere Möglichkeiten. Die hier vorgesehenen Übungen mögen bei bestimmten Lernertypen, die bereit sind, sich auf diese eher ungewöhnliche Methode einzulassen, durchaus eine erfolgreiche Speicherung der Begriffe bewirken, es bleibt jedoch zweifelhaft, ob diese im freien Sprachgebrauch dann abrufbar sind, zumal entsprechende Übungen in diesem Ansatz nicht vorgesehen sind.

Der in den siebziger Jahren eingeführte *Natural Approach*[xxxiv] orientiert sich auf die beschriebene Differenz zwischen quasi natürlichem Spracherwerb, der sich in Analogie zum Erwerb der Erstsprache über einen möglichst umfangreichen Input vollzieht und Sprachenlernen als bewusstem Prozess der Aneignung des Regelsystems einer Sprache, welches dann im Sinne eines Monitors als Korrektiv der Sprachproduktion eingesetzt wird. Der Ansatz richtet sich in erster Linie - aber nicht ausschließlich - an Lernende im Anfangsniveau. Seine Bedeutung für das Sprachenlernen liegt in der Hervorhebung des Bedeutung von umfangreichen und authentischen Inputs als Voraussetzung für produktive Sprache und der Bedeutung einer Kontrollinstanz für Sprachhandeln. Insbesondere erwachsenen Lernenden hat jedoch die künstliche Unterteilung in lehrergesteuerten Spracherwerb mit verzögerten Produktionsübungen, bei dem das Sprechen erst nach einer längeren Inputphase erfolgt, und dem Aufbau des Monitorsystems Probleme bereitet.

Mag auch vieles an diesen Ansätzen auf den ersten Blick merkwürdig sein, so haben doch eine Vielzahl von Lernenden mit diesen ihre Sprachkenntnisse erweitert. Was letztlich zählt, sind die Ergebnisse, nur durch Experimentieren wird man zu einem erfolgreichen Lerner und nur so lässt herausfinden, ob und in welchem Umfang sie für den Einzelnen nützlich sein können.

13. Lernen und Studieren

Studieren steht für einen Teilbereich von Lernen, in der deutschen Sprache, anders als im Englischen, wo der Begriff weiter gefasst wird, auf den Hochschulkontext bezogen, und damit sind dann auch in der Regel bestimmte Implikationen verbunden, darunter insbesondere eben die Fähigkeit zum selbstverantwortlichen Lernen. Mit dem Studienabschluss sollte der Student vor nicht nur Fachkompetenz, sondern eben auch Lernkompetenz bescheinigt bekommen.

Mit seinen Leistungsanforderungen und den damit verbundenen Kontrollen stellt ein Fachsprachenstudium über die allgemeinen Aspekte des Lernens hinaus besondere Ansprüche, mit denen es etwa über einem herkömmlichen Sprachkurs hinausgehen sollte, auch wenn z.T. die gleichen Lehrbücher mit ähnlichen Inhalten als Grundlage dienen.

Zunächst werden bereits durch den angestrebten Abschluss bestimmte Leistungsansprüche definiert, an denen sich die Studierenden, aber auch die Lehrenden, orientieren müssen. Außerdem sollte die Sprachkompetenz hier stärker mit Methodenkompetenz verbunden werden, sollten die Fachsprachen als akademisches Fach auch den Aufbau einer bestimmten Lernkompetenz fördern. Das Ziel eines Studiums besteht nicht ausschließlich, aber doch zu einem erheblichen Teil, in der Vermittlung berufsorientierter Qualifikationen. Von einem Akademiker kann mithin erwartet werden, dass er nicht nur in der Lage ist, seine Studien effizient und effektiv durchzuführen sondern auch Methoden und Techniken entwickelt, mit denen er in späteren Phasen seine Kompetenz aktualisieren und ggf. an neuen Herausforderungen anwenden kann. Dass es solche Situationen für die Mehrzahl der gegenwärtigen Fachsprachenstudierenden geben wird, ist im Prozess der Internationalisierung nahezu aller Lebensreiche inzwischen mit einer sehr hohen Wahrscheinlichkeit zu erwarten.

Das Studium einer Fachsprache unterscheidet sich ,zumindest abstrakt gesehen, vom eigentlichen Fachstudium, indem es auf das Medium gerichtet ist, mit dem die Kommunikationsprozesse um die Fachinhalte geführt werden. Angesichts einer wachsenden Zahl von Auslandsstudienaufenthalten und englischsprachigen Lehrangeboten an deutschen Hochschulen wird diese Differenzierung zunehmend undeutlicher. Genau genommen vollziehen sich Fachsprachenstudien im Hochschulbereich häufig bereits in zwei Phasen.

- Das Studium der Sprache: Der Aufbau einer fachsprachlichen Grundkompetenz
  Bei einem Studium geht in der Regel um *‚pre-experience'* Lernen, dass der Berufserfahrung vorgelagert ist und in erster Linie eine Grundlage für eine oder wahrscheinlich mehrere Spezialisierungen in der Berufspraxis anlegen soll.
  Eine solche akademische Beschäftigung mit einer Fachsprache impliziert natürlich einen Praxisbezug, aber eben nur einen mittelbaren. Im Sprachlernprozess, der etwa im Hochschulsektor in der Regel nach wie vor der Berufspraxis vorausgeht, ist daher zunächst die Beschäftigung mit einer Fachsprache auf einer eher allgemeinen, mehrere Bereiche umfassenden, Ebene sinnvoll, an dieser Stelle kann es nur das Ziel sein, eine möglichst breite Grundlage zu schaffen.

In der Berufspraxis hat man es dann häufig mit einem mehr oder weniger engen Teilbereich zu tun. Die Differenzierung in begrenzte spezifische Bereiche kann sich auf bestimmte Aufgaben oder auf die verschiedenen, oben beschriebenen Funktionsebenen vollziehen, leitende Manager benötigen eine andere Fremdsprachenkompetenz als Sachbearbeiter oder Sekretärinnen und wird natürlich im Bankenbereich ein anderes Fachvokabular relevant sein als etwa im Marketing. Im Umkehrschluss gewährleistet eine begrenze Kompetenz in solchen Bereich, etwa im Rahmen einer Tätigkeit neben dem Studium, nicht zwangsläufig die Übertragbarkeit der Fertigkeiten in andere Bereiche oder eine allgemeine fachsprachliche Kompetenz.

- Das Studium in der Sprache
- Die Spezialisierung in der internationalen Berufspraxis ist das eine, zum anderen können die fachsprachlichen Grundlagen auch für die Teilnahme an fremdsprachlichen Lehrveranstaltungen – im In- und Ausland – genutzt werden.
- Dabei stehen im Hinblick auf die Sprache zwei Ziele im Vordergrund:
- Der Ausbau von Fachsprachenkompetenz auf der Grundlage der Lehrveranstaltungen
- Die Übung in der Bewältigung akademischer Aufgaben in der Fachfremdsprache, Dies bezieht sich auf Präsentationen aber auch auf spezifische akademische Fertigkeiten wie etwa *note-taking*, *academic writing* oder komplexere Textverarbeitungsfertigkeiten in dem jeweiligen Studienbereich.[xxxv]

Dies ist die zweite Phase eines Fachsprachenstudiums, hier geht es insbesondere um die sprachliche Auswertung und Nutzung der fremdsprachlichen Fachveranstaltungen für das Fachstudium.

IV.Fachsprachenlernen als Managementprozess

14. Merkmale ‚guter' Lerner

Ausgehend von einem Verständnis von Sprachkompetenz, dass sich sowohl auf Kennen wie auf Können bezieht, lassen sich typische Merkmale eines guten, erfolgreichen (Fach-) Sprachenstudierenden identifizieren. Der englische Begriff ‚*The Good Learner'* ist weiter gefasst, impliziert aber analog zur Studiensituation ein selbstverantwortliches Lernen[xxxvi]

Hierzu gehören insbesondere:

- ein hoher Motivationsgrad, der auch bei den notwendigen regelmäßigen Wiederholungen erhalten bleibt
- die intensive Nutzung von Gelegenheiten zur Anwendung des Gelernten und zum Praktizieren der Lernsprache
- das Bemühen, Bezüge herzustellen zwischen den Lerninhalten und dem eigenen Erfahrungshorizont
- die Bereitschaft zum Experimentieren beim Transferieren des Gelernten mit dem Risiko, Fehler zu machen
- die kritische Auseinandersetzung mit den eigenen Fehlern für den Ausbau der Sprachkompetenz

- der aktive Aufbau und Ausbau eines Regelsystems der Fremdsprache als Monitor für die selbständige Kontrolle von Sprachproduktion
- die kritische Auseinandersetzung mit den angewandten Lernmethoden

Bezogen auf den Gegenstand bleibt festzuhalten, dass Sprache hier vom Lernenden nicht als ein Spektrum isolierter Elemente, sondern, ihrem oben beschriebenen Wesen entsprechend, als ein zwar nicht völlig logisches, aber doch mit Regelmäßigkeiten ausgestattetes System verstanden wird, innerhalb dessen aktiv Einordnungen und die Herstellung von Bezügen vorgenommen werden. Sie entwickeln *language awareness*, ein Bewusstsein der Zusammenhänge, der Gesetzmäßigkeiten einer Sprache und nutzen diese für ihren Lernprozess. Dabei werden Aktivitäten mit und in der Fremdsprache vollzogen. Dazu gehört, dass Gelegenheiten zur praktischen Auseinandersetzung mit der Fremdsprache gesucht und auch wahrgenommen werden. Hierzu bietet gerade die englische Sprache eine Fülle von Möglichkeiten. Hinzu kommt der Austausch mit anderen Lernern über Methoden, etwa zum Ausbau des Vokabulars.

Wenn man sich also bewusst macht, dass Sprache ein komplexer Gegenstand mit Regeln und Zusammenhängen, aber auch einem hohen Maß an Flexibilität ist, dann lassen sich auf dieser Grundlage mit einigen Techniken die Einsatzmöglichkeiten des Repertoires beträchtlich erweitern.
So kann etwa der produktive Wortschatz effektiver genutzt werden, indem man:

1. bei Übersetzungsschwierigkeiten zunächst nach Synonymen (Wörtern mit gleicher bzw.ähnlicher Bedeutung) in der Ausgangssprache sucht, denen sich dann ein ähnlicher Begriff in der Fremdsprache zuordnen lässt:
   Ergebnis – Resultat = *result*
   Berechnung – Kalkulation = *calculation*

2. *Compound nouns* (aus mehreren Elementen bestehende Wörter) aus bekannten
   Einzelbegriffen zusammensetzt:
   Körpersprache = *body language*
   Verwaltungsgebäude = *administration building*

3. durch Benutzung von *prefixes* und *suffixes* (Vor- und Nachsilben) weitere Wörter einer
   Wortfamilie erschlossen werden.
   rely - reliable – reliability -unreliability
   competition – competitor –to compete –competitive- uncompetitive

Nicht in jedem Falle wird die Anwendung derartiger Techniken zum Erfolg führen. Wer jedoch darauf verzichtet, in dieser Weise mit der Sprache umzugehen, der begrenzt seine Möglichkeiten in der praktischen Kommunikation.

In Bezug auf die Aspekte, die einen ‚guten' selbstverantwortlichen Lernenden ausmachen, existiert eine Reihe von Parallelen zum Management. Ein Verständnis des Lern- und Studienprozesses als Management-Aufgabe im Sinne eines bewusst gesteuerten und reflektierten Prozesses wird durch eine Reihe von Aspekten gekennzeichnet.

- Motivation
- Zieldefinition
- Effektivität
- Effizienz
- Controlling

14.1 Motivation

Die Motivation bildet den entscheidenden Ausgangsfaktor jeglichen Lernens. Der Grad an Motivation hat Auswirkungen auf die für das Lernen aufgewendete Zeit, auf die Lernenergie und -intensität, auf die Speicherung und Anwendung des Gelernten. Die Bedeutung von Motivation für erfolgreiches Lernen kann daher kaum überschätzt werden. In Untersuchungen zu erfolgreichen Sprachenlernern tritt regelmäßig hervor, welche beträchtliche Rolle der emotionale Anteil beim Lernen spielt. Eine negative Einstellung zum Stoff wirkt in jedem Fach und in jedem Falle als Lernblockade. Motivation ist dabei immer zielgerichtet. In der Lerntheorie wird zwischen primärer, auf den Lerngegenstand selbst orientierter, und sekundärer Motivation unterschieden, bei welcher der eigentliche Lerngegenstand weniger bedeutend ist als indirekte Zielsetzungen, also etwa ein Abschluss mit einer guten Note.

Natürlich ist die erstere in vielerlei Hinsicht erstrebenswert, und gerade im Bereich der Fremdsprachen und der Fachsprachen sollte ein Bewusstsein für die Nützlichkeit von Kompetenz auch während der Hochschulphase nicht allzu schwer entwickelbar sein. Das kann auch dadurch gefördert werden. ‚dass die Beschäftigung mit interessanten oder relevanten Themen in der Fremdsprache erfolgt. Es ist auch erwiesen, dass authentische Material in stärkerem Maße motivieren können als reine Lerntexte.[xxxvii]

Dies bedeutet aber keineswegs, dass sekundäre Motivation, zumal wenn Sie etwa durch gezielte Belohnungen ergänzt wird, nicht auch wirkungsvoll sein kann. Sekundäre Motivation ist in jedem Fall besser als unmotiviertes Lernen. Man sollte sich in jedem Falle zunächst den Anlass und die Ziele der Lernanstrengungen, formaler oder inhaltlicher Art, möglichst präzise und realistisch klarmachen und die Lernerfolge daran messen.

Erkennbare Fortschritte beim Lernen fördern die Motivation, so wie im Umkehrschluss Misserfolge zu Beeinträchtigungen führen können. Dabei ist zu beachten, dass mit fortschreitendem Sprachniveau diese Fortschritte weniger deutlich identifizierbar werden, und dass, insbesondere bei primärer Orientierung, auch fehlende Möglichkeiten zur Anwendung des Gelernten Motivationsverlusten erzeugen können.

14.2 Zieldefinition

Stärker noch als bei der Allgemeinsprache sind im Fachsprachenbereich im Hinblick auf präzise Anforderungen eine Reihe unterschiedlicher Zielsetzungen vorstellbar.

Erst eine genaue Identifikation der angestrebten Ziele gewährleistet einen effizienten und effektiven Einsatz von Techniken und Energien, was angesichts des in der Regel

begrenzteren Zeitrahmens wiederum für die Fachsprachen besonders bedeutsam sein kann. Geht es lediglich um eine Note, um die Vorbereitung eines Auslandsaufenthaltes, um Sprachkompetenz im umfassenden Sinne in allen Fertigkeitsbereichen oder soll etwa das flüssigere Telefonieren oder die Verstehen von Fachtexten wie Bedienungsanleitungen im Vordergrund stehen? Im Hinblick auf die Funktionen von Sprache existiert eine Vielzahl möglicher Ziele. Dabei muss es keineswegs immer um das gesamte Spektrum der Kompetenzen gehen. Auch etwa die Kompetenz zur regelmäßigen Lektüre fremdsprachlicher Bücher, Zeitungen und (Fach-)Zeitschriften kann durchaus eine sinnvolle Orientierung sein. Die vom Europarat vorgelegten Modelle bilden hierfür ausgezeichnete, da präzise Grundlagen.

Wer sich zu niedrige Ziele setzt ,der erreicht letztlich auch weniger, Motivation enthält immer auch ein Element von Herausforderung. Unrealistische Ansprüche können andererseits, wenn sie nicht eingelöst werden, das Lernverhalten negativ beeinflussen. Dies gilt auch im Hinblick auf Fortschritte in Rahmen der oben beschriebenen Lernstufen was angesichts der Komplexität von Sprachkompetenz durchaus eine Menge Zeit erfordern kann. Eine Differenzierung in unmittelbare und langfristige Ziele ist daher empfehlenswert, um unnötigen Frustrationen entgegenwirken.

Jedwede Ausweitung der Sprachkompetenz führt über fremdsprachliche Inputs.
Es ist zunächst sinnvoll, fremdsprachliche Zeitungsartikel, Bücher, Websites oder Fernsehprogramme in erster Linie entsprechend ihres Zwecks zu rezipieren, nämlich der Vermittlung von Inhalten. In welchen Umfang darüber hinaus eine Beschäftigung mit enthaltenen Vokabeln und Strukturen erfolgt, hängt von eventuellen weitergehenden Zielsetzungen ab.

Eine weitere Problemquelle stellt eine. die Kommunikationsfähigkeit beeinträchtigende, übersteigerte Orientierung auf Fehler dar. Wann immer außerhalb von Unterrichtsräumen in der Fremdsprache kommuniziert wird, wird die Kommunikationspartner in allererster Linie interessieren, was man zu sagen (oder schreiben) hat - nicht, welche und wie viele Fehler gemacht werden. Dies ist praxisorientierter Umgang mit Sprache.

Im Sprachlernprozess mit den zahlreichen einzelnen Elementen ist es letztlich kaum vermeidbar, dass Fehler gemacht werden. Dies wäre auch gar kein anstrebenswertes Ziel Fehler verweisen gar nicht in erster Linie auf gescheitertes Lernen, sondern auf Aspekte, die für bei der Ausweitung der Kompetenzen einer vertieften Aufmerksamkeit bedürfen. Eine gezielte Fehleranalyse ist durchaus eine wichtige Methode zur Erweiterung der Ausdrucksfähigkeiten. Noch einmal: Wer aus Furcht, Fehler zu machen, seine sprachliche Kommunikation einschränkt, der begeht damit einen für die eigentlichen Ziele erheblich folgenschwereren Fehler.

14.3 Effektivität

Effektivität und Effizienz sind in diesem Zusammenhang nicht leicht zu trennen, hier geht es um die Orientierung auf die Lernergebnisse und damit verbundene Überlegungen. Ein bewusstes Lernen führt zumeist recht schnell zu der Erkenntnis, dass die Ausweitung von Sprachkompetenz Zeit erfordert, schnelle Erfolge sind in der Regel nicht von dauerhafter Art. Außerdem lernen die wenigsten, trotz der Versprechungen in Anzeigen für zumeist teure Lernmaterialien, eine Sprache nicht im Schlaf.

Lernen kann und sollte Spaß machen, mit Anstrengung ist es in aller Regel trotzdem verbunden. Also spricht vieles dafür, diese Anstrengungen so gezielt wie möglich einzusetzen.

Kritisches effektives Lernen vermeidet Alibis, die aus dem ständig vorhandenen Spannungsverhältnis zwischen möglichst angenehmem und erfolgreichem Lernen entstehen können. Im Roman ‚Der kleine Prinz' von Saint Exupery hat die Titelfigur einen Ring verloren und sucht diesen an einer sonnigen angenehmen Stelle. Auf die Frage, weshalb er dort suche, obwohl er doch wisse, dass er den Ring an jenem Ort gar nicht verloren habe, erwidert er, dass dort eben die Suche angenehmer sei. Erstaunlich viele Sprachenlerner machen den gleichen Fehler, indem sie sich nicht auf Ergebnisse orientieren. sondern unreflektiert den Schwerpunkt auf Annehmlichkeit beim Lernen legen. In ähnlicher Weise sind auch die Beschäftigung mit Strukturen, das reine Memorieren von Vokabeln und Übersetzungen bei vielen Studierenden nach wie vor durch beliebt, weil sie häufig das Bestehen von Prüfungen erleichtern, mit Sprachkompetenz hat dies allerdings wenig zu tun. Eine verbreitete Orientierung auf Sprechen gehört ebenfalls in diesen Zusammenhang. Sicher ist das Sprechen die zentrale Fertigkeitsebene, aber es gibt auch wichtige Kompetenzen in den anderen Bereichen, insbesondere dem Schreiben, das aus verschiedenen Gründen schwieriger und mühevoller ist. Wer etwa beim Lernen von Vokabeln auf das Schreiben weitgehend verzichtet, der wird möglicherweise feststellen, dass zwar eine Ahnung des Begriffes vorhanden ist, diesen aber nur fehlerhaft produktiv verwenden kann.

Des weiteren erfordert der Bezug auf Effektivität die kritische Auseinandersetzung mit den Lernmaterialien und -methoden. Auf die unterschiedlichen Lernertypen ist bereits verwiesen worden, sicherlich führen also nicht alle Vokabel- und Grammatikübungen in Lehrwerken oder Veranstaltungen in gleicher Weise zum Erfolg. Nicht jeder wird eben mit Lückentexten oder *Multiple-Choice* Aufgaben, deren mehr oder weniger ausgeprägter Quizcharakter bisweilen auch Muttersprachler scheitern lässt, seinen Wortschatz erweitern können, ebenso wenig. wie sich viele Lernende mit vielen Grammatikdrills schwer tun.

Die Praxisorientierung impliziert, dass Sprachübungen nicht zwangsläufig mit ‚Lernen' gleichzusetzen sind, wenn sie nicht zu einer Ausweitung der Sprachkompetenz beitragen. Isolierte Grammatikübungen mögen verstanden werden, Vokabeln mögen für einige Tage behalten werden, aber wenn sie nicht im freien Sprachgebrauch angewendet werden, dann werden Sie bestenfalls zum rezeptiven Verständnis beitragen, aber letztlich hat der Lerner in einem solchen Falle wertvolle Energie und Lernzeit verschwendet. Die möglicherweise mühsam angeeigneten Informationen sind entweder herausgefiltert oder in einer Hirnregion gespeichert worden, wo sein nicht für die Sprachpraxis aktiviert werden können. Auch Motivationsprobleme sind ein Faktor in diesem Zusammenhang. Unlust blockiert Lehrfortschritte, und solche Unlust wird durchaus von zahlreichen Sprachübungen erzeugt. Dem kann z.B. entgegenwirken, wenn bereits in der Lernphase die Anwendung geübt wird, wenn nicht nur eine Speicherung erfolgt, sondern auch möglichst vielfältige Verbindungen für den Abruf und die Anwendung geschaffen werden Sprachaktivitäten, die letztlich nur dazu führen, dass Aufgaben bewältigt werden sind Zeitverschwendung, effektives Lernen geschieht nur, wenn die Übungen dazu beitragen, die allgemeine Sprachkompetenz zu erweitern. Und die Entscheidung, ob dies der Fall ist, liegt in letzter Instanz beim Lernenden selbst.

Natürlich ist eine intensive Beschäftigung mit fachlichen Sachverhalten in der Fremdsprache im Rahmen eines Auslandsstudienaufenthaltes – oder auch die Teilnahme an englischsprachigen Lehrveranstaltungen im Heimatland - in jedem Falle nützlich. Und da Relevanz für die Überwindung der Filtermechanismen im Gehirn anscheinend eine große Bedeutung hat, spricht vieles dafür, sich Sprache im Themenzusammenhang anzueignen, also ganzheitlich vorzugehen. Insofern kann insbesondere ein Auslandsstudium natürlich eine ausgezeichnete, vermutlich die beste, Möglichkeit zur Erweiterung der Sprachkompetenz darstellen, wenn es vielfältige Gelegenheiten für fremdsprachliche Aktivitäten bietet sowie eben auch zum Ausbau der Sprachkompetenz genutzt wird.

Auf diese Weise ist zumindest in begrenztem Umfang das möglich, was oben als *acquisition* beschrieben wurde. Aber ein Auslandsstudium bietet, entgegen einer verbreiteten Annahme, nicht automatisch der Schlüssel zu einer deutlich höheren Fachsprachenkompetenz, zumal dann, wenn das Studium nur begrenzt produktive Beiträge der Studierenden erfordert oder wenig Kontakt zu Einheimischen außerhalb des Auslandstudiums zustande kommen.[xxxviii]

Aus fachsprachlicher Sicht sind besonders zwei Aspekte eines fremdsprachlichen Studiums beachtenswert:

- ausreichende sprachliche Vorkenntnisse
- Die Teilnahme an einer englischsprachigen Fachveranstaltung ist für die meisten fremdsprachlichen Teilnehmer wie eine Fahrt in –mehr oder weniger dichtem – Nebel. Das bedeutet, dass viele Aspekte nicht oder nur ungenau wahrgenommen werden und dass auch zahlreiche Inhalte einer begrenzten Ausdrucksfähigkeit zum Opfer fallen, so wie man unter normalen Umständen schneller fahren würde.[xxxix] Dieses Problem wird dann noch verschärft, wenn der Dozent nur über begrenzte fremdsprachliche Ausdrucksfähigkeiten verfügt. In diesem Falle kann eine doppelte Filterung der Inhalte stattfinden. Dementsprechend hängt der Lernerfolg –sowohl fachlicher als auch sprachlicher Art – unmittelbar mit den Vorkenntnissen zusammen. Gegebenenfalls können Misserfolge auch zu affektiven Rückschritten im Lernprozess führen
- die Vertiefung der sprachlichen Inputs
- Nicht selten erfahren Studierende, dass, auch wenn es im Ausland keine größeren sprachlichen Probleme gab, die Fachsprachenkompetenz nicht im erwarteten Umfang erweitert wurde. Eine Ursache hierfür kann sein, dass nur relativ wenig gespeichert wurde oder dass der Input in Gehirnbereichen gespeichert wurde, von denen aus Zugänge zu den Sprachkompetenzregionen erst hergestellt werden müssen. Dies kann etwa durch Vokabelwiederholungen, sprachbezogene Textanalysen und besonders sorgfältige Vorbereitung von Präsentationen und Texten geschehen. Sinnvollerweise sollte ich hierbei um einen längeren Prozess handeln, mit der Teilname an einer Reihe solcher Lehrveranstaltungen. Schließlich muss die Gelegenheit existieren, Fehler und Defizite zu verarbeiten, sprachlich schlechte Präsentationen oder schriftliche Ausarbeitungen werden nur durch Übung besser. Im Hinblick auf Effektivität ist jedem Fall die Verbindung des Auslandsstudiums mit einer gezielten und bewussten Beschäftigung mit Sprache empfehlenswert.

Effektives Lernen vermeidet also Alibis ebenso wie einen unreflektierten Umgang mit Sprachübungen und Auslandsstudien. Positiv gewendet bedeutet es eine gezielte und kritische Analyse der Lernfortschritte im Prozess der Sprachaneignung

14.4 Effizienz

Hier geht es um das ökonomische Prinzip, mit möglichst begrenzten Mitteln ein Höchstmaß an Wirkung zu erzielen. Natürlich ist dies zu einem hohen Gerade vom Lernertyp abhängig, allgemein bedeutet es wiederum, bewusst und kritisch zu lernen, herauszufinden, wo, wann und wie man am erfolgreichsten lernt und sich dann konsequent daran zu orientieren. Die Schlüsselworte sind hier Entspannung im Sinne von Aufnahmefähigkeit und Konzentration, deren Voraussetzungen die uneingeschränkte längere Beschäftigung mit dem Lernstoff ohne Ablenkungen ist. Nur wenn eine bestimmte Konzentrationsdichte erreicht ist, werden Daten umfassend und korrekt gespeichert.

Zu den weiteren Prinzipien effizienten Lernens gehört auch die gezielte Aktivierung überlagerter, aber in der Regel nicht verlorener Kenntnisse aus der Schulzeit oder anderen früheren Lernphasen. Nahezu alle Fachsprachenlerner haben etwa bereits mehrere Hundert Stunden zumeist allgemeines Englisch gelernt, es wäre ineffizient, die dabei erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten nicht zu nutzen. In aller Regel wird nichts, was einmal im Gehirn gespeichert wurde, wieder gelöscht, auch wenn man am Beginn einer neuen Lernphase subjektiv häufig der Meinung ist, dass so gut wie keine fremdsprachlichen Vokabeln mehr im Gehirn vorhanden sind. Dies ist nicht der Fall, angesichts einer Vielzahl neu gespeicherter Informationen sind die Zugänge zu ihnen lediglich überlagert worden. Auffrischen von Sprachkompetenz ist möglich und auch weniger aufwendig als neu lernen, es geht darum, im Gehirn wieder die Abrufbarkeit zu trainieren und Verbindungen zum Lernstoff zu schaffen. Mit anderen Worten: bestehende Vernetzungen zu intensivieren und neue Vernetzungen herzustellen. Das erreicht man am leichtesten durch Aktivitäten, die vom Themenbereich oder Schwierigkeitsgrad geeignet sind, bei einiger Suche längst verschüttet Geglaubtes wieder an die Oberfläche des Sprachgebrauchs zu holen, z.B. durch die Übersetzung von Zeitungstexten, das Verfassen kurzer Texte, sofern möglich auch in Gesprächssituationen.

Des weiteren ist erwiesen, dass extensives, also über einen längenen Zeitraum gestrecktes Lernen effizienter ist als intensives, also die Aneignung großer Mengen Lernstoff in einem relativ kurzen Zeitraum.[xl] Dies ist eine Erfahrung, die sicher viele Studenten mit Blick auf ihre Prüfungsvorbereitungen bestätigen können.
Ein weiterer Aspekt betrifft die Verwendung der deutschen Sprache im Lernprozess. Nicht selten finden sich heute in Lehrveranstaltungen Lerner mit einer ganzen Reihe unterschiedlicher Muttersprachen. Dieser Ausgangspunkt verleitet dazu, konsequent einsprachig vorzugehen und völlig auf Bezüge zur Landessprache zu verzichten. Sicher ist der Gebrauch des deutschen Sprache in der englischen Sprachenausbildung nicht unumstritten, sicher sollte die Kommunikation in den Lehrveranstaltungen auf Englisch stattfinden, andererseits kann effizientes Verstehen und Speichern von Vokabeln ohne Ankoppelung an eine andere Sprache nur sehr begrenzt und mühselig funktionieren. Lernende sollten daher ggf. kein schlechtes Gewissen beim Rückgriff auf ihre Muttersprache bei der Beschäftigung mit komplexen Strukturen oder englischen Vokabeln haben, auch wenn dies in der Lehrveranstaltung anders gehandhabt

wird, solange sie den Eindruck haben, davon zu profitieren. In der Regel ist die Zeit für das Erlernen der Fachsprache begrenzt, sie es durch berufliche Anforderungen oder das Studienvolumen Es wäre einfach unökonomisch, das Potential der deutschen Sprache für das präzise Fassen eines Fachbegriffes oder einer Regel nicht zu nutzen.

14.5 Controlling

Schließlich gehört zum selbstverantwortlichen Sprachenlernen als Prozess in Analogie zum Management ein Controlling dieses Prozesses. Das Führen eines Lerntagebuches, in dem Fortschritte und Probleme bewusst gemacht werden können, ist sicher aufwendig und in seiner Zweckmäßigkeit stark von den Zielsetzungen abhängig, aber ansonsten zweifellos hilfreich.

Jedenfalls wäre es eine Möglichkeit, rechtzeitig Defizite oder Fehlentwicklungen zu identifizieren, die, wenn man sich Ihnen nicht stellt, den Lernprozess erheblich behindern und beeinträchtigen können. Es gibt eine Reihe möglicher Problembereiche im Fachsprachenbereich, die sich in aller Regel bei der Produktion von Sprache manifestieren.
Insbesondere die folgenden Probleme treten in der Praxis häufiger auf:

- Ein zu enges allgemeines Wortschatz- und Grammatikrepertoire beeinträchtigt die
- Fähigkeiten zur flexiblen Bewältigung fachsprachlicher Kommunikationsanforderungen. Die Absichten und Inhalte können nicht angemessen in der Fremdsprache formuliert werden.
- Das vorhandene Repertoire kann, insbesondere in Sprechsituationen, nur mit Mühe abgerufen werden. Es kommt zu Störungen des Sprachflusses.
- Die Speicherung des Fachwortschatzes geschieht nur begrenzt.
- Bei der Aktivierung des Fachvokabulars werden häufiger falsche Begriffe abgerufen.
- Die Fehlerzahl im Bereich der Grammatik bleibt unangemessen hoch.
- Beim Schreiben ist der Begriff zwar häufiger identifizierbar, aber nicht völlig korrekt angewandt worden.

Diese Probleme managen heißt zuallererst, sich Ihnen zu stellen. Die Ursachen können ganz unterschiedlicher Art sein, allgemein gültige Lösungen gibt es daher nur sehr begrenzt. Es geht vielmehr für den Lernenden darum, auf der Grundlage einer Problemanalyse realistische Gegenstrategien zu entwickeln, mit diesen zu experimentieren und dann die als erfolgreiche Erkannten konsequent anzuwenden. Hinweise hierfür finden sich in den Kapiteln IV und V.

15. Die Funktion von Lehrveranstaltungen

Das organisierte Lernen in einer Lehrveranstaltung, die in der Regel am Ende eine Prüfung vorsieht, stellt wohl die häufigste, aber nicht die einzige Variante des Fremdsprachenlernens dar. Die Potentiale und Grenzen eines Studienaufenthaltes im Ausland sind bereits thematisiert worden. Auch wenn die Möglichkeiten hierfür, ständig zunehmen, wird dies in absehbarer kaum die Regel werden können. Es bleiben also

das, nur in einzelnen Fällen realistische, Lernen mit persönlichem Trainer, das nicht unproblematische Selbststudium und das organisierte Lernen im Zusammenhang mit einer Lehrveranstaltung.

Lewis hat wohl nicht völlig unrecht, wenn er schreibt, dass eine Sprache für ein Unterrichtsfach ungeeignet ist.[xli] Sicherlich lässt sich nur ein Bruchteil des Kontextes von Sprache im Unterricht abbilden, sicherlich bietet eine Lehrveranstaltung mit ihren räumlichen und zeitlichen Möglichkeiten immer ein problematisches Umfeld für das Erlernen einer Sprache. Allgemein gilt wohl, dass im Fachsprachenbereich im Hinblick auf eine heterogene Gruppe mit unterschiedlichen Lernertypen immer ein erhebliches Spannungsverhältnis zwischen den Voraussetzungen der Lernenden einerseits sowie andererseits den Möglichkeiten und Bedingungen einer Lehrveranstaltung existiert. Aber auch diese Begrenztheit enthält viele Möglichkeiten im Sinne eines Potentials, dass für selbstverantwortliches Lernen genutzt werden kann. Auch wenn dies auf Grund vieler Umstände häufig in Vergessenheit geraten kann: In fachsprachlichen Lehrveranstaltungen geht es letztlich nicht vordringlich nur um den Erwerb von Wissen und um die Bearbeitung von Übungen, sondern um den Ausbau von Sprachkompetenz. Im Idealfall sind solche Veranstaltungen daher wie Trainingseinheiten, in denen die Teilnehmer ihre Potenziale intensiv und gezielt entwickeln können.

Man kann nicht von einer Lehrveranstaltungen erwarten, dass sie Lernen ersetzt. Reaktive Lerner orientieren sich ausschließlich an den Anweisungen des Dozenten, erledigen zumeist die Hausaufgaben, übernehmen aber eigentlich keine Verantwortung für ihren Lernprozess. Effektive Lerner zeichnen sich eben dadurch aus, dass sie die Möglichkeiten einer Lehrveranstaltung für eine Steigerung ihrer Sprachkompetenz bewusst ausnutzen. Dies kann durchaus einen flexiblen Umgang mit Arbeitsaufträgen des Dozenten implizieren oder gar erfordern.

Für viele Lerner ist es bereits wichtig, dass eine Lehrveranstaltung schlicht Lernen organisiert und so gewisse disziplinierende Wirkungen entfaltet, mit Anwesenheitszeiten, mit Vor- und Nachbereitungen und Hausaufgaben. Außerdem erhalten sie dort Gelegenheit zu Übungen mit einem Feedback zu ihrem Sprachgebrauch. u. A. auch für den Ausbau ihrer Monitors zur Kontrolle des Korrektheitsgrades im Sprachgebrauch.

Diese bereits nicht zu unterschätzenden Vorzüge bieten alle Arten Veranstaltungen, darüber hinaus können Lerner im Hochschulbereich die folgenden Aspekte als Grundlagen selbstverantwortlichen Lernens erwarten:

- die Herstellung von Transparenz, also die Informationen über die angestrebten Lernziele und die vorgesehenen Wege zu diesen Zielen als Voraussetzung für bewusstes und gezieltes Lernen
- die Auswahl entsprechend thematisch relevanter, also praxisorientierter, und vom Schwierigkeitsgrad her geeigneter Lehrinhalte
- die lerngerechte Aufbereitung und Vermittlung der Lehrinhalte, damit Verstehen als Voraussetzung von Speichern Lernen gewährleistet ist
- die Auswahl bzw. Bereitstellung von Übungen zur Vertiefung und Festigung des Lernstoffes unter besonderer Berücksichtigung der produktiven Sprachfertigkeiten

- die Information über Techniken zum Spracherwerb und die Schaffung von Gelegenheiten zur Erprobung dieser Techniken.

Fachsprachliche Lehrveranstaltungen im Hochschulbereich zielen – zumindest nicht in erster Linie - nicht in erster Linie auf das Fach, sondern auf das Kommunikationsmedium. In den Zielsetzungen ist daher ‚können' mindestens genauso wichtig wie das ‚kennen', dementsprechend sollten sie, anders als reine Fachvorlesungen, sinnvollerweise nicht auf integriertes Fertigkeitstraining verzichten. In den Sprachlehrveranstaltungen sollte in besonderer Intensität bereits über die Wissensvermittlung hinaus Gelegenheit zu Anwendungsübungen gegeben werden sollte, was in privaten Zusammenhängen zumeist schwieriger ist. Wer hat schon im privaten Bereich Gelegenheit zu regelmäßigen, gezielten Sprechübungen mit Feedback? Die Lehrveranstaltungen bieten zumindest mehr oder weniger begrenzte Interaktion. Außerdem wird im häuslichen Arbeitszimmer kaum das Konzentrationsniveau einer LV erreicht werden kann, die unmittelbare Möglichkeit, zu einem Redebeitrag in der Gruppe aufgefordert zu werden, ist in diesem Zusammenhang ein durchaus wirkungsvoller Faktor.

Lehrveranstaltungen sollen und können mit den hier beschriebenen Funktionen das Lernen erleichtern, in aller Regel ist die Beschäftigung der Sprache allein im häuslichen Arbeitszimmer erheblicher mühsamer und weniger effektiv. Deshalb kann es nur in extremen Ausnahmefällen Ersatz für die aktive Teilnahme geben. Und sei es zunächst nur, weil sich die meisten Hochschulprüfungen im Sinne von Lernzielkontrollen sich gezielt auf den vermittelten Lernstoff konzentrieren. Damit unterscheiden sie sich von Prüfungen wie dem *TOEFL* oder den *Cambridge Examinations*, wo ein bestimmtes Sprachniveau festgestellt wird.

In zahlreichen Untersuchungen ist die auf Bedeutung der Lehrenden für den Lernerfolg verwiesen worden, die Erfahrungen und die obigen Aspekte scheinen dies zu bestätigen. Das ändert aber nichts daran, dass es hier nur um Lernvoraussetzungen geht, die aber nur das Lernen als aktivem selbstverantwortlichen Prozess fördern können. Damit ist die Rolle der Studierenden angesprochen, mit entsprechenden Verhaltenserwartungen, bei denen es sich z.T. um Selbstverständlichkeiten handelt:

- regelmäßige Anwesenheit
- Vor- und Nachbereitung
- die Wahrnehmung der angebotenen Übungs- und Interaktionsmöglichkeiten
- die Entwicklung eines individuellen Lernprogramms , etwa zum Speichern des Vokabulars oder zum Ausbau der Fertigkeiten.

Fachsprachenlernen in einem akademischen Kontext sollte, wie beschrieben, über die Vermittlung von Kenntnissen und Fertigkeitstraining auch zur Grundlegung von Lernkompetenz führen. Zu der damit implizierten beschriebenen Management-Verantwortung kann es gegebenenfalls auch gehören, mit dem Dozenten über Probleme beim Lernen zu kommunizieren und ein kritisches Feedback zu geben, wenn man der Meinung ist, dass die Ziele nicht erreicht werden bzw. das vorhandene Lernpotential nicht hineichend gefördert wird. Nicht immer werden sich die Anregungen und Wünsche umsetzen lassen, andererseits gilt aber grundsätzlich, dass für eine gesteigerte Qualität von Lehrveranstaltungen, an der insbesondere die Studierenden ein Interesse haben sollten, die Kommunikation der Beteiligten einen wesentlichen Faktor darstellt.

16. Hilfsmittel

Die Beherrschung von Fremdsprachen ist heute wichtiger denn je, dementsprechend wächst das Angeboten an kommerziellen Angeboten als Hilfsmittel für den Umgang mir der Fremdsprache und den damit verbundenen Kompetenzausbau. Aber auch hier gilt: Häufig trügt der schöne Schein und längst nicht alles, was zunächst attraktiv und verlockend erscheint, ist auch funktional und keines dieser Hilfsmittel kann die intensive Beschäftigung mit der Sprache ersetzen. In jedem Falle ist es sinnvoll, zunächst so lange die vorhandenen Materialien und Möglichkeiten zu nutzen, bis ein darüber hinausgehender Bedarf deutlich identifiziert wird.

Für die Anwendung der Fremdsprache, insbesondere das Verfassen von Texten, beinhalten die gängigen Textverarbeitungsprogramme wie Winword mittlerweile eine Reihe wichtiger Hilfestellungen wie Rechtschreibe- und Grammatikkontrolle sowie einen Thesaurus, der sinnverwandte Ausdrücke bereitstellt. Außerdem finden sich im Internet einige freie Übersetzungsprogramme, deren Qualität zwar in der Regel nicht überzeugt, die jedoch hilfreich bei der Übertragungen von stark standardisierten Texten sein können.

Für die Vertiefung und Ergänzung des Lernstoffes oder einfach zum Nachschlagen existiert darüber hinaus im Englischen ein besonders breites Spektrum von Materialien. Naturgemäß sind nicht alle gleich gut und nützlich, Sie können andererseits auch beträchtlich zum Erlernen und zur Anwendung von einer Fremdsprache beitragen, insbesondere, wenn sie sorgfältig, im Hinblick auf ihre jeweilige Funktion ausgewählt und benutzt werden.[xlii]

16.1.Wörterbücher

Wörterbücher bilden eine wichtige Hilfe, nicht nur in Lernphasen, sondern gerade auch in der (Berufs-) Praxis. Wörterbücher machen das Speichern von Vokabeln nicht überflüssig. Je mehr man bereits weiß, desto weniger Zeit muss man für das Nachschlagen aufwenden. Und außerdem ist es wohl kaum vorstellbar, in einer Gesprächssituation ständig Vokabeln nachschlagen zu müssen. Groß empfiehlt, angesichts der häufig verwirrenden Vielfalt nur dann ein Wörterbuch zu benutzen, um ein Wort zu finden, dass eigentlich bekannt, aber im Augenblick nicht präsent ist.[xliii]

Es wäre andererseits ineffizient, auf die gebotenen Möglichkeiten zu verzichten. Um dieses Potential optimal auszuschöpfen, ist es allerdings erforderlich, sich zunächst mit dem Aufbau und der Art der enthaltenen Informationen vertraut zu machen, z.B. die Einordnung von Begriffen in verschiedene Bereiche. Der Weg zu einer solchen Wörterbuchkompetenz kann durchaus lang sein. Große Wörterbücher verfügen über eine derartige Vielzahl von Daten und Möglichkeiten, dass für diese häufig separate Übungsbücher zur Einführung erstellt worden sind. Grundsätzlich ist es sehr empfehlenswert, solche Übungsbücher, sofern vorhanden, sorgfältig zu bearbeiten. Ansonsten wird die Möglichkeiten des Wörterbuches nur begrenzt genutzt und es wäre möglicherweise die Anschaffung eines weniger komplexen Buches sinnvoller gewesen. Gute Wörterbücher sind in der Regel nicht billig, für reine Nachschlagezwecke finden sich allerdings auch eine Reihe von durchaus umfangreichen Wörterbüchern im Internet. Für eine sinnvolle Verwendung dieser Werke ist es außerdem wichtig, dass

man sich als Benutzer der spezifischen Möglichkeiten, aber auch der Grenzen der unterschiedlichen Arten von Wörterbüchern bewusst ist.[xliv]

Einsprachige Referenzwörterbücher (*reference dictionaries*) bieten eine fremdsprachliche Worterklärung, möglicherweise mit Aussprachehilfen. Nicht immer gelangt man so einem präzisen Verständnis und zu einer klaren Zuordnung eines Begriffes in der Muttersprache, deshalb ist der Wert solcher reference dictionaries für Lernende zumeist äußerst begrenzt.

Dies gilt nicht für einsprachige Lernwörterbücher (*learners' dictionaries*) die wie der Name sagt, für Nichtmuttersprachler verfasst worden sind. Die neueren Ausgaben enthalten in der Regel umfassende, z.T. interaktive, CD-Roms mit Aussprache der enthaltenen Wörter, eine Reihe farbiger Illustrationen sowie umfassende Informationen für die praktische Anwendung von Sprache. Dies bedeutet neben Worterklärungen eine Vielzahl von (z.T. allerdings auch weniger relevanten) Hinweisen zum Gebrauch eines Begriffes mit authentischen Beispielsätzen aus umfangreichen Datenbanken. Für die Vorbereitung einer Präsentation oder das Verfassen eines schriftlichen Textes sind *learners dictionaries* daher durchaus zeitaufwendige, aber wichtige Hilfsmittel.

Für Übersetzungszwecke und präzise Zuordnungen zwischen Begriffen aus Fremdsprache und Muttersprache sind und bleiben allerdings allgemeinsprachliche zweisprachige Wörterbücher unverzichtbar. Die umfassenderen Wörterbücher decken auch einige der Funktionen von *learners' dictionaries,* wie Aussprache und Einbettung in Wendungen, bis zu einem gewissen Grade ab .

Der Stellenwert einsprachiger Fachwörterbücher ist wie der von *reference dictionaries* allgemein äußerst begrenzt. Zweisprachige Fachwörterbücher können dagegen für die Kommunikation in der Fachpraxis, bei der es häufig auf Präzision ankommt, außerordentlich nützlich ,wenn nicht unverzichtbar, sein. Mittlerweile sind eine ganze Reihe derartiger Wörterbücher auf dem deutschen Markt, sie sind z.T. außerordentlich umfangreich und mit Preisen bis zu mehreren hundert Euro bisweilen recht teuer. Neben umfassenden Wirtschaftswörterbüchern existieren eine Reihe von Fachwörterbüchern zu einzelnen Wirtschaftsbereichen, wie etwa *Marketing* oder *Finance*. Für alle diese Wörterbücher gilt, dass sie eine präzise Übersetzung der Begriffe, vereinzelt mit einigen Hintergrunderläuterungen, bieten, allerdings in der Regel keine Aussprache- und Anwendungshilfen.

Selbstverantwortliches Lernen bedeutet im Zusammenhang mit Wörterbüchern eine breite Nutzung des Potenzials nach der funktionalen Auswahl eines geeigneten Wörterbuchtyps. Dabei sollten für anspruchsvolle und umfangreiche Aufgaben auch unterschiedliche Typen herangezogen werden sollten. Gedruckte Wörterbücher und die Internetwörterbücher sollten so lange benutzt werden, bis bei diesen Defizite identifiziert werden, die eine sachgerechte Erfüllung der Aufgaben erschwert. www.leo.org ist ein unfangreiches Internet-Wörterbuch, dass auch studentische Bedürfnisse, selbst im Fachsprachenbereich, zu einem erheblichen Grad abdecken dürfte, eine Aufstellung weiterer Online-Wörterbücher findet sich im Anhang. Es sollte in jedem Falle möglichst präzise analysiert werden, welche Art von Wörterbuch/Wörterbüchern für die jeweiligen Zielsetzungen am nützlichsten wäre. Bei der Entscheidung für ein bestimmtes Wörterbuch sind insbesondere folgende Aspekte berücksichtigen:

- Wird ein möglichst umfassendes Wörterbuch, ggf. mit Beispielen und Hinweisen zum Sprachgebrauch, benötigt oder ist ein Wörterbuch, dass kurz und knapp gehalten ist, nützlicher?
- Enthält das Wörterbuch die gewünschten Aspekte, etwa eine CD mit amerikanischer Aussprache?
- Wörterbücher bekannter Verlage sind in der Regel zuverlässiger und stärker auf die Bedürfnisse der Benutzer ausgerichtet als billigere Ausgaben.
- Ist der Umfang ausreichend?
- Deutet das Erscheinungsdatum darauf hin, dass wesentliche aktuelle Entwicklungen berücksichtigt sind?
- Ist das Wörterbuch benutzerfreundlich mit ansprechendem Layout?

Muss eine Auswahl zwischen mehreren Büchern des gleichen Typs getroffen werden, dann können zusätzlich die Einträge zu einzelnen ‚vorher ausgewählten, Begriffen verglichen werden.

16.2. Grammatiken

Auch im Bereich der Grammatik ist im Hinblick auf die angestrebten Ziele zwischen verschiedenen Arten zu differenzieren

Nachschlagegrammatiken bieten in mehr oder weniger kurzer und prägnanter Form die Regeln der englischen Sprache, deren Gültigkeit sich, wie gesehen, auch auf die Fachsprachen erstreckt. Sie sind in erster Linie nützlich, wenn in Zweifelsfällen die Korrektheit selbstverfasster Texte überprüft werden soll, oder wenn ein als Schwäche identifizierter Grammatikaspekt vertieft werden soll.

Letzteres kann auf intensivere Weise durch sogenannte Lern- und Übungsgrammatiken erreicht werden, in denen zunächst eine Regel präsentiert und dann in Übungen vertieft wird.
Auch hier einige Hinweise:

- Die Grammatik einer Sprache ist keinem raschen Wandel unterworfen.
- Dementsprechend kann für reine Nachschlagezwecke auch die alte Schulgrammatik so lange benützt werden, wie sie die angestrebten Zwecke erfüllt.
- Insbesondere Lernende mit eher begrenzten Kenntnissen sollten sich auf Grammatiken und Übungsbücher mit deutschen Erläuterungen orientieren, die Beschäftigung mit der englischen Grammatik in der Fremdsprache ist sicherlich nicht immer lernfördernd.
- Besonders wichtig beim Kauf einer Grammatik ist die Benutzerfreundlichkeit,
- außerdem sollte ein Bezug auf die praktische Anwendung der Regeln berücksichtigt werden. Für die Beschäftigung mit Fachsprachen stehen Spezialgrammatiken zur Verfügung, die sich auf den Sprachgebrauch in einem bestimmten Bereich konzentrieren.

Es macht in der Regel wenig Sinn, eine Grammatik als Buch vollständig durchzuarbeiten, da sie erst in der Anwendung vertieft und gefestigt wird. Ggf. reichen Übungsbücher zu einzelnen Bereichen, etwa zum Gebrauch der Zeiten, völlig aus.

16.3 Materialien zum Selbstlernen

Natürlich ist jede Art von Lernen bis zu einem gewissen Grad Selbstlernen.
Hier geht es vordringlich um das individuelle Lernen ohne unmittelbaren Bezug auf eine Lehrveranstaltung, aber viele Aspekte sollten auch für ergänzendes Lernen zutreffen, wenn etwa Defizite überbrückt oder schnellere Lernfortschritte erreicht werden sollen.

Ein gezielt auf die Sprachkompetenz ausgerichteter Auslandsaufenthalt wird immer die wirksamste Möglichkeit zur Ausweitung der Kommunikationsfähigkeit darstellen, weil so ganz einfach die umfassendsten und intensivsten Gelegenheiten für *acquisition* und *learning by doing* gegeben sind. Dabei gilt trotz Orientierung auf Englisch als Lingua Franca, dass in einem Land des ersten Kreises die Chancen zur intensiven Nutzung des Englischen auch der Alltagssprache, am größten sind. Dies gilt ganz besonders, wenn der Auslandsaufenthalt mit der Teilnahme an einem sorgfältig ausgewählten Kurs in einer Sprachschule verbunden ist.[xlv]
Wenn ein Auslandsaufenthalt nicht möglich ist, dann mag wohl, wie gesehen, das organisierte Lernen in einer Gruppe mit einem Lehrer seine Grenzen haben, es ist doch in aller Regel dem Selbstlernen überlegen. Für den Fall, dass die Umstände keinen anderen Weg zulassen, existiert hierfür mittlerweile - entsprechend der zunehmenden Bedeutung von Sprachen in Alltag und Beruf - ein beträchtliches Angebot an unterschiedlichen Materialien. So wie bisher in der Geschichte noch keine Sprache so verbreitet gewesen ist wie die englische ist es noch nie so einfach gewesen, mit der Lernsprache in Kontakt zu kommen, über persönliche Kontakte, die Massenmedien und vor allem das Internet. Insbesondere letzteres bietet neben Texten zu allen Bereichen auch eine Vielzahl von Lernmaterialien, teilweise auch mit audio-visuellen Elementen. Eine Aufstellung hierzu findet sich im Anhang. Häufig sind jedoch die frei zugänglichen Materialien wenig systematisch und von unterschiedlicher Benutzerfreundlichkeit, daher können zusätzliche Anschaffungen sinnvoll sein.
Zu den erhältlichen Lernmaterialien im engeren Sinne gehören:

- integrierte Lernprogramme in Form von Lehrbüchern, evtl. mit Kassetten oder als CD-ROM
- Übungsbücher zur Pflege von Teilfertigkeiten wie Vokabular und Grammatik
- auf Fehlerabbau orientierte Übungswerke
- Bücher mit lernorientierten Sprachtests
- Zeitungen und Zeitschriften mit Vokabelerläuterungen
- (Spotlight, Business Spotlight)

Darüber hinaus gibt es für die Fachsprachen noch eine Reihe anderer Übungsbücher, die auf begrenzte Aspekte gerichtet sind, etwa

- auf Fachvokabular
- auf Lesetexte
- auf Übersetzungen
- auf bestimmte fachsprachliche Fertigkeitsbereiche
- (*correspondence, meetings, negotiations, presentations*)
- auf bestimmte Funktionsbereiche
- (*Personnel, Finance, Marketing, Computing*)

Grundsätzlich sind wohl alle diese Materialien nützlich, sie können jedoch nicht alle Aspekte von Sprache sinnvoll abdecken. Zum Beispiel enthalten diese Lernmaterialien natürlich nahezu ausschließlich sogenannte 'geschlossene' vorstrukturierte Übungen. Die authentische Anwendung von Sprache in situativen Kontexten, das freie Sprechen und Schreiben können sie daher nur begrenzt fördern. Andererseits können sie aber durchaus als Grundlagen für die Festigung des Lernstoffes, das gezielte Aufarbeiten von Defiziten oder Schwerpunktbereichen dienen.

Im Hinblick auf die Effektivität des Selbstlernens sollten zudem ein paar Hinweise beachtet werden:

- Trotz aller Versprechungen: Ein Lernen 'im Schlaf' gibt es in aller Regel nicht.
- Regelmäßigkeit und ein relativ hohes Maß an Selbstdisziplin bilden entscheidende Voraussetzungen für Erfolg beim völlig selbständigen Sprachenlernen ohne Bezug auf Lehrveranstaltungen. Dies sollte insbesondere vor dem Erwerb von teilweise recht teuren multi-medialen Sprachkursen bedacht werden.
- Allgemein sind für den Ausbau von Sprachkompetenz Programme vorzuziehen, die
- verschiedene Fertigkeiten integrieren und dabei auch audio-visuelle Elemente enthalten, denn dies kommt immerhin der Realität am nächsten.
- Die Materialien sollten sorgfältig und kritisch, mit Blick auf Ziele und Interessengebiete, ausgewählt werden.

Gerade in diesem Zusammenhang gilt aber auch, dass der Weg nahezu ebenso wichtig sein kann wie das Ziel. Dies bezieht sich auf einen weiteren Anspruch, der ebenfalls an die Materialien zu stellen ist: Sie sollten, wo immer möglich, Themen und Inhalte bieten, die motivieren und Interesse wecken. Motivation ist, wie gesehen, ein entscheidender Faktor für den Lernerfolg. Man lernt eine Sprache am leichtesten, wenn sie in ihrer eigentlichen Funktion, zum Ausdruck von Inhalten, verwendet wird. In jedem Falle sollten die Materialien auch in der Aufmachung und Systematik so beschaffen sein, dass man sich gern mit ihnen auseinandersetzt. Lernen ist wohl mit Anstrengung verbunden, aber das Überwinden von Unlust angesichts langweiliger, unattraktiver Materialen erhöht in keinem Fall den Lernerfolg. Dies gilt auch für die Fachsprachen.

Eine besonders interessante Möglichkeit zum selbständigen Ausbau der Sprachkompetenz bildet das sogenannte Tandem-Lernen[xlvi] Dabei kommunizieren zwei Lernende aus verschiedenen Sprachräumen in ihren jeweiligen Lernsprachen. Dies kann sowohl mündlich als auch schriftlich geschehen und insbesondere auch Themen aus dem evtl. gemeinsamen Studienfach beinhalten. Das Tandem-Lernen soll zunächst das Lernen in Sprachkursen ergänzen, bietet aber insbesondere auch für fortgeschrittene Lerner nicht nur authentische Kommunikationsanlässe sondern auch Korrektur- und Übungsmöglichkeiten. Gerade im Hochschulbereich sollte es nicht allzu schwierig sein, geeignete Tandem-Partner zu finden.

V. Repertoiretraining: Zu breiteren Vokabular- und Grammatikgrundlagen

17. Vokabular

Vokabeln sind die Grundbausteine jeder Sprache, ohne deren Beherrschung ist Sprache nicht vorstellbar. Bereits der Anblick der großen Wörterbucher kann für Lerner entmotivierend wirken. Enthalten sie doch mehrere hunderttausend Stichwörter mit Übersetzungen oder Erklärungen. Kein normaler Mensch wird auch nur annähernd einen solchen Wortschatz, selbst in der Muttersprache erreichen. Es ist nicht unumstritten ,was als zählbarer Begriff gilt. Wenn man alle Ableitungen dazu rechnet, dann umfasst der Gebrauchswortschatz einer Sprache ca. 500.000 Worte, mit allen Fachbegriffen sind das mehrere Millionen. Man geht davon aus, dass eine Durchschnittsperson niedrigen Bildungsniveaus ca. 20.000 Wörter aktiv benutzt, ein Akademiker ca. 60.000. Für den Übergang zur Stufe des fortgeschrittenen Lerners sind nach Schätzungen etwa 2000 bis 3000 Vokabeln erforderlich.[xlvii] Solche Zahlen schaffen auch für Fremdsprachenlerner realistischere Dimensionen.

17.1. Vokabeltypen

Vokabel ist nicht gleich Vokabel. Für den Lernprozess sind verschiedene Arten von Vokabular zu differenzieren. Hierfür gibt es unterschiedliche Zugänge[xlviii]
Zunächst nach der Häufigkeit:

- Eine überschaubare Gruppe von ca. 200 Strukturwörtern macht etwa die Hälfte des Vokabulars eines allgemeinen Textes durchschnittlicher Schwierigkeit aus. Dieser Grundwortschatz ist der zentrale Ausgangspunkt zum Verstehen und Produzieren von Sprache, an die weitere Wörter angekoppelt werden können. Da die Strukturwörter aber wenig Bedeutung transportieren, reicht deren Beherrschung zumeist nicht für ein Verständnis von Texten aus.
- Der Grundwortschatz einer Sprache umfasst dann ca. 2000 Wörter und Wendungen, Lerner, die den Grundwortschatz einer Sprache beherrschen, sollten in der Lage sein, die wesentlichen Informationen eines Textes zu verstehen und einfachere produktive Kommunikation zu führen.
- Die Beherrschung des Aufbauwortschatzes von weiteren ca. 2500 Wörtern und Wendungen befähigt dann entweder zum einem nahezu völligen Verständnis allgemeiner Texte und zu relativ sicherer produktiver Kommunikation oder zu einer weitgehenden Kompetenz in einer Fachsprache. Dabei bezieht die Zahl von 2500 sowohl auf Fachvokabular als auch fortgeschrittene berufsbezogene und allgemeine Bereiche.

Eine andere Differenzierung bezieht sich auf die Worttypen. Bodmer[xlix] geht davon aus, dass zunächst die am schwierigsten zu erratenden und bedeutungsschwersten Elemente von Sprache zu erlernen sein sollten und rät daher beim Erlernen einer neuen Sprache zum gezielten Einprägen der folgenden Wortgruppen als Grundlage :

- Personalpronomen
- die Pluralformen der Substantive
- die Hilfsverben
- relevante Zeitformen

Die Beschäftigung mit diesen Wortgruppen kann auch bei einer Beschäftigung mit Fachsprache ohne das Vorhandensein eines breiteren allgemeinsprachlichen Repertoires die notwendigen Grundlagen bereitstellen.

Auf einer semantischen, auf die Wortbedeutungen bezogenen Ebene, lassen sich die Elemente eines Wortschatzes folgendermaßen differenzieren:

Wörter, differenzierbar in

- abstrakte Begriffe (*freedom*)
- Wörter mit niedrigen konkreten Bedeutungsgehalt (*with, before*)
- Wörter mit hohem, präzisem Bedeutungsgehalt, auch als Grundelemente von Fachsprachen (*invoice, bill of exchange*)

Wortverbindungen, aus mehreren Wörtern bestehende Einheiten, z.B.

- feste Begriffe (*bill of exchange, data processing)*
- compound nouns, aus mehreren Nomen zusammengesetzte Begriffe
- (*service provider, assembly line*)
- *phrasal verbs,* Verbindungen von Verben mit Präpositionen oder Adverbien
- (*catch up, sort out, move on*)

Kollokationen als Verbindungsmöglichkeiten und typische Verbindungen von Wörtern (Bsp: *to place an order, to quote a price)*

Standardwendungen (*Conversational Routines*) wie ‚*you never know'* oder ‚*this goes without saying*' als vollständige kurze Sprachäußerungen für den Einsatz insbesondere in mündlicher Kommunikation. Ein breites Repertoire an solchen Wendungen kann, da sie schnell abrufbar sind, den Sprachfluss beträchtlich erleichtern.

Angesichts eines derart ausgeweiteten Verständnisses von Vokabular können die Grenzen zwischen Wortschatz und Grammatik durchaus fließend werden. So lässt sich z. B darüber streiten, ob die unregelmäßige Pluralbildung (man- men) oder die Modalverben (*can, must will* etc) unter Wortschatz oder Grammatik fallen. Es gibt, hiervon ausgehend, Ansätze in der Linguistik[l], die auf Grammatik im Sinne von Regelsystemen beim Spracherwerb weitgehend verzichten und im Sprachrepertoire den eindeutigen Schwerpunkt auf dem Speichern lexikalischer Einheiten sehen. Es ist aber wohl zweifelhaft, ob eine flexible Beherrschung vielfältiger Sprachanlässe tatsächlich nur mit separat eingeprägten Wendungen erreicht werden kann.

17.2. Wortschatzausbau

Vokabeln lernen ist mehr als das Einprägen von Listen. Man beherrscht eine Vokabel erst dann ‚wann sie richtig schreiben, aussprechen und anwenden kann. Effektives Vokabellernen impliziert somit zwei, sich überschneidende, Teilbereiche:

- das langfristige Speichern von lexikalischen Einheiten
- die Verfügbarkeit und Abrufbarkeit des Gelernten

Der Wortschatz einer Person ist kein Abbild eines Wörterbuches, in dem die Begriffe alphabetisch gespeichert sind. Lennon spricht in diesem Zusammenhang von einem *mental lexicon*, das z.B. für jeden Lerner ganz spezifische persönliche Wortzugänge, Zusatzinformationen, Assoziationen und Verbindungsmöglichkeiten enthält[i] Dementsprechend gibt es eine Reihe unterschiedlicher Wege und Methoden für den Wortschatzausbau.

Es gibt Lerner, die sich Vokabeln einprägen, indem sie jeweils eine Seite der Liste abdecken und sich dann vorstellen, welches Wort sich dort findet; wahrscheinlich ist diese Methode allerdings bei den meisten nicht besonders erfolgreich und führt zu Problemen beim Abrufen von Begriffen. Ansonsten kann das Speichern natürlich über häufige Wiederholungen der Vokabeln erfolgen. Dies ist zwar eine letztlich zumindest wirkungsvolle, aber sicherlich nicht die effektivste Methode und darüber hinaus nicht sonderlich motivierend.

In jedem Falle empfehlenswert ist es, so ausgiebig wie möglich den Kontakt mit der englischen Sprache zu pflegen, sich den Wortschatz so aktiv wie möglich einzuprägen. Auf diese Weise wird nicht nur eine breite rezeptive Grundlage für den produktiven Wortschatz geschaffen. Eine Vokabel, auf die man in verschiedenen Zusammenhängen trifft, wird auch mit entsprechend größerer Wahrscheinlichkeit dauerhaft gespeichert.

Für den gezielten Ausbau des Wortschatzes ist es nützlich, über ein Grundverständnis darüber zu verfügen, wie unser Gedächtnis funktioniert, so gelingt es am besten, die neuen Vokabeln rationell zu speichern und abrufbar zu lernen.[ii] Grundsätzlich geht es bei den folgenden Rezepten für das Vokabellernen darum, sich möglichst intensiv mit einem Begriff zu beschäftigen und möglichst viele Bezüge mit diesem zu entwickeln.

Im Hinblick auf die unterschiedlichen Sprachfertigkeiten ist es sinnvoll, eine Vokabel, wo immer dies möglich ist, in allen *4 skills* zu erfahren, also sie im Kontext zu hören, zu lesen, zu sprechen und zu schreiben. Dabei kommt für das Speichern dem letzteren eine besondere Bedeutung zu.
Allgemein lässt sich wohl feststellen, dass man Vokabeln am sichersten lernt, indem man sie evtl. mehrmals aufschreibt. ggf. auch, indem man diese in bestimmten Abständen aus dem Gedächtnis abruft. Das lässt sich einfach bereits im Hinblick auf die unterschiedliche Zeit nachvollziehen, die für das Lesen oder das Aufschreiben eines Wortes erforderlich ist. Der Verzicht auf Schreiben kann dazu führen, dass ein Begriff nur ungefähr beherrscht wird, aber in Prüfungen oder in der Praxis dann doch nicht korrekt geschrieben werden kann. Schon einfache „Vokabeltrainer”-Programme für den PC können hierbei sehr nützlich sein, indem Sie die Wörter in willkürlicher Reihenfolge aufrufen und dann die nicht korrekt eingegeben mehrfach wiederholen. Allerdings geht es hier in der Regel nur um isolierte Einzelbegriffe. Man kann diesen Prozess ausweiten und intensivieren, indem man mit einem Wort im Geiste oder schriftlich Bezüge herstellt, etwa im Sinne von Assoziationen mit bildhaften Vorstellungen oder einfach nur zu anderen Mitgliedern der Wortfamilie, zu einem Reimword, zu einem Sammelbegriff oder zum Gegenteil. Ein derart angekoppelter Begriff wird künftig leichter abgerufen werden können, da neue Bezüge hergestellt wurden..

Es sei noch einmal daran erinnert, dass man eine Vokabel erst dann beherrscht, wenn man diese richtig übersetzen, schreiben und aussprechen kann. Dementspre-

chend ist es empfehlenswert, in gezielter Abfolge Begriffe zu hören, lesen, schreiben und in einen Kontext zu bringen. Effektives Lernen geschieht möglichst regelmäßig, und vermeidet Überforderungen. Unser Gehirn kann in der Regel nicht mehr als 10 bis 15 neue Vokabeln pro Lernphase speichern, es ist also in jedem Falle sinnvoll, eher zahlreiche kurze Arbeitsphasen als wenige lange durchzuführen und das Speichern über einen längeren Zeitraum durchführen. Für die Überführung der gelernten Vokabeln ins Langzeitgedächtnis ist es außerdem erforderlich, diese mehrfach zu wiederholen, im Idealfalle jeweils nach einem Tag, nach einer Woche, nach einem Monat. Dieser Prozess kann auch dadurch gefördert werden, indem die gelernten Vokabeln möglichst häufig im Geiste abgerufen werden.

Eine häufig empfohlene, aber aufwendigere Methode ist das Anlegen von Karteikarten. Dabei wird die Vokabel mit eventuellen Erläuterungen und Kontextbeispielen auf die Vorderseite und die Übersetzung auf die Rückseite geschrieben Unser Gedächtnis kann in jedem Lernschritt etwa 7 Sinneinheiten speichern. Man lernt also ökonomischer, wenn, wo immer möglich, statt isolierter Wörter gleich solche Kollokationen eingeprägt werden. Die Karteien sollte man wiederholt durchgehen und für die schwierigen und neuen Wörter eine Extraablage zur intensiveren Übung anlegen. Aber auch Wörter, die man zu beherrschen glaubt, sollten in gewissen Abständen wiederholt werden, nur so sind die Voraussetzungen für eine dauerhafte Speicherung im Langzeitgedächtnis gewährleistet.

Eine Lernmethode unter Einbeziehung des Unterbewusstseins im Lernprozess beschreibt Birkenbühl[liii] unter dem Begriff ‚Parallel-Lernen' Dabei geht es um die unbewusste Speicherung von Informationen in der rechten Gehirnhälfte. während die linke grade auf andere, konventionellere Weise beschäftigt ist. Konkret schlägt die Autorin vor, etwa einen spannenden Film zu sehen, während im Hintergrund eine Kassette mit Sprachvokabeln läuft. Beim nochmaligen, nun bewussten, Hören dieser Kassette sollte bereits vieles vertraut und leicht speicherbar sein.

Für das lexikalische Repertoire ist die Verfügbarkeit von mehreren Tausend Vokabeln erforderlich. Nicht nur Sprachen lernt man leichter, wenn der Stoff geordnet und thematisch gegliedert wird. Den entscheidenden Schlüssel zum wirkungsvollen Speichern bildet das Strukturieren und Herstellen von Zusammenhängen, analog zum Ordnen von Dateien im Computer. Vokabeln werden leichter in solchen „Dateien" gelernt, die diese ordnen, gruppieren und so den Abruf vereinfachen. Vokabelbeherrschung, d.h. ihre Verfügbarkeit in Kommunikationssituationen ist sehr häufig ein Problem des schnellen Abrufens. Je besser der gespeicherte Stoff gegliedert ist, um so leichter ist dies erreichbar, analog zum Auffinden einer Datei auf dem PC. Es existiert eine ganze Reihe möglicher Einteilungen, z.B.

- nach Wortarten
- nach Gegensatzpaaren
- nach Themenbereichen
- nach Anfangsbuchstaben

Es spielt keine Rolle, wenn Wörter in mehreren dieser Dateien erscheinen, im Gegenteil: Je häufiger dies der Fall ist, umso intensiver ist der Begriff vernetzt und entsprechend größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass er abgerufen werden kann.

Das Erstellen von Listen zu thematischen Sammelbegriffen kann das Speichern und die Abrufbarkeit erleichtern, z.B.

PC Hardware:
processor
disk drive
CPU
memory
display
graphic card

Das Anlegen ‚mentaler Dateien" kann den Zugriff zu den gelernten Vokabeln weiter erleichtern, so wird ein verstärkender visueller Eindruck der Vokabeln hergestellt. Hierbei werden zu allgemeinen Begriffen wie "*company*", "*travel"* oder "job" eine Art von "*mind-maps*" angefertigt. und um diese Hauptbegriffe Wörter aus verschiedenen Wortfeldern gruppiert. Beispiel:

finance department
marketing and sales department
personnel department

canteen — *to manufacture*
head office — *COMPANY* — *to market*
administration — *to sell*

managing director
head of department
technician
representative

In ähnlicher Weise können mit Hauptbegriffen verschiedene Wortgruppen verbunden werden.. Beispiel:

to join
to work for
to supply

large — *building ..*
international — *(a) COMPANY* — *transport ..*
British — *service ..*

...car
...director
...takeover

Insbesondere für das selbständige Erweitern und Festigen des Wortschatzes bietet sich die Arbeit mit Texten an, weil in diesen ein Kontext für die Vokabeln existiert, der die Speicherung und spätere Abrufbarkeit fördern kann. Dies kann auch für die intensive sprachliche Beschäftigung mit Texten gelten, die im Rahmen einer fremdsprachlichen Lehrveranstaltung zu bearbeiten sind. Ansonsten kann sich die Auswahl der Texte sich nach den jeweiligen Interessen und Zielsetzungen richten. Dabei sollte man sich außerdem auf Publikationen orientieren, bei denen mit einer gewis-

sen Wahrscheinlichkeit davon ausgegangen werden kann, dass die Texte ausreichend fordern, andererseits aber nicht überfordern werden.
Zunächst besteht die einfache Möglichkeit, mit Hilfe eines zweisprachigen Wörterbuches bei der Übersetzung von Texten den fremdsprachlichen Wortschatz auszubauen.[liv]

Die *text exploitation*, die Verwendung von Texten als Grundlage der Wortschatzerweiterung kann aus den folgenden Schritten bestehen.

1. Aus einem Bereich , in dem der Fachwortschatz erweitert werden soll möchten, wird ein geeigneter Text ausgewählt
2. In einer ersten Lesephase werden die Kernaussagen und Intentionen verstanden.
3. Danach werden diejenigen Fachvokabeln unterstrichen, die als lernenswert erscheinen bzw. noch nicht sicher beherrscht werden.
4. Diese Begriffe werden mit Übersetzungen in eine Liste zum Themenbereich des Artikels übertragen. Falls außerdem der allgemeinsprachlichen Wortschatz erweitert werden soll, können jetzt Begriffe und Wendungen, die aus dem Kontext des Artikels relevant erscheinen, ebenfalls in eine Liste übertragen werden. Dies sollte im Interesse der allgemeinen Verwendbarkeit in der Grundform geschehen
5. Wenn sich z. B. in dem Text die Passage, *They reluctantly turned down the offer, findet* dann sollte man *to turn down an offer* eintragen. Auf diese Weise, mit einem höheren Abstraktionsgrad, wird der Zugriff für andere Kontexte erleichtert.
6. Die Vokabeln auf der Liste werden gespeichert und dabei mental in den Sinnzusammenhang des Textes eingeordnet.

Bei einer weiteren Übung zu Vokabelkenntnissen wird ein Text in den PC eingescannt, kopiert und dann im Ursprungstext jeweils etwa jedes dritte Wort zur Hälfte gelöscht. Versucht man dann, diese fehlenden Worthälften zu ergänzen, dann wird dies wird bei denjenigen Wörtern gelingen, die man beherrscht, mit den anderen sollten sie sich dann mit Hilfe der Kopie eine nochmalige Beschäftigung erfolgen.

In einer Variation hiervon werden die unbekannten relevanten Vokabeln
durch eine deutsche Übersetzung ersetzt, gegebenenfalls wird hierzu auch eine Liste erstellt. Nach einer gewissen Zeit werden dann die Übersetzungen wieder durch die englischen Begriffe ersetzt, die so im Kontext von Wendungen und des Gesamttextes Aufmerksamkeit beanspruchen.

Zweifellos ist für derartige Übungen ein gewisser Zeitaufwand erforderlich.
Wenn es aber so gelingt, die Lektüre von Fachtexten für die Wortschatzarbeit nutzbar zu machen. dann kann nicht nur ein tieferes Verständnis der Inhalte erreicht werden sondern durch das Speichern sondern über den Kontext auch die Abrufbarkeit erleichtert werden.

Abschließend noch einmal: Diese Hinweise und Rezepte sind als Vorschläge zu verstehen, mit denen Lernende experimentieren sollten und an Hand derer sie herausfinden können, wie sie effektiv und effizient Ihren Wortschatz ausbauen können. Effektives Vokabellernen ist ein kritischer und gezielter Prozess, in dem wenig erfolgversprechende Methoden identifiziert werden und versucht wird, diese durch geeig-

netere zu ersetzten. Gerade im Bereich des Vokabellernens sind positive oder negative Ergebnisse recht schnell erkennbar. Der Aufwand lässt sich damit rechtfertigen, dass das Vokabular ein Grundelement jeder Sprache darstellt und auch in den Fachsprachen eine zentrale Rolle spielt. In vielen Fällen sind Variationen möglich. Sicherlich werden sich nicht alle dieser Rezepte für den Einzelnen auf Grund der ganz unterschiedlichen Ausgangslagen als hilfreich erweisen, andererseits kann es sein, dass man für sich weitere nützliche Lernmethoden entdeckt. Wenn dann künftig systematisch und konsequent nach den als nützlich erkannten Methoden gelernt wird, dann hat sich die Mühe in jedem Falle gelohnt.

18. Die Funktionen von Grammatik

Es gibt wahrscheinlich nur wenige Lerner, für die das Thema Grammatik nicht überwiegend negativ besetzt ist. Das muss nicht ausschließlich mit der Art und Weise zu tun haben, wie die Grammatik im Schulunterricht behandelt wurde, schließlich ist seit den siebziger Jahren in den Lehrbüchern deren Stellenwert deutlich zurückgegangen. Zumeist wird sie aber nach wie vor als etwas Abstraktes und eher als unnötige Fehlerquelle betrachtet, deren praktische Funktion für die sprachliche Kommunikation zwar nicht ignoriert werden kann, aber doch letztlich recht unklar bleibt.

Für ein effektives Sprachenlernen kommt es daher zunächst darauf an, die Funktionen von Grammatik zu kennen. Es gibt Sprachen, wir z.B.. Kantonesisch, die weitgehend ohne Grammatik auskommen und Kategorien wie Zukunft oder Vergangenheit mit Vokabeln ausdrücken. Auch in der Sprachdidaktik gibt es Ansätze, die in der Sprachvermittlung einen weitgehenden Verzicht auf die Beschäftigung mit Grammatik vorschlagen und stattdessen das gezielte Lernen von Vokabeln, Wortverbindungen und Redewendungen in den Vordergrund stellen. Dies kommt sicher dem Lernertyp entgegen, der stärker auf Imitation und das Sammeln von Daten orientiert ist. Andererseits ist die Möglichkeit des Rückgriffs auf allgemeine Regeln letztlich kaum verzichtbar und für viele Lerner sicher auch sehr hilfreich. Regeln zur flexiblen Erzeugung von Sprachäußerungen erleichtern die Kommunikation, und eben hierbei kann Grammatik einen zentralen Betrag leisten. Im Titel eines Artikels ist dies prägnant formuliert worden: ‚*Grammar should be a friend, not an enemy*'[iv]

Was kann also Grammatik tatsächlich leisten? Sprache ist in der Regel nicht völlig, aber doch zu einem beträchtlichen Teil, systematisch strukturiert, in erster Linie handelt es sich bei Grammatik um Gesetzmäßigkeiten, die zunächst einmal das Verstehen erleichtern können, diese rezeptive Funktion wird häufig übersehen. Außerdem geht es um Anwendung, um Regeln zum produktiven Ausdruck von Sprachintentionen. Die Frage, ob eine Grammatik Regeln setzen oder nur die in der Praxis verwendeten Regeln beschreiben soll, ist hier von untergeordneter Bedeutung. In jedem Falle stellt sie Normen bereit, im Vordergrund steht also der Aspekt der Korrektheit von Sprache. Sprachfluss spielt dann eine Rolle, wenn es um die sichere Anwendung der Regeln in der Praxis geht, ohne Regeln wird man kaum flüssig sprechen können.

18.1. Grammatiktypen

Im Hinblick auf diese grammatischen Regelsysteme sind im Hinblick auf deren Funktionen zwei Ebenen zu unterscheiden:

- Konstruktionsgrammatik
- Hier geht es um die regelhafte Bildung von Wörtern und Sätzen, um die Verbindung von Wort- und Satzgliedern zu verständlichen Einheiten. Konstruktionsfehler beeinträchtigen die Kommunikation in der Regel erheblich.
- Intentionsgrammatik
- Dieser Bereich bezieht sich auf die Auswahl geeigneter grammatischer Strukturelemente zur situationsangemessenen und präzisen Formulierung von Sprachintentionen. Ein Beispiel ist der Gebrauch des *simple past* für abgeschlossene und des *present perfect* für andauernde Handlungen. Die Abgrenzung zur Lexis ist auch in diesem Bereich nicht immer deutlich, es bleibt aber ein klarer Stellenwert der Grammatik, etwa im Gebrauch der Zeiten.

Im Bereich der Intentionsgrammatik ist unter dem Begriff Signalgrammatik versucht worden, eine Zuordnung von bestimmten Begriffen etwa zur Anwendung der Zeiten herzustellen, beispielsweise*'last'* als Signal für das *past tense* oder ‚*at the moment'* für das *present progressive*. Dies kann mit seinen Verkürzungen für das Festigen von Regeln durchaus hilfreich und sinnvoll sein, im Fachsprachenlernen ist die Übung von Fachtermini angesichts knapper Zeitressourcen sicher weniger wichtig als etwa der Gebrauch der Zeitformen. Eine Signalgrammatik funktioniert jedoch nicht in allen Bereichen und sie führt, da es im situativen Kontext eine Vielzahl von Ausnahmen geben kann, auch zu Fehlern und der Lernende gelangt kaum über einen äußerst elementaren Regelgebrauch hinaus. Insgesamt gilt aber, dass Fehler in diesem Bereich das Verständnis weniger beeinträchtigen als Konstruktionsfehler.

In beiden Fällen geht es also um Normen und Konventionen, die den Kommunikationsprozess erleichtern, indem sie für Sender und Empfänger verständliche Standards setzen. Es handelt sich dabei jedoch immer um Abstraktionen der realen Sprache. daher sind solche Standards natürlich von relativer Bedeutung und immer im Fluss, schließlich entwickeln sich Sprachen ständig weiter. Sie werden eben nicht nur durch Systematik, sondern auch durch Kreativität gekennzeichnet. Kein Lerner sollte daher überrascht sein, wenn die Texte und Äußerungen von Muttersprachlern bisweilen Elemente enthalten, die nicht den Grammatikregeln entsprechen, die man sich gerade einzuprägen versucht hat. Dies wird besonders bei gesprochener Sprache häufiger der Fall sein. Die Grammatik ist eben kein Selbstzweck, sondern ein Regelwerk, das eine möglichst präzise Verständigung ermöglicht. Insofern entspricht die praktische Anwendung niemals völlig dem grammatischen Regelsystem. Der Sprachgebrauch von Muttersprachlern orientiert sich zumeist nicht an solchen Regeln und kann ohne diese auskommen; insofern sind sie nicht unproblematische sprachliche Vorbilder. Sie haben ihre Sprache ohne die Regeln gelernt, sie brauchen diese nicht für ihre Verständigung, in aller Regel kennen sie diese nicht einmal. Welcher deutsche Muttersprachler wäre etwa in der Lage, unvorbereitet den korrekten Gebrauch der indirekten Rede zu erklären? In diesen Zusammenhang gehört auch die Beobachtung, dass nichtmuttersprachliche Lehrer Grammatikfehler zumeist strenger ahnden[lvi], wahrscheinlich, weil bei Ihnen die Orientierung auf die Normen stärker ausgeprägt ist.

Die neuen Grammatiken basieren, wie viele Wörterbücher auf umfassenden Datenbanken in der tatsächliche Sprachgebrauch von Muttersprachlern gespeichert und analysiert wird. Entsprechend sind auch bereits eine Reihe von Grammatiken er-

schienen, die sich auf die Besonderheiten von gesprochener Sprache orientieren oder diese zumindest berücksichtigen.
Es gibt darüber hinaus Ansätze, die Grammatik über die beschriebenen Funktionen hinaus als auf die Abfolge von Kommunikationselementen orientieren, dabei wird auch der situative Kontext berücksichtigt.[lvii] Möglicherweise ließe sich der Ansatz für die Erstellung einer Grammatik der englischen Sprache als Lingua Franca nützen, aber solange eine solche nicht existiert, bleiben die Normen des ersten Sprachkreises die Orientierungsgrundlage, und damit auch das hier beschriebene Spannungsfeld.

18.2 Grammatikkompetenz

Es stellt sich die Frage, was Grammatikbücher leisten sollen: Normen setzen, wie das der Duden seit mehr als 100 Jahre mit deutscher Gründlichkeit macht oder die Sprache beschreiben, wie sie von Muttersprachlern oder künftig als Lingua Franca benutzt wird?

Solche Beschreibungen sind ein wesentlicher Gegenstand der Sprachwissenschaft, sie bilden einen Ausgangspunkt für die Formulierung und Modifizierung von Normen. Bei den auf ihnen basierenden Regeln handelt es sich um Verallgemeinerungen, Abstrahierungen, die als solche bei aller Problematik das Erlernen einer Sprache erleichtern sollen und können. Die meisten Grammatiken orientieren sich an Normen, berücksichtigen aber gleichzeitig auch den tatsächlichen Sprachgebrauch.
Der Erwerb von Grammatikkompetenz vollzieht sich ,abstakt gesehen, in mehreren Stufen.

Auf der ersten Stufe werden die Kenntnisse einer bestimmten Regel erworben. Hierfür gibt es unterschiedliche Zugänge: Dies kann induktiv geschehen, indem man sich aus verschiedenen Beispielen die Regel selbständig erschließt. Es handelt sich hier zweifellos um ein zeitaufwendigeres Vorgehen, das aber bei vielen Lernern wirkungsvoller ist, da es über die selbständige Erarbeitung ein tieferes Verständnis und nachhaltigeres Behallten ermöglicht.
Deduktives Lernen bezeichnet, eine Regel präsentiert zu bekommen und auf dieser Basis die Anwendung zu üben, ein Vorgehen, das insbesondere bei weniger komplexen Bereichen sinnvoll ist. Letztlich hängt der Lernerfolg aber sicher von den lernertypspezifischen Präferenzen ab. Bei einem Selbststudium ist es wohl für die meisten Lerner sinnvoller, deduktiv vorgehen, also zunächst mit Texten und einem Grammatikbuch – dies kann auch eine Schulgrammatik sein - ein grundlegendes Verständnis wichtiger Grammatikregeln zu erarbeiten, etwa

- Gebrauch der Zeiten
- Vergleichsformen
- Satzstellung
- Passiv

Es kann hilfreich sein, die Grundregeln kurz selbst - ggf. auf Deutsch – zu formulieren. Häufiges Visualisieren kann hierfür sehr hilfreich sein, da es das Einprägen eines optischen Eindruckes ermöglicht. Man kann zum Beispiel für jede Zeitform eine andere Farbe benutzen, ebenso für regelmäßige und unregelmäßige Verben, oder die grundlegenden Regeln für die Zeiten in eine Skala übertragen. Hier haben Nach-

schlagewerke ihre lernunterstützende Funktion, als Grundlage auch zur Wiederholung, man muss jedoch für deren Benutzung die wesentlichen Fachbegriffe beherrschen.

Nach der zweiten Stufe wird, nach entsprechenden Übungen, die Regel so weit beherrscht, dass sie in diesem begrenzten Bereich relativ sicher beherrscht wird.
Die Betonung liegt auf ‚relativ', wahrscheinlich hat Edelhoff[lviii] recht, wenn er feststellt, dass Grammatikregeln von den meisten Lernern nie völlig beherrscht werden. Umgangssprachlich geht man nun aber davon aus, dass eine Regel ‚sitzt'. Es ist zu bedenken, dass bis zur Annäherung an diesem Punkt schon ein erhebliches Maß an Geduld, Übung und auch Wiederholungen erforderlich ist. Allerdings muss auch unter diesen Voraussetzungen weiter gezielt geübt und gelernt werden Lerngrammatiken, die neben den Regeln auch umfangreichere Anwendungsbeispiele und Übungen enthalten, können zum Erreichen dieses Ziels beitragen. Sogenannte *drills*, also das mehrfache imitative Wiederholen von Strukturen können zur Festigung der Regel beitragen, sind aber zweifellos nicht für alle Lernertypen geeignet.

Für viele Lerner ist dagegen ein indirektes Vorgehen effektiver, also eine Beschäftigung mit Grammatik im thematischen Zusammenhang in Verbindung mit Hör- oder Leseaktivitäten.
Wenn man also einen Hörtext auf einem Speichermedium hat, dann kann man sich in einer der späteren Phasen, nachdem man schon ziemlich viel versteht, auf den Gebrauch der Grammatikregeln konzentrieren. Etwas ähnliches lässt sich mit einem gedruckten Text aus einem Lehrbuch oder einer Zeitschrift machen. Man kann die Verben unterstreichen und Sie die Zeitformen analysieren, nach Beispielen für Vergleichsformen oder Adverbien suchen.
Ein wichtiger Schritt zum Ausbau von Grammatikkompetenz ist die selbstständige Fehleranalyse in den eigenen frei erstellten Texten. Bei den meisten Lernenden sollten sich dabei deutlich bestimmte Problembereiche identifizieren lassen, an deren Bewältigung dann gezielt gearbeitet werden kann. Die wesentlichen grammatikalischen Problemfelder sind:

- Satzbau- und Wortstellungsprobleme
- Probleme bei der Bildung von Strukturen wie etwa dem Passiv den Konditionalsätzen
- Fehler beim Adjektiv- und Adverbiengebrauch
- Probleme beim Gebrauch der Zeitformen

Auf diese Weise lässt sich nicht nur die Vermeidung von Fehlern beim Verfassen von Texten leichter erreichen sondern auch der oben beschriebene Ausbau einer Monitor-Kontrollinstanz für den freien mündlichen Sprachgebrauch.

Im Bereich der produktiven Sprache haben hier auch die konventionellen schriftlichen Übersetzungsübungen unter Einschluss der Grammatikstrukturen ihren Stellenwert. So umstritten Sie im Hinblick auf die Kommunikation sein mögen, als Übungen im präzisen Gebrauch von Sprache haben sich durchaus als durchaus nützlich erwiesen, aber wohl nur in dieser begrenzten Funktion. Grammatik ist, wie schon hervorgehoben wurde, kein Selbstzweck. Daher kann diese Stufe nicht, weder in Sprachlehrveranstaltungen noch im Selbststudium das Ende der Beschäftigung mit Grammatik sein, praktische Sprache vollzieht sich schließlich in der Regel nicht im Rahmen bestimmter Grammatikregeln.

Auf der dritten Stufe sind die jeweiligen grammatischen Regeln dann schließlich zusammen mit dem Wortschatz zu einem Teil der praktischen Sprachkompetenz geworden. Erst hier geschieht, wieder abstakt betrachtet, der Übergang vom Repertoire zur freien Anwendung. In der Linguistik wird daher zwischen bewusster und unbewusster Verarbeitung von Grammatik unterschieden.[lix] Diese kann erst dann ihre volle Funktion für die Sprachfertigkeiten entfalten, wenn sie weitgehend zur Routine geworden ist und eine Regel nicht mehr bewusst abgerufen werden muss. Hierfür gibt es für nahezu alle Lernertypen nur einen Weg, den der häufigen intensiven Praxis und Übung. Neben dieser Produktionsfunktion profitieren Lernende davon, wenn es ihnen gelingt, einen sogenannten mentalen Monitor zu entwickeln, als Produkt einer Sensibilisierung für die Analyse der eigenen Sprachproduktionen, im Sinne einer grammatischen Kontrollinstanz, also einer Art Alarmanlage für Sprachfehler. Wirkt dieser Monitor bei der schriftlichen Sprachproduktion ganz unmittelbar, so liegt seine Bedeutung für die mündliche Sprache wohl weniger in der unmittelbaren Korrektur gemachter Fehler als in der langfristigen Fortentwicklung der mündlichen Korrektheit.

Auf dieser dritten Stufe entfaltet sich die eigentliche Funktion von Grammatik, nicht abstrakt, sondern eben ganz praktisch. Sie prägt sich daher am besten in situationsorientierten praktischen Aktivitäten ein, beim Verfassen eines Textes, bei der Vorbereitung einer Präsentation mit Blick auf konkrete fachspezifische Anlässe. Und wichtig bleibt auch, dass die Beschäftigung mit Regeln allenfalls einen Teil des Sprachenlernens ausmacht. Dies muss nicht unbedingt im Rahmen isolierter Grammatikstudien geschehen, denn an Themenbereichen orientiertes Lernen ist zumeist wirkungsvoller als abstrakt-strukturorientiertes. Gerade im Fachsprachenstudium sollte gelten, dass Grammatik ihren Stellenwert hat, aber vordringlich in einer quasi dienenden Funktion für den Kommunikationsprozess. Dies muss der Orientierungspunkt sein, nicht nur für ein fachsprachlich orientiertes Studium. Eine Beschäftigung mit Grammatik, die nur zu isolierter Regelkenntnis, aber nicht zu einem Ausbau der kommunikativen Sprachfertigkeiten führt, ist letztlich Zeitverschwendung.

VI. Fertigkeitstraining: Zu einer sicheren Anwendung von Sprache

Die Anwendung der linguistischen Repertoireelemente, zusammen mit weiteren Teilkompetenzen im Kommunikationsprozess, vollzieht sich in den ‚*four skills*' den 4 Grundfertigkeiten Lesen, Schreiben, Sprechen und Hören. Dabei stellen, wie beschrieben, der Umfang und die Verfügbarkeit des Repertoires ganz wesentliche Faktoren für den Spracherfolg dar. *Learning by doing* bleibt immer auch *learn*ing, ohne eine gezielte Beschäftigung mit dem Wortschatz und auch der Grammatik wird es nur begrenzte Fortschritte geben. In der Praxis erwächst dann Sprachkompetenz aus der erfolgreichen Anwendung des Gespeicherten in der praktischen Kommunikation. Vor der Beschäftigung mit diesen Fertigkeiten im Einzelnen ist zunächst eine Differenzierung im Hinblick auf deren Anwendungsbereiche vorzunehmen.

19. Gesprochene Sprache und Schriftsprache

Über lange Zeit hat in der Sprachenausbildung die Schriftsprache den größten Raum eingenommen; eine Schwerpunktsetzung, die dem tatsächlich Gebrauch von Sprache zu weniger mobilen Zeiten wohl entsprach, aber jetzt nicht mehr funktional ist,

nicht nur im akademischen Fachsprachenbereich, zunehmend weniger praktiziert wird.

Zur Sensibilität für Sprache gehört auch ein Bewusstsein der wesentliche Elemente von gesprochener Sprache und Schriftsprache. Der Unterschiede zwischen den beiden Bereichen ist nicht unbedingt identisch mit dem Kontrast zwischen formaler und informeller Sprache. So wie es in der Schriftsprache auch informelle Texte gibt, etwa eine Email oder eine Notiz für einen Freund, so kann auch die gesprochene Sprache formal sein, etwa im Gespräch mit einem Vorgesetzten.

19.1. Gesprochene Sprache

Gesprochene Sprache vollzieht sich zumeist in unmittelbaren interaktiven Situationen.
Dabei ist teilweise zu differenzieren zwischen längeren monologischen Texten wie einem Vortrag, und Dialogsituationen. Hier als Beispiel für letzteres ein Auszug aus dem Transkript einer Besprechung:

John: I'd like to bring up the applications. Well, then, Susan. Four quite interesting people. What's your opinion?
Susan: Hm, fine, fair enough, let's ... er ...take them in alphabetical order, shall we?
Susan Well, I think before we make any decision, we should compare notes, you know, see what ... we think.
Susan All right. What do you think?
John: Well, that is ... er ... Mr Greene, isn't it? He seems pretty much up to scratch, doesn't he?
Susan: Yes, yes, qualified, well-qualified and pleasant, I thought.
John: Yes, oh, very much so, yes. Plenty of experience in ... in our field too, that's very important.

Aus diesem kurzen Dialog lassen sich einige allgemeine Charakteristika der gesprochenen Dialogsprache ableiten. Hier sind die Kommunikationspartner nicht räumlich und zeitlich getrennt, ihre Reaktionen und Ideen sind spontan, sie entwickeln ihre Gedanken z. T. beim Sprechen. Sie müssen ihre Gedanken und Intentionen formulieren und im nächsten Schritt dann diejenigen des Kommunikationspartners verstehen. Dabei können sie Unklarheiten beseitigen und den Gesprächsverlauf voranbringen, indem sie Fragen stellen, um Erläuterungen bitten können, selber Erläuterungen geben, wenn sie den Eindruck haben, dass ihre Aussage nicht angekommen ist. Bei einem Vortrag werden die Ausführungen vorbereitet und ggf. auch vorformuliert, insofern ist hier der Unterscheid zur formalen Schriftsprache geringer. Dazu werden Verständnisfragen und Diskussionen häufig erst in bestimmten Phasen, also mit zeitlicher Verzögerung vorgenommen.

Im Text finden sich einige typische linguistische Elemente gesprochener informeller Sprache[lx]:

- Kurzformen wie z.B. *let's, isn't* .
- Häufig enthalten die Anfänge der Satzaussage Signale, die den Tenor der Aussage andeuten. wie hier *‚fine'* oder *yes,* in anderen Situationen auch *I'm afraid* oder *I wonder* .

- Frageanhängsel (tags) fordern den Kommunikationspartner zu Reaktionen auf und bringen so den Gesprächsprozess voran. *'Mr Greene, isn't it'?*
- Die Satzstrukturen und das Vokabular sind einfacher gehalten, da sowohl für die Formulierung als auch für das Verstehen weniger Zeit zur Verfügung stehen als in der Schriftsprache.
- *Phrasal Verbs*
- Konstruktionen, die aus einem Verb und einer Präposition oder einem Adverb bestehen (*bring up*)
- Idiome Diese tragen dazu bei, eine Sprache lebendig erscheinen zu
- lassen. Hierbei handelt es sich um Wendungen, die häufig aus einem anderen Bereich übernommen sind und deren Gesamtbedeutung nicht aus den Einzelelementen abgeleitet werden kann. (*up to scratch*)
- In den *idioms* spiegeln sich häufig die Sichtweisen einer jeweiligen Kultur wieder, so dass eine direkte Übersetzung nicht immer möglich ist.
- Bsp: *I'm up to my eyes in work.*
- Ich stecke bis über beide Ohren in Arbeit

Zu den lexikalischen Bestandteilen der gesprochenen Sprache gehören außerdem:

- Kurzantworten, z.B. auf die Frage:: *Can you do that? ,Yes, I can'*
- Umgangsssprache

Neben den *idioms* sind auch Slang-Ausdrücke im wesentlichen der gesprochenen Sprache vorbehalten. Slang bezeichnet Sprachelemente, die häufig aus bestimmten Berufsgruppen stammen und in der Schriftsprache, aber auch in der formalen Sprache (noch) nicht akzeptabel sind wie zum Beispiel *couch potato* für intensive Fernsehkonsumenten.

- Standardformeln (routine phrases)
  Diese werden in bestimmten Situationen schematisch verwendet; sie ermöglichen Sprachfluß und eine schnelle Reaktion auf Äußerungen des Kommunikationspartners.
  Beispiele:
  How are you?
  It's not as simple as that.
  That remains to be seen.
  That's out of the question.
  I see what you mean.

In dem Dialogauszug finden sich zudem einige allgemeine Charakteristika der gesprochenen Sprache, die nicht unmittelbar mit Sprachkompetenz verbunden sind und daher in der Sprachenausbildung auch keine Rolle spielen. In Fachliteratur werden diese als paralinguistische Elemente bezeichnet. Hierzu gehören:
Pausen innerhalb der Sprechäußerungen
Wiederholungen einzelner Wörter und Satzteile
Grammatikalisch unvollständige Sätze
Füllwörter wie 'hm', 'well' oder 'er'
Zweifellos von großer Wichtigkeit für den mündlichen Kommunikationsprozess, aber ebenfalls in diesem Zusammenhang weniger relevant sind weiterhin nichtverbale Signale wie z.B. Gestik, Mimik und andere Elemente der Körpersprache.

Eine korrekte Aussprache mit richtiger Betonung ist dagegen von großer Bedeutung im sprachlichen Austausch und sollte eine entsprechende Rolle im Lernprozess einnehmen. Es ist wohl unbestritten, dass dieser Aspekt im Zusammenhang mit der Satzmelodie(Intonation) der jeweiligen Sprache eine zentrale Rolle spielt, wenn es darum geht, die Sprachkompetenz eines Sprechers zu bewerten. Dies gilt in jedem Falle auch für die Fachsprachen als Bereiche der Lingua Franca. Demgegenüber wird die Zukunft erweisen, welche Bedeutung etwa *phrasal verbs* und *idioms* angesichts einer abnehmenden Bedeutung muttersprachlicher Vorbilder künftig im International English noch haben werden.

19.2.Schriftsprache

Ohne Zweifel stellt der Zusammenhang zwischen Aussprache und Schreibweise mit zahlreichen Unregelmäßigkeiten und Merkwürdigkeiten eines der schwierigsten Probleme für Lerner der englischen Sprache dar. Nachdem Rechtschreibprogramme das Schreiben vereinfacht haben, bleiben vor allem die Schwierigkeiten mit der Auswahl von Wörtern. Schriftliche Kommunikation beruht auf Konventionen, sie ist zunächst kein Wesenselement von Sprache. Der entscheidende Aspekt ist der indirekte Kontakt zwischen Sender und Empfänger Der Text bildet das Medium; da die Personen sich zumeist nicht unmittelbar über eventuelle Unklarheiten verständigen können, sollte er klar, aus sich selbst heraus verständlich sein. Aus diesem Sachverhalt resultieren die spezifischen Anforderungen an die Schriftsprache:[lxi]

- Durch die Orientierung an den allgemeinen Regeln der Sprache - Rechtschreibung und
- Grammatik werden Unklarheiten oder auch nur Beeinträchtigungen der Kommunikation vermieden Eine präzise Wortwahl ist für das Erreichen der mit dem Schreiben verbundenen Absichten unerlässlich. Dies ist in den Fachsprachen von besonderer Bedeutung
- Die Konventionen des jeweiligen Texttyps werden beachtet
- Zu den wichtigen Texttypen in den englischen Fachsprachen mit jeweils spezifischen Mustern gehören im Wirtschaftsbereich *Report, Memo, Correspondence* sowie im technischen Sektor *Manuals* und *Instructions*

- der Formalitätsgrad und der Tonfall des Schreibens sind dem Anlass des Schreibens und der Beziehung zwischen den Kommunikationspartnern angemessen
- Ein leserfreundlicher Sprachstil mit deutlichem kohärentem Aufbau, Abwechslung und Integration der Sätze und Paragraphen fördert den positiven Eindruck eines Textes und damit das Erreichen der angestrebten Ziele.

Auch wenn nicht in jedem Text alle diese Kriterien von Bedeutung sein müssen, wird dennoch deutlich, dass der Anspruch auf sprachliche Korrektheit und auch Angemessenheit höher ist als in der gesprochenen Sprache, schließlich sind alle Verstöße gegen die Sprachnormen sozusagen schwarz auf weiß erkennbar. Dafür wirkt der Zeitfaktor ausgleichend: Als Schreiber hat man Zeit, sich an Regeln zu erinnern, Alternativen zu durchdenken, den Aufbau zu planen, schließlich Korrekturen vorzunehmen, bevor der Text zum Kommunikationsgegenstand wird, der Leser kann die Verständnisproblemen Zeit für das Verstehen nehmen. Diese Zeit steht in der mündlichen Kommunikation nicht zur Verfügung.

20. Rezeptive und Produktive Fertigkeiten

Sprachelemente können sowohl für den Abruf als auch für das Wiedererkennen gespeichert werden. Bei genauer Betrachtung verfügen Lernende für ihren Sprachgebrauch über zwei unterschiedlich große Repertoires, eines relativ großen, das die Grundlage für Verstehen bildet und eines sehr viel kleineren, das für die Sprachproduktion abgerufen und verwendet werden kann. Für das Verstehen sind weniger Kenntnisse erforderlich, für die Produktion müssen sämtliche Elemente von Sprache bis hin zu Endungen und Wortstellung verfügbar sein.

Aktiv und passiv sind hier problematische Bezeichnungen, denn das Verstehen eines Textes ist durchaus eine aktive, bisweilen auch anstrengende Tätigkeit, die auch über die Verwendung des Wortschatzes hinaus das Erkennen und Verstehen von Strukturen erfordert. Zunächst erfolgt die Speicherung für das vergleichsweise weniger komplexe Wiedererkennen und dementsprechend ist das rezeptive Repertoire immer um ein Vielfaches umfangreicher als das produktive. Es gilt aber auch: Nur das, was sich im rezeptiven Repertoire befindet, kann für das produktive Repertoire aktiviert werden.
Daraus ergeben sich das Lernen zwei grundlegende Zielsetzungen:

1. Der Aufbau eines möglichst umfassenden rezeptiven Repertoires, was nur mit einem Maximum an Input zu erreichen ist
2. Eine möglichst geringe Diskrepanz zwischen rezeptivem und produktivem Repertoire, gefördert durch Übungen zur aktiven Benutzung der Repertoireelemente

Damit ist deutlich, dass ein breites Repertoire zwar enorm wichtig ist, dass damit allerdings noch keine eindeutigen Aussagen zur Sprachkompetenz gemacht werden kann. Beim Abrufen für die Praxis führt ein rein mechanisches Erinnern auch immer nur zu begrenzten Erfolgen. Ohne ein Bewusstsein der Besonderheiten von Sprache gelingt es selten, über diese elementare Ebene hinaus zu gelangen, und den Transfer gespeicherter Elemente in weitere Bereiche vorzunehmen. In der Realität sind, wie im Dialogbeispiel des vorherigen Abschnittes, für Kommunikationszusammenhänge zumeist sowohl rezeptive als auch produktive Fertigkeiten und häufig außerdem ebenso mündliche wie schriftliche erforderlich, Dies gilt insbesondere auch für Sitzungen und Verhandlungen, oder etwa für Notizen zu einem Telefonat bzw. die Umsetzung eines Auftrages zum Verfassen eines Textes.

Es spricht vieles dafür, dass sich jeweils die beiden produktiven und rezeptiven Fertigkeiten besonders intensiv ergänzen. Entscheidend ist, dass Repertoireelemente durch Übung abrufbar werden, so kann durch Sprechen auch die Schreibfertigkeit erweitert werden, und das freie Verfassen von Texten erleichtert auch den Zugriff auf Vokabeln und Strukturen beim Sprechen. Für das Erlernen von Sprachen gilt jedoch, dass jede einzelne Fertigkeit spezifische Anforderungen beinhaltet, und als solche geübt werden muss. Kurz gefasst: Sprechen lernt man nicht durch zuhören und schreiben nicht durch lesen. An diesem Sachverhalt orientiert sich die Struktur der folgenden Hinweise, wenn zunächst die beiden rezeptiven und danach dann die produktiven Fertigkeiten behandelt werden.

21. Leseverstehen

Es gibt unterschiedliche Arten des Umgangs mit Texten und des Verstehens, jeweils abhängig von den Zielsetzungen.

- Beim informationsorientierten Lesen geht es darum, einem Text die wesentlichen
- Informationen zu entnehmen. Dies dürfte, insbesondere auch im Fachsprachenbereich, die mit Abstand wichtigste Funktion von Lesen sein.
- Scan-Lesen bedeutet, einen Text gezielt nach bestimmten Informationen durchzusehen, beispielsweise in einer Wirtschaftszeitung nach Börsenentwicklungen oder eine Bedienungsanleitung nach Hinweisen auf einen bestimmten Fehler.
- Beim genauen Lesen (*close reading*) geht es um ein präzises Verständnis eines Textes. Dies ist etwa bei Verträgen und Verkaufsbedingungen unerlässlich und kann sich auf stilistische Elemente und implizite Bedeutungen erstrecken.
- Beim sprachkompetenzorientierten Lesen geht es dann nach der Informationsentnahme um eine Verwendung des Textes für die aktive Sprachkompetenz. Rezepte hierfür wurden im Kontext des Vokallernens bereits beschrieben.

Um einen Text in normalem Lesetempo zu verstehen, sollten nicht mehr als 10 % der Wörter unbekannt, aber im fremdsprachliche Lesen ist man häufiger mit Texten konfrontiert die über dies Quote hinausgehen. Deren Erschleißung lässt sich mit leicht erhöhtem Zeitaufwand unter Verwendung bestimmter Techniken vornehmen . Dieser Prozess verkürzt ishc, je besser die Fremdsprache beherrscht wird.
Eine solche Dekodierung des Textes und seiner Grundaussagen kann in mehreren Schritten erfolgen :

1. Die Herstellung eine Grundvorstellung über den Themenbereich des Textes, z. B. im Hinblick auf den Verfasser oder vor allem die Überschrift/en. So werden Erwartungen erzeugt, da das Verständnis des Textes vorstrukturieren.
   Beispiele aus Artikeln im Internet:
   BIG BROTHER IS READING YOUR MAIL
   NOMAD: THE THINKING ROBOT
2. Verwendung der ‚Schneeballtechnik'
   So wie ein Schneeball durch das Hinzufügen von zusätzlichem Schnee immer größer wird, lässt sich analog der Prozess des Textverstehens vorstellen. Man beginnt mit ein wenig Materie, z.B. der Überschrift und fügt mit jedem Satz weiteres hinzu. Das Volumen wird zunehmend größer. Aber: So wie in einen Schneeball kein Sand oder gar Steine gehören, so gehören in ein Textverständnis keine Inputs, die nicht in den Zusammenhang passen oder gar im Widerspruch dazu stehen. Wenn also ein Satz/Abschnitt sich sinngemäß nicht in das bisher aufgebaute Informationsgefüge passt oder gar nicht verstanden wurde, dann war Dekodierungsprozess an dieser Stelle nicht erfolgreich und bedarf einer Vertiefung, evtl. mit Hilfe eines Wörterbuches .

3. Identifikation der Schlüsselwörter in den einzelnen Absätzen.
   Diese stehen zumeist im ersten Satz des Abschnittes, sie werden aus dem Inhalt hervorgehoben, bisweilen wiederholt und variiert. In einem Abschnitt gibt es selten mehr als 2 oder 3 Schlüsselwörter. Zur Übung können, etwa in einem Zeitungsartikel, die Schlüsselwörter markiert werden. .Aus diesen müsste sich dann den Inhalt in der Struktur und der Gedankenführung widerspiegeln.
4. Um circa 90 Prozent der Inhalte eines Textes zu verstehen, ist es in der Regel lediglich erforderlich, ungefähr 50 Prozent der Wörter zu kennen. Der Rest sind Variationen, Wiederholungen, mehr oder weniger inhaltsleere Wendungen oder Detailbeschreibungen, die für die ein globales Verstehen der Aussagen einer Textes von geringer Bedeutung sind. Bei letzteren handelt es sich zumeist um Adjektive, die wohl komplizierteste Wortart. Es fällt vielen Lernenden schwer, kann aber durchaus sinnvoll sein, schwierige Adjektive (oder auch andere Wörter) zu ignorieren, wenn dadurch der Verständnisfluss nicht unterbrochen wird und ein detailliertes Textverständnis nicht angestrebt wird.
5. Kann auf das Verständnis eines Wortes nicht völlig verzichtet werden, so ist wiederum häufig für den Textkontext ein Grobverständnis des Begriffes völlig ausreichend (wobei ein präzises Verständnis natürlich immer besser ist) Grobverständnis kann sich beziehen:
   - auf den Sammelbegriff
   - *In the office there is a workstation, a desk and a filing cabinet.*
     (Ein Aktenschrank ist mithin ein Gegenstand in einem Büro)
     auf das Gegensatzpaar klein-groß, zumeist aus dem Kontext zu erschließen
     Peter's problems are tiny compared to the huge problems the others are facing. (tiny- (sehr) klein
     -auf das Gegensatzpaar gut –schlecht, dass sich ebenfalls in der Regel aus dem Kontext ergibt
     Houston is a lot quieter than the appalling Chicago Airport.
     appalling – (sehr) schlecht, entsetzlich

6. In der schriftlichen Kommunikation hat der Rezipient, der Leser, wie oben ausgeführt, keine Möglichkeit der Nachfrage, um Verständnisprobleme zu klären. Daher gehört zu den Aufgaben des Autors, derartigen Problemen im Text entgegenzuwirken. Das bedeutet, dass gerade schwierige Begriffe im Text erläutert werden, sofern sie nicht in einen Kontext eingebunden sind, in dem sie nur eine bestimmte Bedeutung haben können. Es ist also nicht erforderlich, unbekannte Begriffe nachschlagen, wenn sie in den umgebenden Sätzen eine Erklärung findet.

7. Die meisten der europäischen Sprachen gehören einer gemeinsamen, der indo-germanischen Sprachfamilie an und weisen bereits deshalb eine Reihe von Ähnlichkeiten auf. Darüber hinaus sind im Zuge des historischen Entwicklungen eine Reihe von Wörtern aus anderen Sprachen als Lehnwörter in die englische Sprache eingegangen. Es kann also sinnvoll sein, zunächst bei ungekannten Begriffen zu überlegen, ob es im deutschen oder anderen vertrauten Sprache ähnliche, möglicherweise im Gebrauch auch mittlerweile leicht veränderte Begriffe gibt, die sie für eine Verständnis heranziehen könnten.

Zum Beispiel sollte der Rückgriff auf das Deutsche die folgenden englischen Begriffe erschließen:
*to vary, circle, pa*ssenger, to praise, ambulance, hospital.
Aber Vorsicht: Sogenannte *false friends* können leicht zu Fehlübersetzungen führen. ‚*Fabric*' etwa bedeutet keineswegs Fabrik, sondern Stoff, und ‚*actual'* ist mit tatsächlich zu übersetzen.[lxii]

8. Die Grammatik der englischen Wortbildung ist weitgehend regelmäßig. Das bedeutet, dass mit mindestens einem bekannten Wort einer Wortfamilie zumindest das Verständnis, in der Regel aber die Anwendung der anderen Mitglieder dieser Familie erschlossen werden kann.
experience – inexperienced
careful - carelessness

Möglicherweise kann es erforderlich sein, das eine oder andere Schlüsselwort nachzuschlagen, ansonsten sollte mit diesen Techniken ein angemessenes Verständnis der wesentlichen Inhalte und des Aufbaus eines mittelschweren Textes mittlerer Länge gelingen.
Es kommt vor, dass Lernende schnell aufstecken und keinen Zugang zu einem Text finden, den sie für zu schwierig halten, obwohl sie bei einem gezielten Herangehen diesen durchaus bewältigen können. Häufig neigen gerade schwächere Lernen bei einem derartigen Problemen dazu, jedes Wort verstehen zu wollen, was zu einer Blockade des Lernprozessen führen kann. Bei schwierigeren Texten kann man schrittweise vorgehen, zunächst ein Grobverständnis herstellen oder Schlüsselwörter nachschlagen, danach dann einzelne Abschnitte unter Verwendung der hier beschriebenen Rezepte bearbeiten Die Überprüfung eines solchen Verständnisses kann erfolgen, indem, ggf. auf Deutsch, Stichworte bzw. eine kurze Stellungnahme zu den Inhalten aufgeschrieben oder einfach nur in Gedanken die Inhalte des Textes rekonstruiert werden.

Auch hier spielt die Motivation eine entscheidende Rolle, daher sollte das Lesen möglichst interessant und nützlich sein. Nicht alle Sprachlernbücher werden diesem Anspruch gerecht.
Eine Alternative sind Zeitschriften oder Websites zu einem Themenbereich, für den man sich ganz besonders interessiert. Wenn die Motivation für die Beschäftigung mit Geschäftskorrespondenz begrenzt sein sollte: Auch mit Texten über Angeln, Archäologie oder Fußball lassen sich längst in Vergessenheit geratene Vokabeln und sogar Grammatikstrukturen effektiv auffrischen oder der allgemeine Wortschatz ausbauen, ohne dass das Gefühl angestrengten Lernens aufkommt. Auch Comic Strips sind in diesem Zusammenhang gut geeignet. Erstens macht das Lesen in der Regel Spaß, zweitens helfen die Bilder beim Verständnis, schließlich kann man sich mit Asterix oder Mickey Mouse die Alltagssprache im situativen Kontext aneignen und Bezüge zu den Fachsprachen gibt es dort auch in vielfacher Hinsicht.

22. Hörverstehen

Hörverstehen bezieht sich hier sowohl auf reine Hörtexte als auch auf audiovisuelle, mit Bildern verbundene Texte. Dabei ist zu differenzieren zwischen dem Verstehen:

- von fremdsprachlichen Sprechen in Dialogsituationen
- von Vorträgen
- von Radio- und Fernsehsendungen.

Mit diesen Teilbereichen sind jeweils spezifische Kompetenzen verbunden, wobei das Verstehen von Dialogen gemeinhin als der schwierigste Bereich gilt. Da jedoch in der Realität häufiger Überscheidungen vorkommen, sollen hier nur einige allgemeine Hinweise zum Hörverstehen als Dekodieren von Informationen gegeben werden.

Es gibt angesichts der modernen Medien eine Vielzahl von Möglichkeiten, auch mit der gesprochenen englischen Sprache in Kontakt zu kommen: Wer diese Möglichkeiten nicht nutzt, begrenzt von vornherein seine Möglichkeiten zum Aufbau eines Sprachrepertoires.

Zunächst kann man sich „berieseln“ lassen, mit Nachrichten aus englischsprachigen Radio- oder Fernsehsendern, mit Popmusik, mit Unterhaltungsprogrammen, auch im Internet gibt es eine Vielzahl von Materialien. Einiges davon, das entweder häufiger wiederholt wird oder Interesse stößt, wird regelmäßig in das Gedächtnis übernommen. Nach und nach wird mehr verstanden und bei interessanten Inhalten auch die Fähigkeiten zum Erschließen unbekannter Sprachelemente ausgeweitet. Wichtig ist zudem, dass sich die Aussprache und die Sprachmelodie, die Intonation, so unbewusst einprägen. Dies gilt ganz besonders, wenn die Möglichkeit besteht, Audiotexte wiederholt zu hören.
Eine andere Möglichkeit ist die gezielte und intensivere Beschäftigung mit ausgewählten audio bzw- audiovisuellen Elementen, etwa den CNN-Nachrichten oder den ausgezeichneten IT und Business Sendungen von BBC Worldwide. Hier geht es eher um Regelmäßigkeit als um einen größeren Zeitaufwand, das fachbezogene Vokabular wird im Kontext eines bestimmten Fachbereiches gezielter ausgebaut und gespeichert.

Gespeicherte Texte sollte man möglichst mehrmals hören, dies erweitert das Verstehen und erhöht die Speicherwahrscheinlichkeit für Vokabular und Strukturen. Man kann in schwierigeren Fällen zunächst versuchen, den Inhalt ungefähr zu verstehen und sich anschließend jeweils auf bestimmte Aspekte konzentrieren.

Die folgenden Hinweise können, analog zum Leseverstehen das Dekodieren von Audio- und audiovisuellen Materialien erleichtern:

- Vorinformationen sind eine wichtige Verstehenshilfe. Hierzu gehören bereits der Titel und ganz besonders die Anmoderation der Sendung, aber auch bereits vorhandenes Wissen über das Thema. So werden Erwartungen an den Text entwickelt, die eine Einordnung des gehörten erleichtern können.
- Besondere Aufmerksamkeit sollte auf Schlüsselworte, also in der Regel Begriffe, die mehrmals verwendet werden gerichtet werden.
- Eine Konzentration auf Wendungen mit ordnender Funktion kann das Verstehen unterstützen. z.B.
- -Verbindungswörter (Konjunktionen): *although, additionally*
- -Aufzählungswörter: *Firstly, secondly, then, finally*

- Ähnliches gilt für Signale, wie etwa ‚*I'm afraid'* zur Einführung einer negativen Mitteilung oder,*I was wondering'* zur Vorbereitung eines Gesprächspartners auf eine Bitte.
- Die medienspezifischen Zusatzinformationen wie Intonation oder Bilder und Körpersprache sind wichtige Hilfen für das Verstehen.

Sinnvolle neue Informationen werden in das Verständnisgefüge des Textes nach und nach integriert. Probleme beim Hörverstehen können auftreten, wenn das vorhandene Repertoire zu gering ist, schließlich kann man in diesem Falle unbekannte Begriffe nicht nachschlagen. Dieses Problem wird verschärft, wenn das Sprachtempo relativ hoch ist, zu hoch etwa, um die Signale einbeziehen zu können. Es ist jedoch, wie bei den schriftlichen Texten, nicht erforderlich, jedes einzelne Wort zu verstehen, um wesentliche Informationen zu identifizieren. Um den Sprechern folgen zu können und die größtmögliche Menge an Informationen zu entnehmen, ist häufig eine gewisse Toleranz für nur ungefähr oder gar nicht verstandene Elemente zu entwickeln. Eine derartige Fertigkeit kann nur durch Übung ausgebaut werden. Es kommt vor, dass eine Beschäftigung mit einzelnen Problembegriffen es verhindert, dass dem Ablauffluss gefolgt wird. Man kann, wenn man sozusagen den Faden verloren hat, in einer späteren Phase wieder versuchen einen Ansatzpunkt für das Verstehen zu finden. Ansonsten wird nur ein sehr begrenztes punktuelles Verstehen erfolgen.

23. Sprechen

Je früher und intensiver Lernende sprechen, desto effizienter lernen sie die Fremdsprache, nicht zuletzt im Hinblick auf Aussprache und Intonation. Für diese Aussage spricht viele Erfahrungen, auch wenn Ansätze, die auf Parallelen zum frühkindlichen Lernen aufbauen, zunächst die Bedeutung einer längeren Input-Phase herausstellen.

Wenn man Fremdsprachenlerner fragt, was für sie schwieriger ist, die Sprache zu sprechen oder zu schreiben, dann sind die Antworten in der Regel nahezu gleichmäßig auf beide Fertigkeiten verteilt.
Ein besonderes Problem für Sprecher besteht darin, dass sie spontan reagieren müssen, also in der Regel nicht lange nach Vokabeln oder Grammatikregeln suchen können, bevor sie eine Äußerung machen. Jeder Sprachenlerner macht, wie bereits erwähnt, die Erfahrung, dass das passive Sprachverständnis, etwa beim Lesen eines fremdsprachlichen Textes, erheblich höher ist als sein aktiver Wortschatz. In jedem Fall ist diese Kluft in Anbetracht der Voraussetzungen in der mündlichen Sprache natürlich weit ausgeprägter als in der Schriftsprache. Studien haben die wesentliche Bedeutung des Wortschatzes für das Sprechen aufgezeigt, das lexikalische Repertoire ist also hier besonders wichtig.[lxiii] Dazu kommt, dass einem Sprecher in einer bestimmten Situation bestimmte Begriffe nicht einfallen, obwohl sie eigentlich zu seinem aktiven Sprachschatz gehören und zu anderen Zeitpunkten auch präsent sind. Das Repertoire kann durchaus im breiten Umfange vorhanden sein, die Schwierigkeit liegt darin, es gezielt zur Versprachlichung von Intentionen und Bedürfnissen abzurufen. Außerdem bildet die damit verbundenen Unsicherheit wohl die Hauptursache dafür, dass häufiger völlig falsche Vokabeln abgerufen werden. In der Sprachwissenschaft ist diese - letztlich nicht aufhebbare - Kluft zwischen der unzureichenden Umsetzung von Kompetenzen, zwischen Sprachwissen und praktischer Sprachproduktion in konkreten situativen Zusammenhängen unter dem Begriffspaar 'Kompetenz' und 'Performanz' unter verschiedenen Aspekten untersucht worden. Praktisch ge-

wendet bedeutet dies: Der Weg zu besseren Abruffertigkeiten führt nur über Übungen im freien Sprechen.

In diesen Zusammenhang gehört ebenfalls eine weitere Erfahrung, die zahlreiche Fremdsprachenlerner machen müssen: Dass sie nämlich das grammatische Regelsystem einer Sprache relativ sicher beherrschen, aber dann in der konkreten Sprechsituation eben nicht korrekt anwenden können und Fehler machen, die sie – häufig noch beim Sprechen - als solche erkennen und vermutlich auch in der Schriftsprache nicht machen würden. Zur Bewältigung dieses Problems kann der Lerner ein sogenanntes Monitorsystem aufbauen, dass die Sprachäußerungen auf Korrektheit überwacht und nach einiger Übung auch zumindest teilweise steuern kann. Wenn also Fehler als solche erkannt werden, dann ist bereist ein gutes Stück des Weges zurück gelegt. Die Festigung eines solchen Kontrollsystems vollzieht sich in drei Schritten, in denen Lernende:

- typische Grammatikfehler in Sprachäußerungen identifizieren
- diese Bereiche ggf. mit Grammatikwerken bearbeiten
- den Sprachmonitor durch intensive Praxisanwendungen entwickeln

Bei diesem Monitor handelt es sich allerdings nur um einen Teilaspekt der Sprechfertigkeit, hierzu gehören weiterhin:

- das Verstehen von Äußerungen und die Reaktionsfähigkeit
- der schnelle Rückgriff auf das Grammatik- und Wortschatzrepertoire als Grundlage für flüssiges Sprechen
- Variationsmöglichkeiten im Einsatz von Vokabeln und
- Strukturen
- eine deutliche Aussprache und klare Intonation
- Sicherheit in der Wahl eines angemessenen Tonfalls

Es geht also in jedem Fall auch hier um erheblich mehr als Korrektheit, eine übertriebene Angst vor Fehlern kann durchaus zu Blockaden führen. Immer noch scheuen sich viele Lernenden vor dem freien Sprechen und begrenzen so ihre Möglichkeit, flüssiger Sprechen zu lernen.

Mit großer Wahrscheinlich ist die Sprechfertigkeit für die meisten Lerner im Hinblick auf die Anforderungen der Praxis der wichtigste Kompetenzbereich von Sprache. Gleichzeitig sind die Übungen mit besonderen Problemen verbunden, da eben nicht immer Kommunikationspartner für den unmittelbaren Austausch zur Verfügung stehen. Der Archäologe Schliemann löste dieses Problem, in dem er regelmäßig Zuhörer mietete, die zumeist von den verwendeten Sprachen kein Wort verstanden, aber immerhin eine gewisse Kommunikationssituation herstellten.

Natürlich ist ein Auslandsaufenthalt in diesem Zusammenhang nützlich und empfehlenswert. Aber durch *sight-seeing* lernt man nicht sprechen. Es ist schon erforderlich, gezielt nach Sprechanlässen zu suchen, etwa auch bei der Wahl der Unterkunft. Natürlich ist auch der Besuch einer Sprachschule sinnvoll, sofern man sich von dem dafür investierten Geld keine Wunderdinge verspricht. Die Ausweitung der Sprachfertigkeit vollzieht sich ebenso wenig wie in den anderen Bereichen von heute auf morgen.

Was bleibt also an Möglichkeiten für die Anwendung gesprochener Sprache im Heimatland?

Dem besonderen Problem der Aussprache lässt sich durch möglichst umfangreiches Hören und ggf. auch Nachsprechen relativ leicht entgegenwirken. Angesichts der vielen Besonderheiten ist in diesem Bereich ein breiter Input vom großer Bedeutung.

Eine Vorübung ist das laute Vorlesen von Texten und das Nachsprechen von Audio-Aufnahmen, eine weitere die Bearbeitung interaktiver Programme, bei denen allerdings nur begrenzte Ausdrucksmöglichkeiten vorgesehen sind.

Idealerweise finden sich englischsprachige Gesprächspartner, vielleicht Studenten, die im Gegenzug ihre Deutschkenntnisse aufbessern möchten. mit denen im Tandem ein Gedankenaustausch gepflegt werden kann. Die nächstbeste Lösung ist, sich mit einem deutschen (Lern-) Partner zu Konversationsübungen zusammenzutun; auch wenn zunächst wegen der künstlichen Konstellation einige Barrieren zu überwinden sind: Sprechanlässe aus dem Alltags- oder Berufsleben finden sich immer und auch so wird das produktive Sprachrepertoire ausgebaut.
Dies kann notfalls durchaus auch mit Selbstgesprächen in der Fremdsprache geschehen. In der Allgemeinsprache lassen sich etwa Gedanken und Pläne beschreiben oder einfach nur Gegenstände benennen, im Fachsprachenbereich kann man zusätzlich beispielsweise ein Problem beschreiben, eine Stellungnahme formulieren oder eventuell mit dem PC stille(aber vermutlich nicht immer ruhige) Gespräche führen.

In diesem Zusammenhang soll noch einmal insbesondere auch die Übungsmöglichkeiten, die Lehrveranstaltungen bieten verwiesen werden, sei es im Hochschulbereich sowie ggf. zusätzlich in Kursen anderer Bildungsträger.

24. Schreiben

Auf Grund der oben beschriebenen Besonderheiten der Schriftsprache spielen Normen, und zwar nach wie vor diejenigen des ersten Sprachkreises der Muttersprachler hier eine wichtige Rolle. Bei fast jedem Lerner vollzieht dabei sich das fremdsprachliche Verfassen von Texten in zwei Stufen, die in der Praxis wohl überwiegend als Mischformen vorkommen, hier aber zum Zwecke der Verdeutlichung getrennt werden sollen.

Auf der ersten Stufe formuliert der Verfasser seine Gedanken in der Muttersprache vor, um sie dann in die Fremdsprache zu übertragen. Auf diese Weise kann eine komplexe Darstellung von Inhalten erreicht werden. Da dieses Vorgehen auch zumindest den Versuch der Übertragung komplexerer Strukturen enthält, ist zumindest das angestrebte sprachliche Ausdrucksniveau relativ hoch, es finden sich jedoch häufig eine Reihe von Fehlern, nicht zuletzt auf Grund von Interferenzen aus der Erstsprache. Dieses Problem stellt sich in der Regel nicht, wenn Übersetzungssoftware eingesetzt wird. Aber auch in diesem Fall erscheint die Sprache häufig ‚ausländisch', was gelegentlich die Akzeptanz der Inhalte beeinträchtigen kann.

Auf der zweiten Stufe formuliert der Verfasser seine Gedanken bereits in der Fremdsprache auf der Basis des durch die Rezeption fremdsprachlicher Materialien über

längere Zeit aufgebauten Repertoires. Dies mag bedeuten, dass die inhaltliche Tiefe und die Sprachebene niedriger sein können, dafür ist hier eine sichere Handhabung der Wendungen und Strukturen mit weniger Fehlern gewährleistet, die Sprache wirkt authentischer.

Die allgemeinen fremdsprachlichen Anforderungen an Texte lassen sich in vier Bereiche differenzieren:

- Korrektheit als Beherrschung des allgemeinsprachlichen und themenspezifischen Vokabulars sowie der grammatischen Strukturen.

- Ausdruck als die Fähigkeit zur möglichst präzisen Formulierung von Gedanken und Intentionen auf der Basis eine breiten lexikalischen und grammatikalischen Repertoires.

- Angemessenheit als Verwendung eines akzeptablen Formalitätsgrades im Hinblick auf die soziale Beziehung der Kommunikationspartner, innerhalb derer ein Anliegen formuliert werden soll. In der fachpraktischen Kommunikation kann es beispielsweise erforderlich sein, je nach Umständen etwa bittend, hilfsbereit, mahnend oder drohend zu formulieren. Auch die Verwendung textspezifischer Konventionen ist hier impliziert.

- Präsentation als textstrukturelle Umsetzung der Gedankenführung
- mit klarer Struktur, Satz- und Absatzverbindungen und einem deutlichen Layout,
- als attraktive, flüssige Formulierung der Gedanken mit grammatikalischen und lexikalischen Variationen, dazu mit interesseweckender Einleitung und angemessenem Schlussteil.
- Ein nützliches Hilfsmittel für die Vermeidung von Wortwiederholungen und den Wortschatzaufbau ist der Thesaurus, in Winword oder als Wörterbuch mit umfassenden Listen von Synonymen, Wörtern ähnlicher Bedeutung.

- Kurz gefasst sollen durch Korrektheit und Ausdruck das Verstehen und durch die Angemessenheit und Präsentation die Akzeptanz der Gedankenführung eines Textes gewährleistet werden.

Sicherlich ist das Schreiben in der Fachsprache Wirtschaft wichtiger als in anderen Bereichen. Dabei stellt Wirtschaftskorrespondenz wohl die umfassendsten Anforderungen im Hinblick auf die beschriebenen 4 Bereiche. Dabei spielt auch als soziolinguistische Komponente die Beziehungsebene zwischen Verfasser und Leser eine besondere Rolle. Briefe tragen über die Textebene hinaus dazu bei, ein bestimmtes Image einer Firma zu transportieren. Die Berücksichtigung solcher sogenannten affektiven Aspekte ist sicherlich in der Fremdsprache nicht immer einfach, andererseits stellt dies in der globalen Wirtschaftswelt eine Herausforderung dar, die auch Firmen außerhalb des eigentlichen englischen Sprachraumes berücksichtigen sollten.

Der Wortschatz soll dem Geschäfts- bzw. Berufsleben angemessen sein, die Verwendung präziser Begriffe aus der Fachterminologie wirkt Missverständnissen entgegen. Beides bedarf sicherlich einiger Übung. Hinzu kommt im Hinblick auf Verständlichkeit, aber zweifellos auch mit Blick auf den Eindruck, den der Brief beim Empfänger hinterlässt, ein hohes Maß an sprachlicher Korrektheit, das keinerlei Un-

sicherheit über das Verstehen der im Brief gemachten Aussagen aufkommen lässt. In diesem Zusammenhang spielt auch die Rechtschreibung natürlich eine Rolle, dazu neben korrektem Vokabular auch die sichere Beherrschung der Grammatik. Kurz: Seine Sprachkompetenz soll den Schreiber nicht nur in die Lage versetzen, seine Anliegen präzise und effizient zu vermitteln sondern auch einen grundlegenden Eindruck allgemeiner Kompetenz erzeugen.

Auf einer weiteren Ebene sollten Fremdsprachenstudenten ihre Fähigkeit ausprägen, auch stilistische Aspekte zu berücksichtigen. Mit einem angenehm lesbaren, klaren Brief ist es einfacher, die damit verbundenen Ziele und Absichten zu erreichen. Die folgenden Punkte können in diese Richtung wirken:

Beschränkung auf die wesentlichen Informationen
Möglichst kurze Sätze
Abwechslung im Hinblick auf Satzstruktur

Nach dem Verfassen eines Briefes auf Englisch , lässt sich mit einer Checkliste, bezogen auf die oben beschriebenen Kompetenzen, die Qualität selbst überprüfen:

Korrekt in Bezug auf Vokabular und Grammatik?
Absichten des Schreibens präzise formuliert?
Textkonventionen beachtet? Angemessener Stil?
Attraktive Präsentation in Text und Layout?

Grundsätzlich gilt, dass es hier nicht auf Kreativität ankommt, sondern eben auf Präzision. Viele Briefeschreiber verfassen ihre Briefe mit Hilfe von Bestandteilen anderer Schreiben im Hinblick auf ihre jeweiligen Intentionen.

Für das Verfassen von Emails und Fax-Schreiben haben sich keine deutlichen Konventionen herausgeprägt. Faxe haben in der Regel ein Deckblatt oder Seitenkopf mit Namen, Adresse, Datum, Betreffsangabe und sind im Vergleich zu Briefen eher knapper, mit gelegentlichen Abkürzungen, und weniger formal gehalten.

So wie es unterschiedliche Funktionen und Ausprägungen von Lesen gibt, existieren auch Variationen beim fremdsprachlichen Schreiben. Daher bildet die analytische Beschäftigung mit ausgewählten Textsorten im Hinblick auf den Sprachgebrauch, die Wirkungsmechanismen und die jeweiligen Textkonventionen eine wichtige Aktivität für den Ausbau der Schreibkompetenz.

Auch hier gilt außerdem: In der Regel führt, sofern ein entsprechendes Repertoire vorhanden ist, ein ganzheitliches Vorgehen zu den besten Ergebnissen. Schreiben lernt man am besten, in dem man frei formulierte Texte verfasst und sich kritisch damit auseinandersetzt.
Zu diesem Zweck ist es besonders positiv, wenn eine kompetente Person für die Korrektur zur Verfügung steht. Für authentische schriftliche Sprachübungen hat sich das eTandem lernen seit längerem bewährt. Dabei tauschen sich zwei Studierende aus unterschiedlichen Sprachkreisen in der Regel über das Internet aus und korrigieren diese gegenseitig.[lxiv]
Ansonsten ist die kritische Selbstanalyse die nächstbeste Möglichkeit. Dabei kann der Text entweder ohne Vorgaben nach einem bestimmten Problemprofil durchleuchtet oder im Hinblick auf bestimmte bereiche betrachtet werden. Eine häufige Schluss-

folgerung kann dabei sein, dass die Fehlerzahl sehr hoch ist, da auf der Basis muttersprachlicher Vorformulierungen eine Übersetzung ins Englische auf einer Ebene angestrebt wurde, für die die vorhandenen Kompetenzen noch nicht ausreichen. In diesem Fall ist es ratsam, den Sprachgebrauch zunächst stärker auf Repertoireelemente zu orientieren, die relativ sicher beherrscht werden, auch wenn dies in gewissem Umfange auf Kosten der inhaltlichen Präzision geht.

Statt einer Zusammenfassung:

Die gebräuchlichsten Erklärungen/Ausreden für Misserfolge im Sprachenstudium, gesammelt bei der Einsicht von Klausuren und mit Kommentaren versehen.

1. „Ich habe mit den Sprachen immer Probleme gehabt."

Jeder Mensch, der in seiner Muttersprache kommunizieren kann, ist damit potenziell auch in der Lage, dies auch in der Fremdsprache zu tun und jeder normalbegabte Mensch ist - bei entsprechender Motivation - in der Lage, jede beliebige Fremdsprache zu lernen. Eine Sprache ist kein abstraktes Sammelsurium von Bausteinen und Regeln, sondern ein Medium zum Ausdruck von Interessen und Sachverhalten. Ein Zugang zu einem solchen Verständnis lässt sich am leichtesten erreichen, indem möglichst viele Möglichkeiten wahrgenommen werden, mit der Fremdsprache in Kontakt zu kommen. Dies ist bei der englischen Sprache wirklich keine schwierige Herausforderung.
Desweiteren hat niemand pauschal Probleme mit den Sprachen. Lernen im Sinne von Management bedeutet zunächst, ein Problem präzise zu fassen. Geht es um das Behalten von Vokabeln, um die Anwendung von Grammatikregeln oder um das schnelle Abrufen von Repertoireelementen beim Sprechen? Erst auf dieser konkreten Ebene lassen sich Ansätze zur Problembewältigung entwickeln. Diese werden wegen der unterschiedlichen Lernertypen freilich keine allgemeine Gültigkeit haben können. Der gute Sprachenlerner reflektiert seine Vorgehensweisen, experimentiert mit Konzepten und wendet dann diejenigen konsequent an, die sich für ihn als erfolgreich erwiesen haben. Eine umfassende Darstellung des Sprachlernens als Managementprozess findet sich im Kapitel IV.

2. „Ich verstehe zwar die Grammatikregeln , aber mache trotzdem viele Fehler."

Bis zur sicheren Beherrschung der Grammatik in Schrift und Rede ist es für alle Lernenden ein langer Weg. Hilfreich ist es dabei zunächst, sich die Funktionen von Grammatik für die Kommunikation klarzumachen und den eigenen Grammatikgebrauch in freien Texten kritisch zu analysieren. Das bedeutet, keine Angst vor Fehlern zu haben, nur durch Übung sind Fortschritte zu erreichen. Hinweise hierzu finden sich insbesondere im Abschnitt 18.3.

3. „Ich kann mir Vokabeln einfach nicht merken."

Eine der besonderen Herausforderungen im Sprachenlernen ist die Notwendigkeit, sich eine große Menge Vokabeln anzueignen. Jeder Mensch ist in der Lage, eine relative große Zahl von Einzelinformationen zu speichern. Am sinnvollsten lernt man Vokabeln aktiv und selbstkritisch, mit einem Bewusstsein der Speichermechanismen in unserem Gehirn.

Dies beginnt allgemein damit, dass ein Lernumfeld vorhanden sein muss, in dem konzentriert gearbeitet werden kann. Auch eine Dosierung des Lernstoffes und regelmäßige Wiederholungen gehören zu den fächerübergreifenden Lernprinzipien.
Von besonderer Bedeutung ist dabei die Einordnung der vielen Einzelvokabeln in möglichst viele Sinnzusammenhänge. Auf diese Weise kann das Ziel der Abrufbarkeit am leichtesten erreicht werden. Hinweis hierzu im Abschnitt 17.2.

4. „Ich dachte, ich kenne die Wörter, aber dann habe ich sie doch nicht richtig schreiben können."

Dieses Problem tritt häufig auf, wenn überwiegend visuell gelernt wird. Zur Beherrschung einer Vokabel gehört es aber auch, diese – zumal im Hinblick auf schriftliche Prüfungen – korrekt aufschreiben zu können. Abhilfe schafft hier in der Regel das zwar mühevollere, aber auch wirkungsvolle mehrfache Schreiben eines Begriffes. Auch hierzu finden sich Hinweise im Abschnitt 17.2

5. „Ich habe aber in den LV immer alles verstanden."

Diese Aussage zu gescheiterten Prüfungen, mit einem Unterton des Zweifels an einer gerechten Bewertung, ist in den meisten Fällen sicherlich zutreffend.
Es muss jedoch der wesentliche Unterscheid zwischen den rezeptiven und den produktiven Fertigkeiten beachtet werden, zwischen denen es eben keinen automatischen Übergang gibt. Die Tatsache, dass alles verstanden wurde, erlaubt keine Aussage über den anderen Bereich. Da Prüfungen überwiegend auf produktive Fertigkeiten gerichtet sind, sollte man sich kritisch mit seinen Kompetenzen in beiden Bereichen auseinandersetzen. Die Unterschiede zwischen rezeptiven und produktiven Fertigkeiten werden im Abschnitt 20 eingehender behandelt.

6 „Ich konnte zwar häufig an den Lehrveranstaltungen nicht teilnehmen, habe mir aber immer von den Kommilitonen die Unterlagen geben lassen."

Dieser Kommentar zu einer gescheiterten Prüfung steht im Zusammenhang mit dem vorhergehen Punkt. In der Regel wird im häuslichen Arbeitszimmer anders gelernt als in Lehrveranstaltungen. Diese Unterschiede können beträchtliche Auswirkungen auf die Ergebnisse haben, wenn die häusliche Arbeit nicht ergänzend sondern alternativ zur Lehrveranstaltung eingesetzt wird. Zunächst dürfte es schwer sein, dort das Sprechen und auch das Schreiben so zu üben wie in Sprachveranstaltungen, sofern in diesen das Learning by Doing die Grundlage der Arbeit bildet. Auch das unmittelbare Feedback fehlt bei isoliertem Lernen.
Desweiteren wird es so nur selten gelingen, eine ähnliche Konzentrationstiefe zu erreichen, die in Lehrveranstaltungen bereits deshalb höher ist, wenn man damit rechnen muss, für einen Beitrag aufgerufen zu werden. Kurz: selbstverantwortliches Lernen verzichtet nicht auf die Möglichkeiten, die eine Lehrveranstaltung bietet. Eine ausführlichere Auseinandersetzung mit den Funktionen von Lehrveranstaltungen enthält der Abschnitt 15.

7. „Ich habe in der letzten Woche vor der Prüfung nur Englisch gelernt."

Hier handelt es sich um ein Alibi. Kritisches, selbstverantwortliches Handeln sieht anders aus, da schnell erkannt wird, dass das menschliche Gehirn in dieser Hinsicht nicht mit einem Computer zu vergleichen ist. Vielmehr wirken bei uns mehrere Fil-

termechanismen und es kann auch nur eine begrenzte Anzahl von Vokabeln pro Lerneinheit gespeichert werden. Effektives Lernen vollzieht sich über einen längeren Zeitraum mit regelmäßigen gezielten Wiederholungen. Im Abschnitt 9 finden sich weitere Hinweise zur Rolle des Gehirns im Sprachlernprozess.

8 „Ich habe mir extra eine Audio-CD und ein PC-Programm gekauft, um mein Englisch zu verbessern."

Auch der Besuch einer Sprachschule im Ausland wird in diesem Zusammenhang in letzter Zeit immer häufiger angeführt. Alle diese Maßnahmen sind nützlich, insbesondere wenn sie zur Bewältigung identifizierter Defizite in der Sprachkompetenz beitragen. Sie sind angenehm und wenn es allerdings um das Bestehen einer Hochschulprüfung geht, können sie eine nützliche ergänzende Funktion haben. Sie können aber auf keinen Fall die gezielte Auseinandersetzung mit dem Stoff der Lehrveranstaltung ersetzen. Mehr zu den Bedingungen effektiven Lernens im Abschnitt 14.3.

9. „Ich muss in der Firma häufig Englisch sprechen und da gibt es keine Probleme."

Dies kann durchaus der Fall sein und die Implikation liegt nahe, dass angesichts einer nachgewiesenen Praxiskompetenz das Scheitern in der Klausur schwer nachvollziehbar ist.
Es ist aber zu beachten, dass in der Firma kein gezieltes Feedback, schon gar nicht von Kunden zu erwarten ist, dass sich die vermeintliche Kompetenz also durchaus im Grenzbereich bewegen kann. Aber selbst eine hohe Kompetenz wird sich im Betrieb nur in einem mehr oder weniger engen Bereich bewegen. Dagegen muss das Lehrprogramm einer Hochschule darauf abzielen, ein möglichst breites Spektrum an Themen und Fertigkeiten abzudecken, in dem grundlegende Kompetenzen angelegt werden, die dann in der beruflichen Praxis später vertieft werden können. Die Schnittmenge zwischen dem Stoff im Studium und der Praxis im Job neben dem Studium ist also zumeist nur begrenzt. Hinzu kommt, dass in den Prüfungen nur sogenannte Lernzielkontrollen durchgeführt werden, die den behandelten Stoff zur Grundlage habe. Diese sind nicht zu verwechseln mit allgemeinen Sprachfertigkeitstests wie dem TOEFL oder den Cambridge-Zertifikaten. Eine umfassendere Beschreibung der Fachsprachenkompetenz enthält der Abschnitt 20.

Selbstverantwortliches Lernen im Sinne eines bewussten Management-Prozesses hätte diese Probleme, die aus reaktiven und unreflektiertem Vorgehen entstehen, weitgehend vermeiden können. Die Beschäftigung mit den Hinweisen dieses Textes hat hoffentlich dazu beigetragen, dass die Leser in der Zukunft nicht in Situationen geraten, in denen derartige Aussagen gemacht werden könnten.

Anmerkungen

[i] Eine ausführliche Beschäftigung mit dem Konzept des autonomen Lernens findet sich bei: Edelhoff,Ulrich/ Weskamp, Ralf (Hrsg) (1999): *Autonomes Fremdsprachenlernen*. Ismaning, Hueber Forum Sprache . Im gemeinsamen europäischen Referenzrahmen für Sprachen wird der Begriff ‚selbstgesteuertes Lernen' verwendet. : *Gemeinsamer europäischer Referenzrahme für Sprachen: lernen, lehren, beurteilen*.(2001). Strassburg , Langenscheidt

[ii] Siehe *Gemeinsamer europäischer Referenzrahmen*. a.a.O, S.108

[iii] Zahlen aus Ammon, Ulrich (1998): Einheit im Sinne Humboldts. Englisch als Sprache der Hochschullehre hat mehr Vorteile als Nachteile'. In *: DIE ZEIT*, 22.12.1998 und Mai,J./ Wettach, S. (1999) : Reihe Management+Wissen: Kommunikation ,Verbales Rüstzeug. In*: Wirtschaftswoche*, No. 21/ 20.5.1999. S. 130-138

[iv] Siehe hierzu: Baker,S./ Resch,I./ Carlisle,K./Schmidt, K. (2001): The Great English Divide. In : *Businessweek*, August 13, 2001, S. 36-40

[v] Weitere Beispiele sind das Verschwinden des s- in der dritten Person , das Verschmelzen von who und which, und die Benutzung von isn't it als einzigem Frageanhängsel-tag. So Jenkins, Jennifer/ Seidlholfer, Barbara (2001):Be proud of your Lingua Franca. In: *The Guardian Weekly Learning English Supplement*, April 2001

[vi] Brüsselisch für alle, in: *DER SPIEGEL* 7/2005, S. 133

[vii] Z..B in dem Artikel. Britons bottom of the European Language Class- In: The *Guardian Weekly* February 22 – 29 2001

[viii] Z.B. in den Artikeln: Jenkins,Jennifer/Seidlhofer, Barbara(2000), Be proud of your lingua franca. In: *The Guardian Weekly Learning English Supplement*, April 19-25, 2000, S. 3, : Hill,David,(2003): Learners need 'natives' to guide not dictate. In: *The Guardian Weekly Learning English Supplement* , May 15-21 2003, S. 7 und Jenkins, Jennifer(2004): Beware the natives and their norms. In: *The Guardian Weekly Learning English Supplement*, January 22-28, 2004, S. 7

[ix] .Richards,Jack C./. Rogers, Theodore S (1968): *Approaches and Methods in Language Teaching*. Cambridge, Cambridge University Press, S. 17ff

[x] Baker/Resch/Carlisle/Schmidt. a.a.O.

[xi] Fluck, Hans-Rüdiger (1991): *Didaktik der Fachsprachen*. Tübingen, Günter Narr Verlag S. 5 , siehe auch Ellis,Mark/ Johnson, Christine (1994): *Teaching Business English*. Oxford , Oxford University Press , S.3ff. Dieses Buch enthält in relativ leicht verständlichem Englisch eine Reihe auch für Lerner nützliche Differenzierungen zum Business English

[xii] Herausgegeben von Nick Brieger /Jeremy Comfort bei Prentice Hall International. Besonders interessant aus der Reihe: Brieger,Nick/ Comfort, Jeremy (1992), *Language Reference for Business English*. Hemel Hempsted

[xiii]Ellis/ Johnstone, a.a.O., S. 89ff

[xiv] Ellis/Johnson, a.a.O., S. 58-62

[xv] Hierzu Bünting, Karl-Dieter (1993): *Einführung in die Linguistik. Studienbuch Linguistik*. 14.Aufl., Frankfurt a. M., athenäum, S. 236 ff Grundlegend dargestellt in einem sozialphilosophischen Kontext bei Piepho, Hans-Eberhard (1974): *Kommunikative Kompetenz als übergeordnetes Lernziel im Englischunterricht*. Ismaning, Hueber.

[xvi] Hein, Till (2003) Das geheime Wissen der Erbsenzähler. In: *DIE ZEIT* . 17.06.2003

[xvii] Eine auch für Lernende aufschlussreiche Beschreibung von Beispielen für den Umgang von englischen Muttersprachlern mit Normen findet sich bei MacAndrew. R (1991): *English Observed. A Handbook of Language Awareness*. Hove L.T.P, S.18

[xviii]. siehe hierzu Gemeinsamer europäischer Referenzrahmen, a.a.O, S. 129 ff.

[xix] In der Zeitschrift Business Spotlight sind hierzu eine Reihe von Artikeln erschienen, zuletzt: . Gibson, Robert: Intercultural Communication. A Key Skill*.,* In: *Business Spotlight* Ausgabe 4/04, S.28-33, Dort finden sich auch weitere Literaturverweise zur Interkulturellen Kommunikation

[xx] Angelehnt an: Baumann, Klaus-Dieter(1995): Fachsprachen und Fachsprachendidaktik. In: Bausch,Karl-Richard/Christ, Herbert/Krumm, Hans-Jürgen (Hrsg.) (1995): *Handbuch Fremdsprachenunterricht*. 3. Auflage, Tübingen und Basel, Francke Verlag, S. 332-338

[xxi] Rubin, Joan/ Thompson, Irene (1994): *How to be a More Successful Language Learner. Toward Learner Autonomy*. Boston, Mass, 1994

[xxii] *Gemeinsamer europäischer Referenzrahmen*, a. a.O

[xxiii] www.coe.int/portfolio

[xxiv] *Gemeinsamer europäischer Referenzrahmen*, a.a.O., S. 137

[xxv] Basierend auf Pinker, Steven (1998): *Der Sprachinstinkt*. München, Knaur, S. 336ff und Scovel, Thomas(1998): *Psycholinguistics*. Oxford, Oxford University Press, Reihe Oxford Introduction to Language Study, S. 7ff

[xxvi] Aus einer ausführlicheren Auflistung bei O'Malley, J.Michael / Chamot, Anna Uhl (1990), *Learning Strategies in Second Language Acquisition.* Cambridge, Cambridge University Press S. 137,

[xxvii] Anatomie der Mühsal, in: *DER SPIEGEL* 29/1997, S. 158f

[xxviii] Siehe hierzu grundlegend Vester, Frederic(o.J.): *Denken Lernen Vergessen. Gehirnforschung, wie sie jeden angeht*. Stuttgart DVA und den SPIEGEL Titelartikel: Guten Morgen, liebe Zahlen. In: *DER SPIEGEL*, 27/
2002, S. 68-77

[xxix] Ausführliche und sehr nützliche Hinweise hierzu bei Birkenbühl, Vera F. (1997): *Stroh im Kopf? Gebrauchsanleitung fürs Gehirn*. 32. Auflage Landsberg a. Lech, mvg, und Bohrer, Josef (1978): *Zur Rolle des Gedächtnisses beim Sprachenlernen*. Bochum, Kamp
[xxx] Hans Siegfried Scherer(1992):Heinrich Schliemanns Sprachlernmethode und Möglichkeiten ihrer Nutzung in der modernen Sprachdidaktik. In: *Neusprachliche Mitteilungen* Nr. 3/1992, S. 151-158.
[xxxi] Siehe hierzu Edelhoff,a.a.O, S. 11 und Rubin/Thomas, a.a.O, S. 7. Eine übersichtliche Beschreibung der Lerntypen findet sich bei Rampillon,Ute(1996): Lerntechniken im Fremdsprachenunterricht, 3. Aufl. Ismaning, Hueber, S. 144
[xxxii] Kurz in relativ leicht verständlichem Englisch zusammengefasst bei Richards/Rodgers, a.a.O, S. 444ff
[xxxiii] Siehe hierzu Birkenbühl, a.a.O., S. 114 ff , Richards/Rodgers, a.a.O., S. 142 ff, Schiffler, Ludger(!988): Merkmale der Suggestopädie und des Superlearning in der heutigen Praxis. In: *Zielsprache Englisch* 2/1988, S. 10-15 und Vielau, Axel(1988): Voll im Trend? –Kritische Anmerkungen. In: *Zielsprache Englisch* 4/1988, S. 16-20.
[xxxiv] Dulay, Heidi/ Burt,Marina/ Krashen, Stephen(1982): *Language Two*. Oxford, Oxford University Press, Krashen,Stephen/ Terrel Tracy D.(o.Jahr): *The Natural Approach. Language Acquisition in the Classroom*. Englewood Cliffs, Prentice Hall , Richards/Rodgers, a.a.O., S. 128ff sowie Freudenstein, Reinhold(1986): Sprachen lernen oder Sprachen erwerben. Anmerkungen zu Krashens ‚Eintopf-Methode bei der Fremdsprachenaneignung. In: *Zielsprache Englisch* 3/1986, S. 1-8
[xxxv] Beispiele für Lehrbücher hierzu sind : Brookes, Arthur/Grundy ‚Peter(1990): *Writing for Study Purposes*. Cambridge, Cambridge University Press und Wallace, Michael J.(1980) *Study Skills in English.* Cambridge, Cambridge University Press
[xxxvi] Basierend auf Aßbeck, Johann(1999): *English lernen mit System*. Berlin, Cornelsen, S. 11-13, Ellis,Rod(1985): *Understanding Second Language Acquisition*. Oxford, Oxford University Press, S. 122f, Richards, Jack C.(1990): *The Language Teaching Matrix*. Cambridge, Cambrdge University Press, S. 42-47
[xxxvii] Hierzu: Hotho, Sabine/ Reimann, Nicola (1998): Learner Motivation: From Dilemma to Dialogue. In: *Forum for Modern Language Studies* XXXIV, No.2, April 1998, S. 130-143, besonders. S. 131
[xxxviii] Zu dieser Problematik: Knapp-Potthoff, Annelie(2000): Variationen über Lernersprache, In: Börner,Wolfgang/ Vogel, Klaus (Hrsg) (2000): *Normen im Fremdsprachenunterricht*. Tübingen, Gunter Narr
Verlag, S. 179- 2001, insbesondere S. 181.
[xxxix] Zu dieser Problematik: Kari Smith (2005): Is this the end of the Language class? In: *The Guardian Weekly Learning English Supplement*, January 21, 2005, s. 1-3
[xl] Rohrer, a.a.O..S.37.
[xli]Lewis, Michael(1993): *The Lexical Approach. The State of ELT and a Way Forward*. Hove, LTD, S. 63
[xlii] Empfehlungen zu Wörterbüchern, Grammatiken und fertigkeitsorientierten Übungsbüchern im Bereich Business Englisch finden sich in: At Your Service. In*. Business Spotlight* 4/2004, S. 10-16 , zu elektronischen Sprachhilfen in: Hauger, Kathrin(2003): English at Your Fingertips. In *Business Spotlight* 2/2003, S. 20-26
[xliii] Gross, Gisela(1995): Wörterbücher für den Sprachunterrciht. Empfehlungen und Einschränkungen. In: *Zielsprache Englisch* 2/1995, S. 11f
[xliv] Hinweise bei Vogt, Walter(1996): Wörterbuch, Wörterbuchprobleme – ein kurzer Blick auf die Praxis. In. *Zielsprache Englisch* 1/1996, S. 1-3
[xlv] Hinweise für die Auswahl solcher Sprachschulangebote im Bereich Business English finden sich bei:
Sussens-Messener, Vicky(2003): Getting down to Business English. In: *Business Spotlight* 4/2003, S. 94-100
[xlvi] mehr Informationen auf der Homepage www.slf.ruhr.uni.bochum.de/tandem
[xlvii] Daten aus: Bodmer, Frederick (o. Jahr): *Die Sprachen der Welt. Geschichte, Grammatik, Wortschatz in vergleichender Darstellung*. Köln-Berlin, Kiepenhauer & Witsch und Pinker, a.a.O; S. 173f
[xlviii] Hierzu Hausmann, Franz-Josef(1993): Was ist eigentlich Wortschatz? In: Börner, Wolfgang/Vogel, Klaus (Hrsg) (1993): *Wortschatz und Fremdsprachenerwerb*. Bochum, AKS-Verlag, S. 2-21
[xlix], Bodmer, a.a.O., S. 166ff
[l] Lewis, a.a.O.
[li] Lennon, Paul (1998): The mental lexicon and vocabulary teaching. In: *Zielsprache Englisch* 3/ 1998, S. 11-16, hier S. 11
[lii] Scott Thornbury: , Keeping words on the Tip of your..' in: *The Guardian Weekly Learning English Supplement* July 2003, p. 3

[liii] Birkenbühl, a.a.O., S.117ff
[liv] Wiltshire,Matt(1999): Make friends with your dictionary. In: *The Guardian Weekly Learning English Supplement*, June 1999, S. 7
[lv] Colin Hall/MarkPegrum: Grammar should be a friend, nit an enemy In: *The Guardian Weekly Learning English Supplement*, April 15-21 2004, p. 4
[lvi] Medgyes, Peter (1994): *The non-native teacher*. Hongkong, Macmillan.
[lvii] Brazil, David(1995) A Grammar of Speech, Oxford, Oxford University Press,. Praxisorientierter ist Biber,Douglas/Johanson,Stig/ Leech Goeffrey/ Conrad Susan/ Finegan, Edward(1999*) Longman Grammar of Spoken and Written English* Singapore, Longman
[lviii] Edelhoff, a.a.O., 64
[lix] Richards; Jack, C.(1996): Reflections on language teaching. Grammatically speaking. In : *Zielsprache English* 2/96, S. 37f.
[lx] Basierend auf Byrne, Donn(1986): *Teaching Oral English*. 2. Aufl. Singapore, Longman, S. 8ff. und Underwood, Mary(1989) *Teaching Listening*, London & New York, Longman, S. 12ff
[lxi] Basierend auf Tribble, Christopher(1996): Writing. Oxford, Oxford University Press, S.21ff, 84 und Richards(1990), a.a.O., S. 101ff
[lxii] Ein ausführliches Nachschlage- und Übungswerk zu den *false friends* ist*:* Parker,Geoff/ Cornell,Alan(1993): German-English False Friends. Reference and Practice, Southampton, Egnlang Books
[lxiii] Lennon, a.a.O
[lxiv] www.ruhruni.de/etandem

ANHANG 1
Bücher und Artikel zum Fremdsprachenlernen

Deutschsprachig:

Aßbeck, Johann. (1999): *Englisch Lernen mit System*, Berlin, Cornelsen.

Kleinschroth, Robert. (1992): *Sprachen Lernen. Der Schlüssel zur richtigen Technik*, Reinbek, Rowohlt.

Rampillon, Ute. (1985): Englisch Lernen. *Mit Tips und Tricks zu besseren Noten*, Ismaning, Hueber.

Rampillon, Ute. (1986): *Lerntechniken im Fremdsprachenunterricht*. Handbuch, 3.Aufl. Ismaning, Hueber.

Englischsprachig:

Ellis,Gail/ Sinclair, Barbara(1989): *Learning to Learn English. A Course in Learner Training*, Cambridge, Cambridge University Press.

Rubin, Joan/ Thompson, Irene(1994): *How to be a More Successful Language Learner*. Toward Learner Autonomy, Boston, Mass, Heinle & Heinle Publishers zum Business English.

McCabe, James(2002): Business in English. In: *Wirtschaftswoche*, Nr. 19, 2.5.2002, S,. 98-103.
Taylor, Ken(2004): Tips for the Top. In: *Business Spotlight* 3/2004, S. 12-18.

ANHANG 2
Homepages mit Lern- und Übungsmaterialen zur englischen Sprache

(Stand März 2005)

www.learnenglish.org.uk
Homepage des British Council, mit umfassenden Materialen und Übungen für unterschiedliche Stufen

www.esl.about.com/cs/onthejobenglish
Umfassende Übungsmaterialen zum Business English

www.roseofyork.co.uk/learning.html
Online-Sprachenprogramm mit frei zugänglichen Übungen auf unterschiedlichen Stufen

www.usingenglish.com
Vielfältigen Materialien zur Englischen Sprache, auch Erklärungen zu Grammatik und Wortschatz

www.english-test.net
Umfassende frei zugängliche Testsammlung von Elementar- bis TOEFL-Niveau, mit Lösungen und Erläuterungen, auch zum Business English

www.ego4u.de
Online-Shop mit frei zugänglichen Lesetexten, Spielen und Übungen zur englischen Sprache

www.englisch-hilfen.de
Homepage der Schülerhilfe mit frei zugänglichen Grammatikerläuterungen, Vokabelübungen und umfassenden Informationen zu Lernhilfen

www.klett-training.de
Frei zugängliche Übungen mit Orientierung auf Schulenglisch

http://kstamer.bei.t-online.de/learnonline.htm
Link –Sammlung zu nützlichen Homepages für Lernende der englischen Sprache

www.bbcworld.com/learningenglish
Materialien für erwachsene Lernende, darunter Vokabelhilfen zu Nachrichten, aktuelle Texte und Lernprogramme auch mit Video

www.bbc.co.uk./worldservice/learningenglish
Umfassende Materialien in Text und Ton mit Vokabel- und Grammatikelelementen, zur Allgemeinsprache und zum Business English

www.hueber.de
Verlagshomepage mit einigen Test und Übungen in Englisch und anderen Sprachen

ANHANG 3
(Englischsprachige) Homepages zum akademischen und berufsorientierten Schreiben

(Stand März 2005)

www.abacon.com/cmopsite/subjects/business
Linksammlung zum Business Writing und Wirtschaftsbereichen wie Marketing oder Accounting

www.owl.english.purdue.edu/handouts
Umfassende Hinweise zum technischen, akademischen und wirtschaftsbezogenen Schreiben von der Writing School der amerikanischen Purdue University

www.hut.fi/~rvilmi/LangHelp/Writing
Umfassenden Hinweise zum technischen, akademischen und wirtschaftsbezogenen Schreiben

www.business-letter-writing.com
Umfassende Hinweise mit Links zum technischen, akademischen und wirtschaftsbezogenem Schreiben

www.oregonstate.edu/dept/eli/buswrite/Business_Writing_Help.html
Allgemeinere Hinweise zum wirtschaftsbezogenem Schreiben

ANHANG 4
Englisch-Wörterbücher im Internet

(Stand Februar 2005)

www.onelook.com

Wörterbücher deutsch-englisch
http://dict.tu-chemnitz.de
http://dict.leo.org/
http://reversonet.lycos.de/translator.asp
http://babelfish.altavista.com
http://dictionary.reference.com/translate/text.html
www.linguadict.de
www.pons.de

Wörterbuch englisch-englisch

http://dictionary.cambridge.org/
www.dictionary.com
www.m-w.com

Wörterbücher Informatik

www.netlingo.com/inframes.html

www.computer-woerterbuch.de
www.nofronts.de

Wörterbücher Technik

www.fh-Konstanz.de/studium/fachb/bi/eurocode
www.laixicon.com
www.e-woerterbuch.de

ANHANG 5
Informationen zu Sprachenzertifikaten Englisch in Artikeln und im Internet

(Stand März 2005)

TOEFL (Test of English as a Foreign Language)
www.toefl.org
www.review.de/de/toefl/
www.free-toefl.com
www.ets.org/toefl
Verbreiteter Test im International English mit Schwerpunkt auf akademischen Fertigkeiten, häufig zur Zulassung für ein Hochschulstudium an englischsprachigen Hochschulen erforderlich

IELTS (International English Language Testing System)
www.ielts.org
www.ipd.com
www.ukstudentlife.com/English/Exams/IELTS.htm
Europäisches Gegenstück zum TOEFL, zunehmend auch für die Zulassung zum Hochschulstudium anerkannt

Cambridge Certificates
www.cambridgeesol.org/exams/index.htm
www.ukstudentlife.com/English/Exams/Cambridge.htm
www.flo-joe.co.uk/fce/students/
Allgemeinsprachliche Zertifikate mit starker Praxisorientierung auf verschiedenen Stufen

TOEIC (Test of English for International Communication)
www.toeic.com
Berufsbezogener, auf International English orientierter Multiple Choice Test, umfasst derzeit nur Lese- und Hörverständnis

TELC-Sprachenzertifikate (The English Language Certificates)
www.language-certificates.com/TELC_examinations
Hauptsächlich von den Volkshochschulen angeboten und am Referenzrahmen des Europarates orientiert. Verschiedene Stufen Sprachen, auch Fachsprachen

BEC (Business English Certificate)
http://www.cambridgeesol.org/exams/bec.htm

http://www.ukstudentlife.com/English/Exams/BEC.htm
Business Zertifikat der University of Cambridge mit 3 Stufen. Nachfolger des Certicate for International Business and Trade (CEIBT)

LCC Exams (London Chamber of Commerce and Industry)
www.lcccieb.org.uk
Verschiedene Zertifikate im Wirtschaftsbereich auf unterschiedlichen Stufen

Überblicke und Informationen zu den Zertifikaten im Bereich Business English finden sich in:

Ecker, Stefanie(2001): Qualified for Business? In: *Business Spotlight* 4/2001, S. 98 – 103.

Hewitson, Andy(1999) Company learners thirst for exam success. In: *The Guardian Weekly Learning English Supplement*, September 16-22 1999, S. 3.

Deutsch-Jordanische Universität geht an den Start

FH Dortmund betreut BWL-Studium in Amman

Ihr Know-how in Sachen angewandter Lehre und Forschung exportiert die Fachhochschule Dortmund jetzt auch ins Ausland. Genauer gesagt nach Jordanien.

Pünktlich zum 1. Oktober hat die neu gegründete Deutsch-Jordanische Universität in Amman ihren Studienbetrieb in zwölf Studiengängen aufgenommen. Für einen davon, den Bachelor-Studiengang Betriebswirtschaft / Management Sciences, hat die Fachhochschule Dortmund die Federführung übernommen und koordiniert damit ein Netz von rund 15 am BWL-Angebot mitwirkenden Fachhochschulen. Projektleiter Prof. Dr. Albert Roth arbeitet auf diesem Felde mit Prof. Dr. Uwe Großmann und Prof. Dr. Ulrich Kracke zusammen.

Die Deutsch-Jordanische Universität wurde im April 2005 im Rahmen eines Projektes des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) als staatliche jordanische Universität gegründet. Für die neue internationale Hochschule in Amman ist eine Größenordnung von etwa 5000 Studierenden geplant, die nicht nur aus Jordanien selbst, sondern auch aus Syrien, dem Irak und den Golfstaaten kommen sollen.

Angefangen hatte alles vor rund drei Jahren, als ein Mitglied des jordanischen Königshauses mit seinem damaligen Erziehungsminister die Fachhochschule in Karlsruhe besuchte, wo sie vor allem von der Praxisnähe des Studiums beeindruckt waren. „Diese praxisbezogene Lehre und Forschung soll nun auch der besondere Bildungsauftrag in Amman werden“, erläutert Projektleiter Professor Roth. Während das jordanische Königreich durch die German-Jordanian University (GJU) wichtigster Wissenschaftsstandort im Nahen Osten werden möchte, geht es auf deutscher Seite darum, über die neue Hochschule ein Tor in den Nahen Osten zu öffnen. „Jordanien gilt als Musterland einer Verbindung von arabischer Tradition und weltoffenen Reformen und ist auch politisch seit langem stabil.“

Unter Leitung der FH Magdeburg-Stendal sind am Projekt GJU zur Zeit rund 70 deutsche Fachhochschulen beteiligt. Das Fächer-Spektum reicht von der Betriebswirtschaft, die jetzt mit 30 Studierenden startete, über Logistik, Informatik, Mechatronik, Energietechnik, Umwelttechnik, Wasserwirtschaft, Chemie- und Pharmatechnik, Instandhaltungsingenieurwesen bis hin zu Wirtschaftsingenieurwesen, Medizintechnik und MBA. Weitere Studiengänge sind geplant.

Das Bachelor-Studium in Amman ist - anders als in Deutschland - auf fünf Studienjahre angelegt. Vorlesungssprache in den ersten zwei Jahren ist Englisch, das nach intensiven Sprachkursen im dritten Studienjahr von Deutsch abgelöst wird. „Eine gute Vorbereitung für den einjährigen Deutschlandaufenthalt im vierten Studienjahr, wo die jordanischen Studierenden dann ein Semester studieren und anschließend ins Praktikum gehen.

Alle Studieninhalte werden von deutscher Seite konzipiert, wobei jeder der zwölf Studiengänge federführend von einer deutschen Fachhochschule betreut wird. Zwei Fünftel der Lehre erbringen deutsche Gastprofessoren oder Lehrende im Rahmen von Kurzzeitdozenturen. So werden auch Prof. Dr. Albert Roth und Prof. Dr. Uwe Großmann bereits in diesem Semester in Amman dozieren. Lehrende der Fachhoch-

schule sind aber übrigens nicht nur in der Betriebswirtschaft vertreten, sondern auch in anderen Studiengängen mit im Boot: Prof. Dr. Klaus Zeppenfeld im Studiengang Informatik, Prof. Dr. Bernd Aschendorf und Dr. Sylvia Neuhäuser-Metternich für die Energietechnik und Maschinenbauer Prof. Dr. Joachim Lueg.

Kontakt:

Prof. Dr. Albert Roth, Fachbereich Wirtschaft, FH Dortmund, Emil-Figge-Straße 44, 44227 Dortmund, Tel. 0231/755-5184, E-Mail: albert.roth@fh-dortmund.de

Forschungsprojekt „Erfolgsfaktoren für kleine und mittlere mexikanische Unternehmen, die nach Deutschland exportieren wollen“

Koordinatorin: Eva Conraud, Universität Guanajuato, UCEA

Trotz der zur Verfügung stehenden staatlichen Unterstützung im Rahmen des Freihandelsabkommens zwischen der EU und Mexiko gelingt es zurzeit den kleinen und mittleren mexikanischen Unternehmen (KMU) nicht, in Deutschland sich wirtschaftlich zu konsolidieren. Die meisten von ihnen exportieren nur sporadisch nach Europa. Um den mexikanischen KMU zu helfen, sich den Anforderungen des europäischen Marktes besser anzupassen, ist es notwendig zu prüfen, inwieweit die Faktoren, die den großen mexikanischen Unternehmen z. B. in Deutschland zum Erfolg verholfen haben, auf die KMU übertragbar sind. Als Beispiel der Untersuchung soll die mexikanische Firma „Stocks Graphics“ (www.stockgraphic.com.mx) dienen, die sich auf das Bedrucken von Leder spezialisiert hat und daran interessiert ist, den deutschen Markt zu erkunden.

Ausgehend von einer Rekapitulation der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Mexiko sollen im Rahmen des Forschungsprojektes die aktuellen Bedingungen des deutschen Marktes als Exportmarkt für Mexiko analysiert werden. Besondere Aufmerksamkeit soll dabei den kulturellen Unterschieden zwischen Deutschland und Mexiko gewidmet werden, die auf die Verhandlungen zwischen Deutschen und Mexikanern einwirken können. Neben der einschlägigen Literatur soll eine Befragung großer mexikanischer Unternehmen, die nach Deutschland exportieren, hierbei den Leitfaden bilden. Die Ergebnisse sollen dann am Beispiel des Unternehmens „Stock Graphics“ auf ihre Belastbarkeit geprüft werden, um ggf. dem Unternehmen eine Strategie vorzuschlagen, um seine Ware erfolgreich nach Deutschland zu exportieren. Herangezogen werden ferner die Empfehlungen der PIAPYME (Programa Integral de Apoyo a Pequeñas y Medianas Empresas), ein Programm, das mexikanische Unternehmen finanziell und beratend beim Export nach Europa unterstützt.

Das Projekt wird von mexikanischen Dozenten der Universität Guanajuato initiiert. Die Kolleginnen und Kollegen wenden sich hiermit an interessierte Dozenten der Fachhochschule Dortmund.

Kontaktadressen:
evac@quijote.ugto.mx
bernd.camphausen@fh-dortmund.de
werner.mueller-pelzer@fh-dortmund.de
henri.dejongste@fh-dortmund.de

Kolloquium
« Existe-t-il un avenir européen pour les systèmes nationaux de relations professionnelles ? »

Koordination : David Calmels und Jean-Louis-Georget, Université Paris 13, IUP

Alors que l'Europe semblait être devenue une évidence dans le paysage politique européen depuis les années 80, les résultats des référendums français et hollandais à propos de la constitution européenne, puis celui des élections législatives allemandes ont montré les incertitudes et les difficultés des différentes sociétés pour appréhender les évolutions sociétales propres à l'ensemble des pays européens, et plus particulièrement des nations qui forment, depuis le Traité de Rome, le cœur de l'union européenne. Elles voient en effet avec appréhension une double menace peser sur elles: d'abord au plan intérieur où on assiste progressivement au démantèlement de l'Etat providence hérité des années d'après-guerre ; ensuite au plan européen où une politique sociale tarde à se mettre en place.
Cette double menace n'est pas sans conséquence sur le système de relations professionnelles en vigueur dans chacun des Etats membres. On entend par relations professionnelles l'étude des interactions entre l'Etat, les employeurs et les salariés ainsi que l'élaboration de législations sociales qui en découlent.

Il semble qu'en la matière, on puisse identifier des « modèles » spécifiques à certains pays membres de l'Union européenne : ces modèles tiennent autant à des facteurs historiques qu'aux acteurs sociaux qui régissent le marché du travail. La France par exemple dispose d'un Etat fortement interventionniste en matière de législation. Les gouvernements successifs ont tenté de décentraliser la négociation sociale, mais se sont heurté à la faiblesse du syndicalisme salarial dans l'entreprise. L'Allemagne, qui a fonctionné longtemps selon le modèle de la cogestion (Mitbestimmung) cherche aujourd'hui à le faire évoluer. Les Pays-Bas ont accepté dans les années 80 de rendre plus flexible leur marché du travail, politique qui semble aujourd'hui atteindre certaines limites.

Existe-t-il des points de convergence entre ces systèmes de relations professionnelles ? Ces systèmes sont-ils partiellement transposables ? L'intégration européenne peut-elle modifier les rapports de force entre les partenaires sociaux nationaux ? Si l'intégration européenne devait provoquer une évolution plus uniforme vers un modèle libéral anglo-saxon, comment peuvent évoluer les modes de régulation sociale en vigueur dans chaque pays ?
La journée d'étude se propose de dresser un bilan des modes de fonctionnement des partenaires sociaux en France, en Allemagne et aux Pays-Bas, d'en montrer les limites actuelles et les possibles évolutions.

Das Kolloquium findet am 30./ 31. März 2005 in Paris Saint-Denis statt. Ziel ist es, ein „Observatoire des relations sociales en Europe“ ins Leben zu rufen.

Kontaktadressen:
gea-dir@iutsd.univ-paris13.fr
manosque@club-internet.fr
werner.mueller-pelzer@fh-dortmund.de

Mitteilungen

Alumni-Treffen der IB-Studiengänge am 11. Juni 2005

Nach verschiedenen Treffen und Präsentationen seitens unserer IB-Absolventen hat am 11. Juni 2006 erstmals ein allgemeines IB-Alumni-Treffen stattgefunden. Wichtigstes Ergebnis: Im Jahr 2006 wird sich die IB-Alumni-Vereinigung im FAWI eine eigene Organisationsform geben und zusammen mit dem IB-DAY 2006 mit einem eigenen Programm Ehemalige und Studierende zusammenführen, um die erworbenen Erfahrungen an die nachrückenden IB-Generationen weiterzugeben und Hilfestellung zu leisten, wo es möglich ist.

Für Studierende wird ein Zusammenschnitt der Vorträge der Absolventen zur Verfügung gestellt unter Seminare/ib-alumni/treffen2005.

Hier der Bericht aus der FH PRESSE:

International Business: Start für Alumni-Netz

Alumnitag im Juni - Plattform bündelt Kommunikation

„Wir wollen die Erfahrungen unserer Ehemaligen für Sie in klingende Münze umwandeln," so Dr. Werner Müller-Pelzer auf die Frage, warum der Fachbereich Wirtschafts zum IBAlumnitag eingeladen hatte.

Neben Erfahrungsberichten von zehn Ehemaligen, Gespächen über Berufseinstieg und Auslandsjobs hatte der erste Alumnitag im Juni auch ganz handfeste Ergebnisse. So wurde beschlossen, zügig eine Plattform zu schaffen, die das IB-Alumni-Netz zu einem leistungsfähigen Treffpunkt von Absolventen, Unternehmen und Studierenden machen soll. Der nächste Alumnitag soll im Rahmen des „IB-Day 2006" stattfinden, um die Wirkung beider Veranstaltungen zu bündeln. „Wie viele Bewerbungen hast Du denn geschrieben, bis Du eine Stelle hattest?" war die Frage, die den Ehemaligen am häufigsten gestellt wurde. Die Antworten waren so unterschiedlich wie die Karrieren der Internationalen und variierten zwischen „keine" und „vierzig bis fünfzig". Manche, wie Yvonne Schürmann sind über ein Trainee- Programm „reingerutscht": Die junge Frau fing bei Thyssen-Krupp an, war ein Jahr für die Firma in Chile und arbeitet mittlerweile in Düsseldorf bei der Krupp-Tochter Otto Wolff Kunststoffvertrieb. Natascha Großrichter hatte es schon beim Praktikum in die Lebensmittelbranche verschlagen: Bei Kraft-Foods ging es los, mittlerweile ist sie bei Dr.Oetker für das Marketing für Langnese-Honig zuständig. Was im Studium bereits angelegt ist, ist für die meisten der Ehemaligen jetzt Berufspraxis: Kaum einer, der noch nicht im Ausland gearbeitet hat. Den Vogel schießt dabei Astrid Rothaut ab, die sich in ihrer neunjährigen Laufbahn bereits auf fast allen Kontinenten getummelt hat: Indonesien, Südafrika und einige Länder mehr gehören zu ihrem Erfahrungsschatz. Und auch Juliane Kaatz – Absolventin von 2002 - blickt auf Auslandserfahrung zurück: Nach einem Praktikum in einer Fischexportfirma in Marseille ist sie nun Projektmanagerin bei einer Firma, die Werbematerial vor allem für Automobile herstellt. Der Tipp von Jan Böckmann richtete sich vor allem an die Studentinnen: „Nicht zu bescheiden sein."

Abolventenbefragung zu Studium und Praktikum

Vorwiegend die Absolventen des Deutsch-Französischen Studienganges International Business waren 2005 zu einer Befragung aufgerufen. Schwerpunkt der Fragen war die Rolle von Studium und Praktikums für die berufliche und persönliche Entwicklung sowie für das interkulturelle Verständnis.

Die detaillierten Ergebnisse werden für die Studierenden im Laufe des November 2005 ins Netz gestellt unter Seminare/mueller-pelzer/absolventenbefragung.

Eine Zusammenfassung wird **impEct** Nr. 2 bringen.
Ein Ergebnis steht aber jetzt schon fest: die uneingeschränkte Überzeugung der Absolventen, dass das Praktikum in der bewährten Form unentbehrlich und maßgeblich für berufliche und persönliche Fortschritte sowie für das interkulturelle Bewusstsein ist.

Hinweise zur Manuskripterstellung

1. Es sind grundsätzlich nur Manuskripte einzureichen, die in ihren wesentlichen Teilen noch nicht veröffentlicht worden sind. Darüber hinaus sollten eingesendete Manuskripte nicht gleichzeitig an anderer Stelle zur Publikation eingereicht sein. Eine entsprechende Erklärung ist dem eingesendeten Manuskript beizufügen.
2. Beiträge in allen gängigen Sprachen werden akzeptiert. Die Manuskripte sind per Email zu adressieren an die Redaktion; sie beginnen mit einer Titelseite, die den vollständigen Titel der Arbeit sowie Namen, Adressen, Telefonnummern und Emailadressen der Autorinnen / Autoren enthält. Um eine anonyme Begutachtung zu ermöglichen, ist der Name der Autorinnen / Autoren lediglich auf der Titelseite aufzuführen. Auf der zweiten Seite folgt erneut der Titel und ein Knapptext (Abstract) in englischer Sprache von 100-150 Wörtern. Der laufende Text beginnt auf Seite drei. Die Schriftgröße ist Pkt. 12, der Zeilenabstand 1,5. Der Text der Beiträge sollte in Kapitel mit nach dem Dezimalsystem nummerierten Überschriften unterteilt sein. Absätze beginnen jeweils mit einem Einzug von 0,5 cm. Fremdsprachliche Wörter, die außerhalb von wörtlichen Zitaten vorkommen, sind kursiv zu setzen.
3. Quellenangaben im Text erfolgen durch Anführung des Namens der Autorinnen / Autoren sowie des Erscheinungsjahrs. Nach einer zu belegenden Aussage wird der Name sowie durch ein Komma getrennt das Erscheinungsjahr in Klammern angegeben. Mehrere Belegstellen werden durch Semikolon getrennt in alphabetischer (nicht chronologischer Reihenfolge!) angeführt.
   Beispiele: (Faerch & Kasper, 1987; Krashen, 1995a, 1996b); (Müller, 1954, zitiert nach Barnabas, 1960); (vgl. Meier, 2000, S. 98f.).
   Ist der Name Bestandteil des Textes, wird unmittelbar nach dem Namen das Erscheinungsjahr in Klammern gesetzt.
   Beispiel: Wie Schneider, Bongaerts & Kellermann (1987, S. 312) betonen,
   Bei Werken mit mehr als zwei Autorinnen / Autoren werden bei der ersten Erwähnung alle Autorinnen / Autoren aufgeführt. Nachfolgende Angaben enthalten dagegen nur den ersten Namen gefolgt von „et al.“.
   Beispiel: Lambert et al. (1990).
4. Wörtliche Zitate sind im Text durch doppelte Anführungszeichen einzufassen. Enthält der zitierte Text selbst ein Zitat, ist dies durch einfache Anführungszeichen zu kennzeichnen. Wörtliche Zitate von mehr als 40 Wörtern sind als Blockzitat, d.h. als eigener Absatz ohne erneute Anführungszeichen abgesetzt anzuführen.
5. Tabellen und Abbildungen sind fortlaufend mit arabischen Ziffern zu nummerieren. Bezüge im Text auf bestimmte Tabellen oder Abbildungen erfolgen allein anhand der jeweiligen Nummer (keine Verweise verwenden wie „in obiger / folgender Tabelle“ oder „siehe Tabelle auf S. 9“!). Alle Tabellen und Abbildungen haben einen kurzen, aussagekräftigen Titel. Tabellen werden überschrieben, Abbildungen unterschrieben. Abbildungen und Grafiken sind als JPEG- oder TIF-Datei einzureichen. Alle Seiten müssen im Hochformat sein.
6. Anmerkungen sind fortlaufend mit arabischen Ziffern zu nummerieren und vom laufenden Text getrennt (angehängt an den Text, vor dem Literaturverzeichnis) einzureichen. Es sind möglichst wenige Anmerkungen einzufügen.

7. Das Literaturverzeichnis ist in alphabetischer Reihenfolge anzuordnen. Bei mehreren Werken derselben Autorinnen / Autoren wird die älteste Veröffentlichung zuerst aufgeführt. Zeitschriftentitel sowie Vornamen der Autorinnen / Autoren sind auszuschreiben. Buchtitel und Zeitschriftentitel sind kursiv zu setzen. Stammen drei oder mehr Literaturhinweise aus ein und demselben Sammelband erfolgt der Verweis auf den Sammelband jeweils in Kurzform. Der entsprechende Sammelband ist dann als eigener Eintrag in das Literaturverzeichnis aufzunehmen. Es können folgende Abkürzungen verwendet werden: Kap. (Kapitel); Aufl. (Auflage); Hrsg. (Herausgeber); S., SS. (Seite, Seiten); Bd., Bde. (Band, Bände); Nr. (Nummer); Suppl. (Beiheft, Supplement). Die einzelnen Literaturangaben sind durch Leerzeilen voneinander zu trennen.

   Beispiele: Cronbach, Lee J. (1984). *Essentials of Psychological Testing* (4. Aufl.). New York: Harper & Row.

   Müller, Bernd-Dietrich (1991). Die Bedeutung der interkulturellen Kommunikation für die Wirtschaft. In Müller, Bernd-Dietrich. (Hrsg.). (1991), *Interkulturelle Wirtschaftskommunikation* (SS. 27-52). München: iudicium verlag.

   Ramos Gorostiza, José Luis. (2002). Mercados de agua: posibilidades, limitaciones y claves de viabilidad. *ESIC MARKET*, (111), SS. 107-126.

   García Canclini, Nestor. (Hrsg.). (1996). *Culturas en globalización. América Latina – Europa – Estados Unidos: libre comercio e integración*. Caracas: Editorial Nueva Sociedad.

   Julien, Claude. (1994). Des politiques hallucinées. In Le Modèle Français en question [Themenheft]. *Maniéres de voir,* 23. Paris : Le Monde diplomatique, SS. 12-16.

8. Internetzitate werden alphabetisch nach Autorennamen geordnet; falls kein Autor bekannt ist, beginnt der Hinweis mit dem Titel des Dokuments (falls vorhanden), bzw. dem Namen der Internetquelle, sodann folgt die genaue Fundstelle mit Datum der Entnahme.

   Beispiel:
   Taubert, Uwe. (2005). Dehler Yachtbau unter neuer Leitung. In http://home.t-online.de/home/uwe.taubert/dehler.htm (04.05.2005).

Adresse der Redaktion: Dr. Werner Müller-Pelzer, Fachhochschule Dortmund, Fachbereich Wirtschaft, Dortmund Institute for European and International Business, Emil-Figge-Straße 44, D-44227 Dortmund, Email: werner.mueller-pelzer@fh-dortmund.de